

ZUM ALLTÄGLICHEN UMGANG MIT RASSISMUS

**ANTWORTEN VON MIGRANTINNEN
AUF DISKRIMINIERUNGSERFAHRUNGEN**

PIER-PAOLO PASQUALONI

FORSCHUNGSBERICHT NR. 56

BAND I: THEORETISCHE UND METHODOLOGISCHE ZUGÄNGE

**Institut für Soziologie
Universität Innsbruck**

2004

im Rahmen des EQUAL-Projektes

MIDAS

***Wirksame Strategien gegen Rassismus
und Diskriminierung am Arbeitsmarkt***

MODUL I: EMPOWERMENT DURCH SELBSTORGANISATION VON MIGRANTINNEN



Vorwort des Institutsvorstands

Mit diesem – in fünf Teilen erscheinenden – Forschungsbericht werden die theoretischen und methodischen Grundlagen, der Forschungsprozess und die Ergebnisse des Moduls 1 *Empowerment durch Selbstorganisation von MigrantInnen* des vom Europäischen Sozialfonds (ESF) und vom österreichischen Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit im Rahmen der Gemeinschaftsinitiative *EQUAL* in Auftrag gegebenen und finanzierten Projekts *MIDAS – Wirksame Strategien gegen Rassismus und Diskriminierung am Arbeitsmarkt* dokumentiert. Das Institut für Soziologie hat gerne die wissenschaftliche Federführung für dieses Projektmodul übernommen, und zwar aus folgenden Gründen:

- Das Projekt bot die Gelegenheit, einen bisher wenig erforschten Bereich zu untersuchen – die Strukturen der Selbstorganisation und die Potentiale der Selbsthilfe von MigrantInnen in Österreich.
- Das Projekt bot die Gelegenheit, Erfahrungen mit einem nicht unumstrittenen Forschungsansatz zu sammeln, und zwar mit dem Forschungsansatz der Aktionsforschung. Dabei werden (a) im Sinne einer Triangulation unterschiedliche Erhebungstechniken miteinander kombiniert und (b) der Forschungsprozess in Form von Rückkoppelungsschleifen mit einem Prozess der Selbstreflexion der „ProbandInnen“ und mit deren Befähigung zur aktiven Veränderung ihrer sozialen Umwelt verbunden.
- Durch die Mitwirkung von MigrantInnen an der Projektarbeit eröffnete sich für alle Mitglieder des Forschungsteams die Möglichkeit, selbst in einem Prozess interkulturellen Lernens kulturelle Vorurteile und blinde Flecken zu entdecken und zu überwinden und den Umgang mit kultureller Vielfalt einzuüben.
- Last not least bot sich dem Institut mit diesem Projekt die Möglichkeit, einen kleinen Beitrag zur sozialen Integration von MigrantInnen und zur interkulturellen Verständigung in unserer doch oft in einem erschreckenden Ausmaß xenophoben Gesellschaft zu leisten.

Ich danke dem Projektteam, insbesondere dem Erfinder und Leiter des Gesamtprojekts Gerhard Hetfleisch, dem „spiritus rector“ des Modulkonzepts Pier-Paolo Pasqualoni und den hauptverantwortlichen ModulmitarbeiterInnen Mishela Ivanova und Andreas Oberprantacher, für ihre originelle, gewissenhafte und effektive Arbeit und hoffe, dass diese Arbeit die Theorie und die Praxis der Integration ein Stück weiter gebracht hat.

Inhaltsübersicht

| | |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------|
| Einleitung | 6 |
| 1. Theoretische Zugänge und Forschungsansätze | 11 |
| 1.1. Rassismus: Begriff und Abgrenzungen..... | 14 |
| 1.1.1. Zum Rassismusbegriff..... | 14 |
| 1.1.2. Begriffliche Abgrenzungen..... | 16 |
| 1.2. Gruppendynamik im sozialen Raum: Rassismus als Platzanweiser in der gesellschaftlichen Hierarchie..... | 26 |
| Erste Zwischenbetrachtung: Zum relationalen Charakter menschlichen Erlebens und Handelns - eine Standortbestimmung im Feld konkurrierender Paradigmen..... | 35 |
| 1.3. Coping: Bewältigung im sozialen Kontext?..... | 38 |
| Zweite Zwischenbetrachtung: Annäherung an einen Begriff des Sozialen..... | 43 |
| 1.4. Identität in pragmat(ist)ischer Hinsicht..... | 49 |
| 1.4.1. Zur Identitätskonzeption bei George Herbert Mead..... | 50 |
| 1.4.2. Erving Goffman: Stigma..... | 51 |
| 1.4.3. Lothar Krappmanns Konzept der balancierenden Ich-Identität..... | 56 |
| 1.5. Diskriminierungserfahrungen und ihre Bewältigung im Rahmen der Social Identity Theory..... | 58 |
| 1.6. Umgang mit Rassismus: Empirische Befunde..... | 61 |
| Dritte Zwischenbetrachtung: Sprache und Identität..... | 65 |
| Zum Wechselspiel von Sprache(n) und Identität am Beispiel der slowenischen Minderheit in Kärnten..... | 67 |
| Code-Switching..... | 71 |
| Positioning..... | 72 |
| 2. Aktionsforschung als Vernetzungsarbeit: Kontext, Zielsetzung und Methoden | 75 |
| 2.1. Bekämpfung von Rassismus und Sexismus: Aktionsforschung zur Stärkung der Zusammenarbeit..... | 81 |
| 2.2. Interviews und Fokusgruppen im Rahmen von Action Research: Kohärenz und Gütekriterien..... | 84 |
| 2.3. Interviews in MigrantInnenvereinen und mit ausgewählten EinzelakteurInnen..... | 91 |
| 2.4. Biographische Interviews und Fokusgruppen: Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien von MigrantInnen..... | 94 |
| 2.4.1. Biographische Interviews..... | 95 |
| 2.4.3. Fokusgruppen..... | 100 |
| 2.5. MigrantInnenforen, Arbeitsgruppen, Vernetzungstreffen..... | 106 |
| Resümee..... | 108 |
| Literatur | 111 |
| Anhang | 127 |
| Interviewleitfaden für EntscheidungsträgerInnen in Vereinen von und für MigrantInnen..... | 127 |
| Interviewleitfaden für im Integrationsbereich engagierte Einzelpersonen..... | 131 |
| Gedächtnisprotokoll: Fragen zu den biographischen Interviews..... | 132 |
| Gedächtnisprotokoll: Fragen zu den Fokusgruppen..... | 133 |
| Transkriptionsregeln und Übersetzungsrichtlinien..... | 134 |
| Zusammensetzung der Fokusgruppen..... | 135 |
| Grobauswertung der gemischtgeschlechtlichen multikulturellen Fokusgruppe..... | 136 |
| Grobauswertung der gemischtgeschlechtlichen monokulturellen Fokusgruppe..... | 138 |

| | |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Grobauswertung der multikulturellen Frauengruppe | 140 |
| Grobauswertung der monokulturellen Frauengruppe..... | 143 |
| Grobauswertung der monokulturellen Männergruppe | 145 |
| Wie gehen MigrantInnen mit Diskriminierung um? Ergebnisbericht und Diskussionsvorlage für die MigrantInnenforen im Rahmen des Projektes MIDAS | 147 |

Einleitung

Die Frage des interkulturellen Zusammenlebens ist geprägt von Ambivalenz und Unsicherheiten. Missverständnisse, aber auch eine Vielzahl wechselseitiger Abwertungs- und Ausgrenzungsmechanismen gehören hier zum Alltag. Dabei geht es um Unterschiede, die in unserem gesellschaftlichen Umfeld nicht nur eine gewisse Rolle spielen, sondern tatsächlich einen Unterschied machen: in der Art, wie wir einander betrachten, begegnen, behandeln (vgl. Bateson 1981, 582; Ivanova/Pasqualoni 2004b, 66).

Paul Mecheril und Thomas Teo (1997, 8) leiten den von ihnen herausgegebenen Sammelband „Psychologie und Rassismus“ mit folgenden Fragen ein: „(a) Wie läßt sich Rassismus denken? (b) Wie läßt sich Rassismus leben? (c) Wie läßt sich Rassismus überwinden?“ Unter dem Gesichtspunkt der impliziten Dichotomie von TäterInnen und Opfern, die ihrer zweiten Frage zugrunde liegt, fällt auf, „dass sich die meisten sozialwissenschaftlichen Studien auf die Täter beziehen, kaum auf die Opfer“ (ebd., 9; vgl. hierzu auch Adams 1991; Gaines/Reed 1995; Jones 1997; Mellor 2004). Dass die selektive Erfassung *einer* Gruppe von Betroffenen – zumal jener, die von den Folgen ihres Handelns weniger weit reichend betroffen ist – wenig zur Lösung eines Problems beitragen kann, das gerade im Zusammenspiel und nicht selten im Gegeneinander mehrerer (Konflikt-)Parteien entsteht, liegt auf der Hand.

Rassismus ist nach Michel Wieviorka als eine soziale Pathologie anzusehen. Ihre Verbreitung läßt sich auf die Abwesenheit, Schwäche oder Inversion sozialer Bewegungen im Kontext einer krisenhaften Moderne zurückführen¹: „Racism is an *action*, with its elementary forms, its representations, its active behaviours, its political expressions, its modes of mobilization; and also with its history, its ‚grand narratives‘, its memory, its varying purchase on different periods and societies, its inflections or fluctuations, its leaders and doctrinarians, and also its more or less explicitly anti-racist opponents. But, though it is an action, it is not one that can be studied in itself, without taking other actions into consideration. It can, admittedly, be isolated and its specificity must be acknowledged, its elementary form and specific logics identified; but only in extreme cases, where all other meaning is wiped out, is racism a naked force, a pure signification. Most often, it progresses as a function of two gradients and the combination of the tendencies they represent: it develops as social relations decay or social movements have difficulty forming, as communal

¹ „[T]he spread of racism takes place against a background of the breakdown, absence or inversion of social movements and, more generally, of a crisis of modernity“ (Wieviorka 1995, 125).

action and consciousness undergo change and, more widely, as the two split apart. This is why it seemed right to set it within a triangular field – with racism itself at one apex of that field, social movements at the second, and communal movements at the third – and to examine the principal relationships in play within this properly sociological field” (Wieviorka 1995, 124).²

Für die Betroffenen bleibt in dieser Konzeption allerdings wenig Spielraum, sich effektiv zur Wehr zu setzen und ihre Situation zu verändern. Dieser soziologischen Sichtweise wäre im Rahmen einer positiven Psychologie, welche die Notwendigkeit einer konsequenten Ressourcenorientierung reflektiert und berücksichtigt (vgl. Seligman/Csikszentmihalyi 2000; Seligman 2002), ein Forschungsprogramm zur Seite zu stellen, wie es von Mecheril und Teo (1997, 8) formuliert wird: „Wir wollen psychologisch relevante Antworten geben, wobei wir die Perspektive einer Psychologie einnehmen, die sich bemüht, Rassismus in Gedanken, Worten und Taten zu überwinden. Daß dabei andere sozialwissenschaftliche und philosophische Ansätze nicht ausgeblendet werden können und es vielmehr einer sozialwissenschaftlichen Kooperation bedarf, sollte selbstverständlich sein.“

Im Projekt *MIDAS – Wirksame Strategien gegen Rassismus und Diskriminierung am Arbeitsmarkt* erfolgte der Versuch, über die Vernetzung von MigrantInnenvereinen in mehreren österreichischen Bundesländern zum Empowerment von MigrantInnen und zur Bekämpfung rassistischer und sexistischer Diskriminierung beizutragen. Die zentrale Fragestellung bezog sich auf Rassismus- und Sexismuserfahrungen sowie auf Umgangsformen, die MigrantInnen entwickeln, um sich vor solchen Übergriffen zu schützen, davon abzugrenzen, dagegen anzukämpfen. Unter Einbeziehung möglichst vieler MigrantInnen und MigrantInnengruppen wurden gelungene Bewältigungsstrategien erhoben, um ihre Verbreitung zu unterstützen – nicht zuletzt im Zuge eines anhaltenden Diskussionsprozesses, der nach den Prinzipien der Aktionsforschung angeleitet wurde: „Action research [rejects] the concept of a two-stage process in which research is carried out first by researchers and then in a separate second stage the knowledge generated from the research is applied by practitioners. Instead, the two processes of research and action are integrated” (Somekh 1995, 34). Die Schwierigkeit dieses Unterfangens soll in der nachfolgenden Darstellung keineswegs heruntergespielt werden: „Kommunikation über Rassismus... zwischen unterschiedlich vom Rassismus Betroffenen wird augenblicklich von Verletzungen, vermuteten Angriffen und heftig abgewehrten Angriffsvermutungen, von Kränkungen und unmittelbar erfahrenen Ungerechtigkeiten beeinflusst“ (Mecheril/Teo 1997, 9).

² Eine äquivalente Aufschlüsselung des Untersuchungsfeldes nehmen Etienne Balibar und Immanuel Wallerstein (1990) in ihrem Buch „Rasse, Klasse, Nation“ vor.

In 127 Leitfaden-Interviews, 23 biographischen Interviews und 7 Fokusgruppen haben MigrantInnen unterschiedlicher Herkunftsländer von Diskriminierungserfahrungen berichtet und eine Reihe von Strategien thematisiert, die sich in ihren Augen jeweils mehr oder weniger als geeignet erwiesen, um sich rassistischen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern zu widersetzen. Im übergeordneten konzeptuellen Rahmen der Aktionsforschung konnten die Ergebnisse dieser Untersuchungen in drei Foren zur Diskussion gestellt werden, an denen die befragten MigrantInnen selbst – als unsere Auskunftspersonen, Gesprächs- und ForschungspartnerInnen – aktiv beteiligt waren. Auf der breiten empirischen Basis ihrer Berichte, Erzählungen und Diskussionen sowie in mehreren themenbezogenen Arbeitsgruppen, die sich bei den MigrantInnenforen gebildet und – im Hinblick auf eine letzte Zusammenkunft im Rahmen des Projektes (Vernetzungstreffen) – konkreter Problembereiche angenommen hatten, haben sich unterschiedliche Formen des Umgangs mit Diskriminierung herauskristallisiert. Insgesamt wurde dabei deutlich, dass Migrantinnen und Migranten keineswegs in ihrem Opferstatus verharren, sondern dass sie vielmehr über eine Reihe von Umgangsformen verfügen, um rassistischen und sexistischen Übergriffen entgegenzutreten. Die Frage eines „gelungenen“ Umgangs bemisst sich nicht zuletzt an der Fähigkeit, Bewusstseinsprozesse in Gang zu setzen und sich rassistischen Zumutungen zu widersetzen. Kollektive Bezüge nahmen in einer Reihe von Interviews und Fokusgruppen sowie in der Diskussion der wichtigsten Auswertungsergebnisse im Rahmen der MigrantInnenforen einen großen Stellenwert ein. Um der Komplexität und Tragweite des Erlebens und Handelns in einem gesellschaftlichen Umfeld Rechnung zu tragen, dessen Auswirkungen weder auf „das Individuum“, noch auf seine „Umwelt“ beschränkt bleiben, muss die individuelle Dimension der Bewältigung, die in gegenwärtigen Studien im Vordergrund steht, durch eine kollektive Dimension ergänzt werden. Eine Berücksichtigung der vielfältigen Dynamik von Wechselwirkungen, die zur Aufrechterhaltung rassistischer und sexistischer Strukturen beitragen, bleibt in diesem Forschungsfeld nicht weniger als in der gesellschaftlichen Realität eine der vorrangigen Herausforderungen.

Im vorliegenden Überblicksband soll der Aktionsforschungsprozess theoretisch und methodologisch fundiert werden: Es erfolgt eine Kontextualisierung der Diskriminierungserfahrungen, der vielfältigen Bewältigungsformen und der Vernetzungserfahrungen, die in den Interviews und Fokusgruppen sowie in den weiterführenden MigrantInnenforen, Arbeitsgruppen und Vernetzungstreffen in Erscheinung traten. Die Fragestellung wird in ihre theoretischen Bezüge sowie in den Projektzusammenhang eingeordnet und die Wahl der Methoden dokumentiert und begründet.

Die Erfahrungen, Diskussionspunkte und Einsichten der MigrantInnen, die an den unterschiedlichen Etappen des Projektes beteiligt waren, werden in den nachfolgenden

Bänden des vorliegenden Forschungsberichts dokumentiert: In Band 2 stellt Andreas Oberprantacher das inhaltsanalytische Verfahren GABEK vor, mit dem alle Interviews im Rahmen des Projektes ausgewertet wurden. Es folgt eine detaillierte Analyse der Leitfaden-Interviews mit Verantwortlichen ausgewählter Vereine von und für MigrantInnen und mit einzelnen im Migrationsbereich engagierten AkteurInnen sowie – in Band 3 – der biographischen Interviews mit in Österreich lebenden Migrantinnen und Migranten. Mishela Ivanova beschreibt in Band 4, ausgehend von einer inhaltsanalytischen Auswertung der Fokusgruppen, Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien, die im Gruppenkontext diskutiert und verhandelt wurden. Sie skizziert ein mehrdimensionales Coping-Modell, das die erhobenen Umgangsformen mit Rassismus berücksichtigt. Band 5 gibt Einblick in die Ergebnisse der breit angelegten Erhebung von MigrantInnenvereinen, die für die nachfolgenden Forschungsaktivitäten als Ausgangspunkt diente. Gerhard Hetfleisch, Anita Konrad und Vera Sartori fassen darin auch Verlauf und Ergebnisse der MigrantInnenforen, Arbeitsgruppen und Vernetzungstreffen zusammen und diskutieren die praktische Umsetzung von Empowerment sowie einer Vermittlung von Theorie und Praxis im Rahmen des Moduls.

Im Zuge eines gemeinsamen Dissertationsprojekts der AutorInnen des ersten und des vierten Bandes erfolgte eine vertiefende wissenschaftliche Aufbereitung der Bewältigungsformen, die in den biographischen Interviews und den Fokusgruppen erhoben wurden. Dieser Forschungsbericht greift auf wesentliche Teile dieser weiterführenden Auseinandersetzung zurück. Auszüge bislang unveröffentlichter Vorarbeiten sind auf der Website des Projektes MIDAS abrufbar (<http://www.midasequal.com>). In Vorbereitung befindet sich zudem eine Broschüre, in der ausgewählte Ergebnisse der forschungsbezogenen Projektteile für ein breiteres Publikum aufbereitet werden (ZeMiT, i.V.).

Zu danken ist schließlich all jenen Personen, die zum Gelingen der hier dargestellten Studien maßgeblich beigetragen haben: allen voran den InterviewerInnen und ihren InterviewpartnerInnen, den ModeratorInnen und den TeilnehmerInnen der Fokusgruppen, der MigrantInnenforen und der Vernetzungstreffen. Attila Dincer, Daniela Dupor, Josef Gojo, Doris Hildebrand, Marija Knezevic, Günes Koc, Thomas Oberhofer, Vera Sartori und Slawek Sowka haben Vereine von und für MigrantInnen aufgesucht, mit Verantwortlichen Leitfaden-Interviews geführt und entsprechend dokumentiert. Daniela Dupor hat alle Ergebnisprotokolle gewissenhaft zusammengetragen und zur Auswertung weitergeleitet. Die Auswertung der Leitfaden-Interviews und der biographischen Interviews lag im Verantwortungsbereich von Andreas Oberprantacher. Bei Waltraud Finster und Meinrad Ziegler möchte sich der Autor für ihre kritische Durchsicht und Diskussion des Konzepts für die biographischen Interviews bedanken, bei Mishela Ivanova für die gemeinsame

Ausarbeitung des Designs und die Koordination der biographischen Interviews, der Fokusgruppen sowie der entsprechenden Schulungen. Irenaeus K.C. Anyanwu, Vesna Cekic, Attila Dincer, Daniela Dupor, Mariola Egger, Almir Eminagic, Abidi Fethi, Monika Frind, Afsaneh Gächter, Julia Ha, Doris Hildebrand, Selin Prakash-Özer und Zoran Sijakovic verdanken wir neben ihrer engagierten Interviewtätigkeit und ihrer aktiven Beteiligung an den vorbereitenden Schulungen auch die Transkription und die Übersetzung der Interviews und der Fokusgruppen sowie die Anfertigung von Gedächtnisprotokollen. Thomas Schneider war im Rahmen eines Praktikums an der Auswertung der Fokusgruppen beteiligt, die von Mishela Ivanova ausgearbeitet und fertiggestellt wurde. Attila Dincer, Monika Frind-Tatzl, Anita Konrad, Selin Prakash-Özer und Vera Sartori waren für die Organisation und Dokumentation der MigrantInnenforen und der Vernetzungstreffen sowie für die Begleitung der Arbeitsgruppen über den gesamten Zeitraum zwischen diesen Zusammenkünften verantwortlich. Bedanken möchten wir uns auch bei Esra Hashemi-Shirazi für ihre Tätigkeit und ihren Erfahrungsbericht als „externe“ Moderatorin der MigrantInnenforen.

Ein besonderer Dank gilt Max Preglau für seine wertvollen Anregungen und die kritische Begleitung der vorliegenden Studien, die bis in die Antragsphase zurückreicht. Neben Vincenzo Bua, Monika Zisterer und den AutorInnen der nachfolgenden Bände hat er mit seinen Rückmeldungen zu früheren Versionen dieses Manuskripts nicht zuletzt auch zu der hier vorliegenden Fassung beigetragen. Gerhard Hetfleisch, dem Geschäftsführer des Projektes MIDAS, kommt für das Gesamtprojekt das Verdienst zu, bei der Antragstellung wesentliche inhaltliche Weichen gestellt zu haben. Mit Max Preglau, Selin Prakash-Özer und mit dem Autor dieses Bandes hat er – vor allem in der Zeit der Antragstellung – zu den vorliegenden Studien einen regen und produktiven Austausch gepflegt und, mit Vera Sartori als Projektmanagerin, im gesamten Verlauf des Projekts die notwendigen Rahmenbedingungen bereitgestellt, um die Studien zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen.

Koordiniert wurde das Gesamtprojekt von der *ARGE MigrantInnenberatung Österreich*. Die entsprechenden Projektaktivitäten begannen im Spätherbst 2002 und erstreckten sich über zwei Jahre. Sie wurden im Rahmen der Gemeinschaftsinitiative *EQUAL* vom *Europäischen Sozialfonds* und vom österreichischen *Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit* finanziert. Für das Modul *Empowerment durch Selbstorganisation von MigrantInnen*, auf das sich der vorliegende Forschungsbericht bezieht, trug das *Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT)* in Kooperation mit den Beratungsstellen in Graz (*Zebra – Zentrum zur sozialmedizinischen, rechtlichen und kulturellen Betreuung von Ausländern und Ausländerinnen in Österreich*) und in Linz (*migrare – Zentrum für MigrantInnen Oberösterreich*) und mit dem *Institut für Soziologie* an der Universität Innsbruck die Verantwortung.

1. Theoretische Zugänge und Forschungsansätze

In einem ersten Anlauf sollen zunächst die theoretischen Ausgangspunkte benannt werden, von denen wir uns in der nachfolgenden Analyse leiten lassen. Drei Forschungsfelder sind gegenwärtig für die angesprochene Problematik gleichermaßen relevant wie disparat: Einer geradezu unüberschaubaren Anzahl neuerer Studien zum Rassismus stehen im Rahmen der Sozialpsychologie eine Fülle von Forschungsarbeiten zur sozialen Identität und zur psychosozialen Bewältigung (*coping*) gegenüber, die eine – gleichfalls boomende – Parallelexistenz führen. Die jeweiligen Ansätze in diesen Forschungsfeldern weisen gerade in Bezug auf die bislang weit gehend ausgesparte Problematik der „Opferseite“ einer rassistischen Konstellation eine Reihe von Verbindungen auf, eine wechselseitige Bezugnahme erfolgt jedoch äußerst selten.³

In den nachfolgenden Ausführungen sollen daher Prämissen, Fragestellungen und ausgewählte Ergebnisse der genannten Forschungstraditionen Berücksichtigung finden, nicht zuletzt in der Absicht, die Notwendigkeit ihrer Synthese zu untermauern. Ihre partielle Unvereinbarkeit auf der Ebene der Modellbildung, die eine solche Synthese erschwert, erfordert eine vergleichende Analyse, deren Umriss hier lediglich skizziert werden können: Zur Berücksichtigung der reziproken Dynamik zwischen Subjekten und Strukturen, zu deren Aufrechterhaltung die Subjekte – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – selbst beitragen und deren Veränderung nicht zuletzt von ihrem Handeln abhängt, erscheint die Wechselwirkung zwischen Individuum und Umwelt, wie sie der vorherrschenden Psychologie als Arbeitshypothese zugrunde liegt, revisionsbedürftig. Eine Synthese der angeführten Ansätze muss somit – etwa durch Rückbesinnung auf interaktionistische und/oder tätigkeitspsychologische⁴ Ansätze – zur Sozialität hin geöffnet werden.

Im Rahmen einer Konzeption, die über einen Begriff des Sozialen verfügt und ihm den gebührenden Stellenwert in der Theoriebildung einräumt, fiel es auch weniger schwer, der Fiktion der Herrschaftsfreiheit zu entgehen und das gegebene Ungleichgewicht auf der schiefen Ebene der Machtverteilung und des Zugangs zu Ressourcen in die Analyse einzubeziehen. Das gegenwärtig vorherrschende, kognitivistische Forschungsparadigma läuft selbst Gefahr, zur Reproduktion der bestehenden Verhältnisse beizutragen: In der „Frage, wie sich Rassismus überwinden läßt“, gelangt „[d]ie traditionelle Psychologie... mit

³ Als die Regel bestätigende Ausnahmen seien David Mellors (2004) Bezugnahme auf die Copingforschung und Jan Skrobaneks (2004) Rezeption der *Social Identity Theory* angeführt.

⁴ Vgl. hierzu Wygotski 1986 und Leontjew 1982.

ihren Theorien, Methoden und Techniken schnell an Grenzen, weil sie kaum in der Lage ist, das Intrapsychische der Täter und Opfer als Teil des Interpsychischen (im Sinne von Wygotski) zu begreifen“ (Mecheril/Teo 1997, 10 f.).

Nach einer einleitenden Diskussion des Rassismusbegriffs werden in den nachfolgenden Abschnitten die vorliegenden Forschungsansätze zur psychosozialen Bewältigung (*coping*), die interaktionistische Begriffsbildung und ausgewählte sozialpsychologische Befunde zur sozialen Identität dargestellt, die für die hier vorgestellten Überlegungen einen Referenzrahmen abgeben. Die Klärung des Rassismusbegriffs geht bereits mit der Darstellung ausgewählter Erklärungsansätze einher: Die ihm zugrunde liegende Ideologie gerät im Anschluss an Clifford Geertz (1964; vgl. Boudon 1988, 31 ff.) und Michel Wieviorka (1995) als symbolische Handlung in den Blick. Eine Auseinandersetzung mit den grundlegenden Prozessen der Wahrnehmung, des Denkens und Handelns (Habitus) und den Ausführungen zum sozialen Raum bei Pierre Bourdieu soll dazu beitragen, die disparaten Forschungsperspektiven zur sozialen Ungleichheit – in denen herkömmlichen Klassen- und Schichtmodellen eine Reihe von Lage-, Lebensstil- und Milieuansätzen gegenüberstehen – zusammenzuführen. Indem „Klassen und Lebensstile in einem Modell“ (Burzan 2004, 138) erfasst werden, zeichnet sich bereits die Möglichkeit einer Synthese der disparaten Forschungsansätze und Forschungsfelder ab, die sich der Konzeption des sozialen Raums bedient und weniger ihre Divergenzen, als vielmehr ihre Nähe zur interaktionistischen Begriffsbildung hervorhebt. Während der Interaktionismus in Bezug auf die zugrunde liegende Fragestellung – den Umgang mit Rassismus und Diskriminierungserfahrungen im Alltag von MigrantInnen – die dynamischen Aspekte stärker betont, steht bei Bourdieu die beharrliche Struktur und Reproduktionsweise gesellschaftlicher Hierarchien im Vordergrund.

Im Wechselspiel der genannten Ansätze erfolgt der Versuch, die hauptsächlichen Bedingungen zu klären, die einer Integration von MigrantInnen entgegenstehen. Die Frage der Anerkennung persönlicher, sozialer und politischer Identitäten (Honneth 1994, Taylor 1992), die trotz der zunehmenden Bedeutung und Popularität grenzüberschreitender Zusammenarbeit vordergründig noch immer einem nationalstaatlichen bzw. lokalen, jedenfalls jedoch einem monokulturellen und monolingualen Zerrbild folgt, erweist sich dabei nach wie vor als zentral. Als Regulativ zum kognitivistischen Nährboden, welcher dem Konzept der Bewältigung zu seiner Verbreitung verholfen hat und zu dem der Begründer der Copingforschung Richard Lazarus selbst wesentlich beigetragen hat, wird den vorgestellten Ansätzen eine skizzenhafte Ausführung zu den forschungsleitenden Paradigmen und einem sich abzeichnenden Paradigmenwechsel der akademischen Psychologie im letzten Jahrhundert vorangestellt. Diese Standortbestimmung erfolgt nicht zuletzt in der Absicht, den eigenen Ausgangspunkt in Bezug auf die für die vorliegenden Studien zentralen Konstrukte

menschlichen Erlebens und Handelns – die als traditionelle Gegenstandsbereiche der Psychologie in den Blick genommen werden – zu benennen. Ihr relationaler Charakter wird in nahezu allen zeitgenössischen Forschungsansätzen hervorgehoben, wenn auch unterschiedlich konzeptualisiert, mit weit reichenden Konsequenzen für die Modellbildung, die zugrunde liegenden Fragestellungen, Forschungsstrategien und Untersuchungsergebnisse: Im kognitionspsychologischen Modell steht *eine Person* ihrer *Umwelt* gegenüber und ist im Wesentlichen mit der Verarbeitung (und „Bewältigung“) der Informationen befasst, die ihr in dieser binären Gegenüberstellung zugänglich sind. In Bezug auf die Mitmenschen sind in diesem Modell entsprechend vorrangig *soziale Kognitionen* von Interesse. Ihre gegenüber anderen Kognitionen hervorgehobene Stellung, die generelle Bedeutung des Sozialen für Kognitionen, Emotionen, etc. und die Rolle historischer Einflüsse bleiben in der binären Konstellation, die diesem Modell zugrunde liegt, zumeist ausgespart: Um einen möglichst adäquaten Zugang zu einem Menschen zu finden, sind wir ebenso auf die Preisgabe seiner Kognitionen angewiesen wie auf die Kontrolle unserer eigenen; ersteres markiert den deutlichen Kontrast der Kognitionspsychologie zum Behaviorismus, letzteres ihren Widerspruch zu den Prämissen der Aktionsforschung, die den forschungsbezogenen Teilen des Projektes als Leitfaden dienten (vgl. hierzu Teil 2 in diesem Band).

1.1. Rassismus: Begriff und Abgrenzungen

Die nachfolgenden Abschnitte sind dem Begriff und der Funktionsweise des Rassismus gewidmet. Angesichts der immer noch vorherrschenden „Begriffsverwirrung“ und einer weit reichenden Anarchie in der Verwendung unterschiedlicher Begriffe für einen fest umrissenen Gegenstand scheint es sinnvoll, Rassismus von konkurrierenden Begriffen abzugrenzen, die im Begriffsfeld interferieren und in der wissenschaftlichen Diskussion zur Bezeichnung ähnlicher oder verwandter Phänomene herangezogen werden.

1.1.1. Zum Rassismusbegriff

Als Kern der 'Rassen'-Theorien ist die Einteilung der Menschheit auf der Basis des Abstammungsgedankens in Gruppen anzusehen, denen kollektive Eigenschaften zugeschrieben werden, die als weitgehend stabil verstanden und in bestimmter Weise bewertet werden. Abstrahiert man vom Abstammungsgedanken, so kann die Grundfigur der 'Rassen'-Theorien im Sinne einer (fiktiven) Herkunftsgemeinschaft begriffen werden.

Johannes Zerger 1997, 72 f.

Auf der Basis einer begriffs- und ideengeschichtlichen Auseinandersetzung mit der Kategorie „Rasse“ nimmt Johannes Zerger (1997, 73) in seinem Buch „Was ist Rassismus?“ folgende Begriffsbestimmung vor: ‚Rassen‘ werden vorgestellt als „Abstammungs- oder Herkunftsgemeinschaften... denen bestimmte kollektive Merkmale zugeschrieben werden, welche als nicht oder nur schwer veränderlich angesehen und einer (expliziten oder impliziten) Wertung unterzogen werden.“

Karin Priester (2003, 7) hält im Zuge ihrer Ausführungen zur Sozialgeschichte des Rassismus fest: „[R]assistisches Denken beruht auf der Annahme eines unlösbaren Zusammenhangs von somatischen und psychischen, körperlichen und seelisch-intellektuellen Eigenschaften oder Fähigkeiten, damit aber auch von Kultur und Natur.“ Sie fügt hinzu: „In dem Maße, wie der Begriff ‚Rasse‘ politisch diskreditiert und sein wissenschaftlicher Erkenntniswert in Frage gestellt wurde, wuchs die Verbreitung des Begriffs ‚Rassismus‘“ (ebd.).

In den vorliegenden Analysen lehnen wir uns an Zergers Definition von Rassismus an:

„Rassismus umfaßt Ideologien und Praxisformen auf der Basis der Konstruktion von Menschengruppen als Abstammungs- oder Herkunftsgemeinschaften, denen kollektive Merkmale zugeschrieben werden, die implizit oder explizit bewertet und als nicht oder nur schwer veränderbar interpretiert werden“ (Zerger 1997, 81). Eine Aufschlüsselung der angesprochenen Elemente findet sich bei Margret und Siegfried Jäger, die Rassismus als eine diskursive Haltung charakterisieren, die (eine Gruppe von) Menschen „1. als genetisch oder kulturell bedingt *anders* zur Kenntnis nimmt, 2. diese Andersartigkeit *negativ (oder positiv) bewertet* und dies 3. aus der Position der *Macht* heraus tut“ (Jäger/Jäger 1992, 685). Im Zuge der Entkolonialisierung und einer verstärkt einsetzenden Immigration nach Europa in der Nachkriegszeit ortet Etienne Balibar (1990, 28) die für moderne Gesellschaften charakteristische Verschiebung zu einem „Rassismus ohne Rassen‘..., dessen vorherrschendes Thema nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen ist“. Diese sublimere Form „eines Rassismus, der – jedenfalls auf den ersten Blick – nicht mehr die Überlegenheit bestimmter Gruppen oder Völker postuliert, sondern sich darauf ‚beschränkt‘, die Schädlichkeit jeder Grenzverwischung und die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen zu behaupten“, bezieht ihre Legitimation daraus, dass sie „*nicht die rassistische Zugehörigkeit, sondern das rassistische Verhalten zu einem natürlichen Faktor erklärt*“ (Balibar 1990, 30) – „schließlich haben die rassistischen Diskurse sich bei ihrer Suche nach natürlichen Symbolen der Minderwertigkeit nicht einfach auf körperliche Merkmale beschränkt. Namen und Anredeformen, Geisteshaltungen und Lebensbedingungen, Kleidung und Brauchtum – alle Arten von Sozialverhalten und kultureller Praxis sind zu Dienst gepreßt worden, das ‚Wesen‘ irgendeiner ‚Rasse‘ zu bezeichnen. In der Sichtung dieses Materials verhalten sich die rassistischen Kodierungen opportunistisch und folgen einzig einer Ökonomie der Bedeutungen: sie wählen jene Zeichen aus, die für die ideologische Arbeit am geeignetsten sind. Es geht nämlich darum, innerhalb einer bestimmten Reihe historischer Bedingungen für symbolische Repräsentation Differenz und Herrschaft miteinander zu verbinden und zugleich als natürlich erscheinen zu lassen“ (Cohen 1994, 86).

Hund (1999, 10) fasst die kulturelle Wendung im rassistischen Diskurs, auf die Balibar und Taguieff - unabhängig voneinander - 1988 hingewiesen haben, folgendermaßen zusammen: „Rassen sind Resultat, nicht Voraussetzung rassistischer Argumentation. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn rassistische Strategien auf die traditionellen Rassenhierarchien zu verzichten scheinen, um statt dessen kulturell zu argumentieren. Der Rassismus ist bis in die Neuzeit ohne Rassen ausgekommen und hat sich dabei ganz wesentlich kultureller Muster bedient. Die allerdings hat er regelmäßig mit Behauptungen biologischer Differenz verbunden. Von daher unterscheidet er sich nicht von anderen Mustern der Legitimation, die soziale mit natürlichen Ungleichheiten begründen. Die Überlegenheit des Herrn über den

Sklaven, des Mannes über die Frau, des Vaters über das Kind und der Reichen über die Armen werden von derselben Logik konstituiert. Deren Argumentationen laufen parallel, überlagern sich und sind miteinander verschränkt.“

Zuletzt sei noch – mit den Worten von Ute Osterkamp (1997, 95) – auf eine strukturelle Dimension des Rassismus hingewiesen: „Der Begriff ‚institutioneller Rassismus‘ soll deutlich machen, daß rassistische Denk- und Handlungsweisen nicht Sache der persönlichen Einstellung von Individuen, sondern in der Organisation des gesellschaftlichen Miteinanders verortet sind, welche die Angehörigen der eigenen Gruppe systematisch gegenüber Nicht-Dazugehörigen privilegieren.“ Institutionen sind nicht neutral; durch die Wirkungsweise, die sie entfalten, lassen sie sehr wohl ihre Herkunft errahnen und ihre spezifische Prägung zurückverfolgen. Damit „verschiebt sich“ der Fokus der Betrachtung von einer „Suche nach rassistischen Dispositionen der Individuen auf die Frage nach gesellschaftlich organisierten bzw. institutionalisierten Diskriminierungen bestimmter Menschengruppen, so daß sich die einzelnen in Anpassung an die gesellschaftlichen Vorgaben an diesen Diskriminierungen beteiligen, ohne sich unbedingt dessen bewußt zu sein oder dies zu beabsichtigen“ (ebd.). Ute Osterkamp ruft uns auch den zentralen Punkt von Elias und Scotson (1993) in Erinnerung: Ihnen erschienen „[d]ie Begriffe ‚rassistisch‘ und ‚ethnisch‘“ als „Symptome einer ideologischen Abwehr, welche die Aufmerksamkeit auf Nebeneffekte (wie Unterschiede der Hautfarbe) lenken und von dem zentralen Aspekt, nämlich dem der Machtunterschiede wegführen. Was als ‚Rassenbeziehungen‘ verhandelt wird, seien in Wirklichkeit Etablierte-Außenseiter-Beziehungen: Die Gruppe mit den größten Machtmöglichkeiten versucht, ihren monopolistischen Zugriff auf die Macht dadurch zu wahren, daß sie die Mitglieder anderer Gruppen von den Bastionen ihrer Macht auszuschließen und damit in die Außenseiterposition zu drängen sucht“ (Osterkamp 1997, 97 f.).

1.1.2. Begriffliche Abgrenzungen

Im Folgenden werden einige begriffliche Abgrenzungen vorgenommen: Um die Haupt- und Nebenschauplätze des Rassismus herauszuarbeiten, wird die hier gewählte Begriffsbestimmung gängigen oder alternativen Begrifflichkeiten gegenübergestellt. Unterschiede und Gemeinsamkeiten dieser Begriffe zum Phänomen des Rassismus als dem Gegenstand der vorliegenden Studien werden jeweils gesondert in den Blick genommen .

1.1.2.1. Ethnozentrismus

Ethnozentrisches Verhalten wird erst in Verbindung mit reaktionären, konservativen oder faschistischen Doktrinen Organisationen und Programmen zu dem, wovon die Rede ist: zu Rassismus.

Karin Priester (2003, 9)

Ethnozentrismus bezeichnet eine Haltung, durch die man in der eigenen Kultur und Lebensweise verhaftet bleibt, konkurrierende Lebensformen mehr oder weniger vehement abwehrt bzw. ablehnt - und damit „eine Weigerung, sich auf andere Denkmuster einzulassen“ (Bäsinger et al. 1990, 7): „Eigene Kulturmuster werden mehr oder weniger unbewusst zum Maßstab anderer, fremder Kulturinhalte“ (ebd.) erhoben. Ethnozentrismus stellt ‚ethnische Gruppen‘ gegenüber der eigenen Referenzkultur als minderwertig dar (vgl. Kalpaka/Räthzel 1994, 17). Das ‚Eigene‘ wird als überlegen empfunden und stilisiert, worin sich eine deutliche Parallele zu rassistischen Positionen abzeichnet.

In ihrem Gegenstandsbezug zeichnet sich jedoch ein Gegensatz zwischen Ethnozentrismus und Rassismus ab: Während Ethnozentrismus auf Anpassung an die eigene Kultur und Lebensweise drängt, schreibt Rassismus Differenzen fest, indem er diese als unveränderlich und unüberwindbar konstruiert: „Der Ethnozentrismus tendiert eher dazu, die Assimilation der anderen zu erzwingen. Der Rassismus hingegen beharrt auf der Differenz und – in der Konsequenz – auf dem Ausschluß der anderen“ (Zerger 1997, 91).

Grundlegend für eine Unterscheidung der beiden Haltungen erscheint somit eine Gegenüberstellung nach dem Grad der Veränderbarkeit zugeschriebener Unterschiede, zumal „beim Ethnozentrismus die Übernahme der eigenen Werte durch die Fremdgruppe als durchaus möglich oder gar zwingend notwendig erachtet wird“ (ebd.), eine Möglichkeit, die der Rassismus durch die Konstruktion grundsätzlicher Differenzen schlichtweg leugnet bzw. untergräbt. Rassismus beruht gerade auf der Annahme, unterschiedliche Kulturen seien schlichtweg unvereinbar (vgl. Kalpaka/Räthzel 1994, 17).

Über diese - im Einzelfall oft schwer zu treffende - Unterscheidung hinaus treffen sich Rassismus und Ethnozentrismus auf der funktionalen Ebene wiederum in einem Punkt: Sie sind, „soweit sie selbsttätig von den Individuen entwickelt werden, als Formen der ideologischen Vergesellschaftung zu verstehen. Lebensweisen, die man sich aus Gründen des Überlebens in den bestehenden gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen versagt, werden im Anderen entweder verfolgt, oder auf eine Weise bewundert, die diese Lebensweisen außerhalb der eigenen Person auf den Anderen fixiert. Veränderungsmöglichkeiten, d.h. Formen der Befreiung aus freiwilliger Unterwerfung, die die Stabilität der eigenen Identität gefährden könnten, werden auf diese Weise zurückgewiesen“ (Kalpaka/Räthzel 1994, 41).

1.1.2.2. Xenophobie und Fremdenfeindlichkeit

Xenophobie bezeichnet die Angst vor Fremden. Fremdenfeindlichkeit wird in einer Reihe sozialpsychologischer Erklärungsansätze von Xenophobie (bzw. „Heterophobie“, z.B. bei Memmi 1987) abgeleitet und als ihre Folge oder Steigerungsform angesehen. Oft werden diese beiden Begriffe auch synonym verwendet (z.B. bei Geiss 1988). Die Frustrations-Aggressions-Hypothese, die solchen Ansichten zugrunde liegt, wurde vielfach zurückgewiesen und gilt in der Psychologie als empirisch widerlegt. Gerade im Kontext unserer widersprüchlichen Haltungen zu dem, was uns fremd erscheint, „greift“ sie „in ihrer Monokausalität zu kurz. Eine solche Sicht vernachlässigt nämlich, dass Neugier, Faszination und Anziehung ebenso zu den menschlichen Reaktionsformen auf Fremde(s) gehören und die Verfestigung bestimmter Reaktionsmuster (Kontaktfreudigkeit oder Angst und Abwehr) von gesellschaftlichen und sozialisationsbedingten Faktoren abhängt“ (Zerger 1997, 93; zur Spannweite möglicher Erfahrungen von Fremdheit vgl. auch Schäffter 1991).

Im Bemühen um eine Begriffsklärung hält Zerger (1997, 94 f.) fest, „dass der Begriff des Fremden die Wahrnehmung einer Verschiedenheit, des Anders-Seins, der Nicht-Identität voraussetzt und die Distanz zum Gegenüber ausdrückt. Fremdheit bezieht sich also keineswegs nur auf Unbekannt-Sein, das sich durch Kennenlernen überwinden ließe, sondern meint das Vorhandensein von Unterschieden, die vielfältiger Art sein können und im Kontext sozialer Zuschreibungen gesehen werden müssen. Während der Begriff des Fremden bereits eine Zweiteilung in Eigengruppe und Fremdgruppe vornimmt, bezeichnet der Teilbegriff Feindlichkeit zusätzlich Formen der Gegnerschaft, Ablehnung und Ausgrenzung der Unbekannten, Anderen oder Nicht-Zugehörigen... Die entscheidende Differenz zwischen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus sehe ich vor allem darin, dass die Begründungen der ablehnenden Haltung bei der Fremdenfeindlichkeit unspezifischer sind und weder der Zuschreibung noch der Bewertung spezifischer Merkmale der Fremdgruppe bedürfen.“⁵

Wie undifferenziert und spezifisch andererseits die Reaktionsform bleibt, die der Begriff der Fremdenfeindlichkeit nahelegt, zeigt sich an folgendem Beispiel, das zugleich die Notwendigkeit eines weiteren konzeptionellen Deutungsrahmens verdeutlicht: „Wenn... Einwanderer als hilflose Opfer wahrgenommen werden, denen man helfen muß, und ihnen eigene Handlungsfähigkeit abspricht, indem man bestimmt, welche Hilfe für sie am besten ist, dann kann es sich auch um Rassismus handeln (paternalistische Verhaltensweisen in

⁵ Eine äußerst präzise Bestimmung des Begriffs „Fremdenfeindlichkeit“ findet sich etwa bei Berghold (2002).

Arbeiter- oder Frauenbewegung z.B.) ohne dass dahinter eine feindliche Absicht steht“ (Kalpaka/Räthsel 1994, 12).

In Anlehnung an Georg Simmel unterscheidet Bauman (1997) einerseits den Wandernden, „der heute kommt und morgen geht“ (Simmel 1992, 764) – etwa als Flaneur, Spaziergänger, Tourist: „Lustgewinn wird genau aus der gegenseitigen Fremdheit gezogen, das heißt, aus dem Fehlen von Verantwortung und aus der Gewißheit, daß, was immer zwischen Fremden geschehen mag, es ihnen keine dauerhafte Verpflichtung auferlegt und in seinem Gefolge keine... Konsequenzen hinterläßt“ (Bauman 1997, 214 f.). Von diesem Motiv zu unterscheiden ist die Figur des Fremden, „der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat“ (Simmel 1992, 764). Dieser Fremde *ante portas* „unterminiert die räumliche Ordnung der Welt – die ersehnte Koordination zwischen moralischer und topographischer Nähe, zwischen dem Zusammenhalt von Freunden und der Distanz von Feinden. Der Fremde stört den Einklang zwischen physischer und psychischer Distanz: er ist physisch nahe, während er geistig fern bleibt“ (Bauman 1992, 82 f.).

Hier entfacht sich im Zusammentreffen mit Fremden üblicherweise eine ganz andere Dynamik: „Wenn man den Platz, den sie einnehmen, wirklich nicht umgehen kann, ist die zweitbeste Lösung ein Treffen, das eigentlich keines ist, ein Treffen, das nicht als solches erscheinen will, eine (um Bubers Ausdruck zu verwenden) ‚Vergegnung‘ (im Unterschied zur Begegnung)“ (Bauman 1991, 33).

Bauman versäumt es nicht, diese Problematik in einen gesellschaftlichen Rahmen zu stellen und ihre politischen Konsequenzen zu benennen: „Wir haben erwähnt, dass das bedrohliche/erschreckende Potential des Fremden zunimmt und dass das postmoderne Setting weniger den insgesamten Umfang der potentiellen Freiheit erhöht als sie in zunehmend polarisierter Form neu verteilt – und sie unter den Deprivierten und normativ Regulierten fast gänzlich verschwinden lässt. Angesichts dieser zügellosen Polarisierung kann man erwarten, dass die derzeitige Polarität des sozial produzierten Status des Fremden sich unvermindert fortsetzt. An dem einen Pol wird Fremdheit (und Verschiedenheit ganz allgemein) weiterhin als Quelle angenehmer Erfahrung und ästhetischer Befriedigung konstruiert werden, an dem anderen bedeuten die Fremden die furchteinflößende Verkörperung der Fragilität und Unsicherheit der *Conditio humana*“ (Bauman 2000, 46). Vor diesem Hintergrund erscheint der Befund, wonach Rassismus verstärkt in unteren sozialen Schichten anzutreffen ist, in einem anderen Licht: „Die Angst vor Fremden, tribale Militanz und die Politik des Ausschlusses entstehen alle aus der anhaltenden Polarisierung von Freiheit und Sicherheit. Diese bedeutet für große Teile der Bevölkerung wachsende Ohnmacht und Unsicherheit, die in der Praxis verhindert, was der neue Individualismus in

der Theorie beschwört und zu halten verspricht, aber nicht einlöst: die genuine und radikale Freiheit der Selbstbegründung und der Selbstanerkennung“ (ebd.).

In diesem gesellschaftspolitischen Wechselbad der Gefühle, Gedanken und Handlungsimpulse „kann“ der Fremde „durchaus Mitglied eines Großkollektivs sein, wodurch er mit den Personen, die ihn ablehnen, verbunden ist, und gleichzeitig – weil Nicht-Mitglied eines Unterkollektivs – als Fremder eingestuft werden und daher zum Opfer von Fremdenfeindlichkeit werden. Entscheidend ist dabei jeweils nicht, ob er auch Mitglied eines verbindenden (Groß-) Kollektivs ist, sondern ob dieses Kollektiv im jeweiligen Kontext eine identitätsstiftende Funktion hat“ (Zerger 1997, 95 f.). Dieser Problematik werden wir uns im Kontext der *Social Identity Theory* zuwenden. Auch eignet sie sich gut als Überleitung zur Diskussion des Begriffs der „Ausländerfeindlichkeit“, der im deutschsprachigen Raum eine beachtliche Popularität genießt.

1.1.2.3. Ausländerfeindlichkeit

Der Begriff „Ausländerfeindlichkeit“ bezieht sich auf das Territorialprinzip. Sieht man von unterschiedlichen Enklaven ab, in denen sich diese feindliche Haltung jeweils mit geringerer oder mit höherer Wahrscheinlichkeit äußert (vgl. Baumann 2000), suggeriert der Begriff, dass auf einem national bestimmten Territorium alle Personen mit anders lautender Nationalität mit derselben feindlichen Gesinnung zu rechnen hätten. Bestimmte nationalistische Subjekte würden innerhalb „ihrer“ Staatsgrenzen alle „AusländerInnen“ gleichermaßen ablehnen, unabhängig von ihrer spezifischen Herkunft oder ihrer äußeren Erscheinung. Allen Eingebürgerten müssten sie im Gegenzug selbstverständlich ihren Ort – als Gleichen unter Gleichen – in der eigenen Gesellschaft zugestehen. Dieses Phänomen dürfte in der Realität eher selten anzutreffen sein.

Roth (2002, 50 f.) konstatiert eine „Rassialisierung“ des Begriffs „Ausländer“: Es sei „evident, dass es zwei Sorten Ausländer gibt: die ‚echten‘ und die ehemaligen ‚Gastarbeiter‘ und ihre Familien. So weiß jeder Zuhörer, dass ein Politiker oder ein Wissenschaftler, der zum Thema ‚das Ausländerproblem‘ oder ‚Ausländer in Deutschland‘ spricht, keinen Vortrag über schwedische Touristen hält, sondern über Einwanderer.“ Der Begriff selbst fungiert somit als „Stigmabegriff“ (Hamburger/Seus/Wolter 1984, 33).

In ähnlicher Weise verschleiert der Begriff der Ausländerfeindlichkeit, sofern er als Synonym für „Rassismus“ verwendet wird, die tatsächliche Hierarchisierung unterschiedlicher Gruppen und Typen von „Ausländern“. Über die angesprochene Pauschalisierung hinaus wird in der Literatur zur Ausländerfeindlichkeit oftmals die Dimension rassistischer Ausgrenzungsformen verkannt: „Mit dem Begriff ‚Ausländerfeindlichkeit‘ wird also sowohl das Objekt wie auch der

Mechanismus von Ausschließungspraxen und Diskriminierungen verschleiert“ (Kalpaka/Räthsel 1994, 12).

Ausländer sind in Österreich demnach weniger die deutschen Nachbarn bei ihrem Aufenthalt als Touristen oder als Arbeitskräfte in Österreich. Die „Deutschen“ sind „die Deutschen“. Der Begriff des Ausländers stellt in der Alltagssprache vielmehr eine Restkategorie für Angehörige von Gruppen dar, die es nicht einmal wert sind, beim Namen genannt zu werden. Vor dem Hintergrund einer dringend erforderlichen Auseinandersetzung mit den Gräueln des Nationalsozialismus erscheint der Begriff der Ausländerfeindlichkeit, der nur in der deutschsprachigen Berichterstattung und Literatur Verwendung findet, auch auf eine andere Weise problematisch, nämlich als „Versuch (bewußt oder unbewußt), jegliche Verbindungen zur Vergangenheit zu verdrängen, denn nicht als ‚Ausländer‘ wurden die Juden in Deutschland verfolgt, wenn ihnen auch die Staatsangehörigkeit durch die faschistische Gesetzgebung entzogen wurde“ (Kalpaka und Räthsel 1994, 18).

Gehen wir mit Kalpaka und Räthsel (1994, 14) grundsätzlich davon aus, dass Rassismus „mit Macht verknüpft“ ist, so ergibt sich eine weitere, nicht unwesentliche Unterscheidungsdimension: „Nur wenn die Gruppe, die eine andere als minderwertige ‚Rasse‘ konstruiert, auch die Macht hat, diese Definition durchzusetzen, kann von Rassismus gesprochen werden.“ Mit Ausländerfeindlichkeit sieht sich in den allermeisten Fällen wohl auch eine Besatzungsmacht in einem (ehemals) souveränen Staat konfrontiert, in dem sich das übliche Machtgefälle zwischen In- und AusländerInnen umdreht (wie z.B. gegenwärtig im Irak). Dies veranlasst uns zu einem Exkurs zu einem weiteren, wenn auch in der öffentlichen Wahrnehmung nicht direkt mit Rassismus assoziierten Begriff des „Nationalismus“.

1.1.2.4. Nationalismus

Eine Nation existiert dann, wenn sich in einer Gemeinschaft eine signifikante Zahl von Menschen so betrachtet oder so verhält, als bildeten sie eine Nation.

Seton-Watson (1977, 5, zit. nach Anderson 1998, 186)

Das vorrangige Problem des Nationalstaates besteht darin, das Problem des Fremden, nicht das der Feinde, anzugehen.

Zygmunt Bauman (1991, 33)

Nationaldichter, Nationalhelden und Nationalisten haben sich allerorts der Metapher des „Erwachens“ einer schlummernden oder unter „Fremdherrschaft“ betäubten Nation bedient: „Diese Doktrin dient dazu, die Vorstellung eines allgegenwärtigen Nationalismus mit der

unbestreitbaren Tatsache zu versöhnen, daß sich der Nationalismus in der Geschichte allzu oft nicht hat blicken lassen. Sie kommt der heroischen Rolle entgegen, die der Nationalismus den Erweckern zuschreibt“ (Gellner 1999, 27 f.). Den Pionieren des Nationalstaates, an die Denkmäler und Straßennamen erinnern - komme gewissermaßen das Verdienst zu, den Nationalismus wach geküsst zu haben, der daraufhin wie Dornröschen aus dem Schlaf erwachte und das ganze Land von seinem Bann erlöste. Der italienische Dichter Alessandro Manzoni (1785-1873) zieht zur Bestimmung des (italienischen) Nationalstaates folgende Attribute heran: Italien ist eins - in seinem Heer (vgl. die Bestimmung eines „Monopols legitimer Gewalt“ bei Max Weber), seiner Sprache, seiner Religion, seinem Gedächtnis, seinem Blut (Blutsbande) und seinem Herzen (Nationalgefühl).⁶ Mit ähnlicher Inbrunst konstatiert zeitgleich sein deutscher Zunftgenosse Johann Gottfried Herder (1744-1803): „Denn jedes Volk ist Volk; es hat seine Nationalbildung wie seine Sprache“ (Herder).

Da Rassismus seit dem letzten Jahrhundert nicht mehr außerhalb bzw. abseits eines nationalstaatlichen Rahmens zu denken ist, wollen wir ihn in diesem Abschnitt dem Aufkeimen nationalistischer Gefühle, Regungen und Bestrebungen, erfundenen Traditionen (Hobsbawm/Ranger 1983) und vorgestellten Gemeinschaften (Anderson 1998) gegenüberstellen, wie sie im Zusammenhang mit der Herausbildung und Verbreitung des Nationalstaates beschrieben wurden. Die intime Verstrickung des Nationalismus mit Rassismus tritt bereits in der klassischen Definition von Ernest Gellner (1999, 17) in Erscheinung: „Nationalismus ist eine Form des politischen Denkens, die auf der Annahme beruht, dass soziale Bindung von kultureller Übereinstimmung abhängt. Welche Herrschaftsprinzipien ein Gemeinwesen auch immer bestimmen mögen, ihre Legitimität liegt in der Tatsache begründet, daß die betroffenen Gruppenmitglieder dieselbe Kultur teilen.“

Unter „Kultur“ versteht Gellner (ebd., 13) „eine gewisse gemeinschaftliche Ausdrucksweise, ob nun in Worten oder mit einer bestimmten Körpersprache oder Mimik, in Form eines Kleidungsstils oder einer bestimmten Art und Weise, Nahrung zuzubereiten und sie zu verzehren.“ Sie impliziert „einen Modus der Weitergabe von Eigenarten oder Verhaltensmustern, der nun nicht mehr von der genetischen Konstitution der Mitglieder einer bestimmten Gruppe abhängt... Kulturen variieren von einer Gemeinschaft zur nächsten erheblich, und sie können sich auch innerhalb einer Gemeinschaft rasch verändern... Man könnte fast sagen, Kultur *ist* ein ewig fortbestehendes, manchmal jedoch transformiertes und manipuliertes ‘Depot von Eigenarten’“ (ebd., 14 ff.)

Näheverhältnisse und empfundene Gemeinsamkeiten drängen uns nicht notwendigerweise eine bestimmte Organisationsform auf, die sich ihnen allein – und universell – anschmiegt:

⁶ “[U]na d’arme, di lingua, d’altare, di memoria, di sangue, di cor“ (Manzoni, zit. nach Menapace 2001, 99).

„Menschliche Gesellschaften sind... nicht allein dadurch gekennzeichnet, daß sie Kultur besitzen; sie zeichnen sich auch durch Organisation aus... Eine Kultur kann unter dem Einfluß eines bestimmten Modells sozialer Organisation stehen; oder eine bestimmte Form von Organisation kann einen bestimmten Typ von Kultur erfordern“ (ebd., 16). Angesprochen sind hier zunächst vielfältige Möglichkeiten, wie sich eine Gesellschaft organisieren kann. Das bevorzugte Modell nationalistischer Bewegungen besteht im Vollzug einer „Ehe zwischen Staat und Kultur“ (ebd., 89): „Nationalismus ist eine Form des politischen Denkens, die auf der Annahme beruht, daß soziale Bindung von kultureller Übereinstimmung abhängt. Welche Herrschaftsprinzipien ein Gemeinwesen auch immer bestimmen mögen, ihre Legitimität liegt in der Tatsache begründet, daß die betroffenen Gruppenmitglieder dieselbe Kultur teilen... Im Extremfall wird die kulturelle Übereinstimmung als notwendige und einzig hinreichende Bedingung legitimer Mitgliedschaft betrachtet, das heißt, *nur* Mitglieder der fraglichen Kultur dürfen sich dem fraglichen Verband anschließen, und sie sind sogar dazu *verpflichtet*“ (ebd., 17).

Im folgenden Zitat wird die bezeichnende ideologische Nähe von Nationalismus und Rassismus noch deutlicher zum Ausdruck gebracht: „Unsere ursprüngliche Definition des Nationalismus beruhte auf der Verbindung von Organisation und Kultur: Nur die Einheit sei legitim, die Personen der gleichen Kultur umfasse. Formal trifft diese Definition zu, und doch vernachlässigt sie das vielleicht ausschlaggebende Element nationalistischer Haltung. Es definiert nicht nur die Grenzen des Verbandes, sondern es beansprucht ferner eine institutionelle Führerschaft für den Verband (den Staat)... Einfach ausgedrückt heißt das: Kein Ausländer soll über uns herrschen“ (ebd., 20). Gellner fährt fort: „Wenn der Ausschluß von Ausländern von *staatlichen* Schlüsselpositionen ein Hauptanliegen des Nationalismus darstellt, würde das ganze Problem doch gar nicht entstehen, wenn es keinen Staat gäbe und damit auch keine Schlüsselpositionen in ihm. Hieraus läßt sich schließen, daß das Problem des Nationalismus überhaupt nur in einer Welt entstehen kann, in der Staaten als Selbstverständlichkeiten betrachtet werden – *und das läßt sich wahrlich nicht für die gesamte Menschheit sagen*... Es trifft einfach nicht zu, daß Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten... nur unter hresgleichen, das heißt unter Ausschluß ‘anderer’ leben wollten“ (ebd., 21). Nationalistischen Anschauungen und nationalen Gründungsmythen hält Gellner (1964, 169; zit. nach Anderson 1998, 15) ein nüchternes Argument entgegen: „Nationalismus ist keineswegs das Erwachen von Nationen zu Selbstbewußtsein: man *erfindet* Nationen, wo es sie vorher nicht gab.“⁷

⁷ „**Abbiamo fatto l’ Italia, ora dobbiamo fare gli italiani**“ (Wir haben Italien gemacht/geschaffen, nun müssen wir die Italiener machen/schaffen) **lautet entsprechend ein viel zitierter Ausspruch DeGasperis** ().

Diese Ausführungen deuten bereits an, warum in der Auseinandersetzung mit Rassismus in modernen Gesellschaften vielfältige Berührungspunkte zu Nationalismen jeglicher Art geradezu vorprogrammiert sind: Aufgrund der Maxime, ein Staat gründe sich auf eine kulturhomogene Nation, wird MigrantInnen die Lebensberechtigung innerhalb der territorialen Grenzen eines Nationalstaates abgesprochen. Diese Geste geht einher mit der Abwertung einer Teilidentität der MigrantInnen, der diese zumeist verbunden bleiben. Unschwer transportiert diese Abwertung, die in der Folge nicht länger einseitig bleibt, sondern bald schon wechselseitig erfolgt, ein Konkurrenzverhältnis *zwischen* kulturell bestimmten Gruppen und verschleiert die soziale Schichtung *innerhalb* einer Gesellschaft.

Benedict Anderson schlägt (1998, 14 ff.) „folgende Definition von Nation vor: Sie ist eine vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän. *Vorgestellt* ist sie deswegen, weil die Mitglieder selbst der kleinsten Nation die meisten anderen niemals kennen, ihnen begegnen oder auch nur von ihnen hören werden, aber im Kopf eines jeden die Vorstellung ihrer Gemeinschaft existiert... Die Nation wird als *begrenzt* vorgestellt, weil selbst die größte von ihnen mit vielleicht einer Milliarde Menschen in genau bestimmten, wenn auch variablen Grenzen lebt, jenseits derer andere Nationen liegen... Die Nation wird als *souverän* vorgestellt, weil ihr Begriff in einer Zeit geboren wurde, als Aufklärung und Revolution die Legitimität der als von Gottes Gnaden gedachten hierarchischdynastischen Reiche zerstörte... Schließlich wird die Nation als *Gemeinschaft* vorgestellt, weil sie, unabhängig von realer Unabhängigkeit und Ausbeutung, als 'kameradschaftlicher' Verbund von Gleichen verstanden wird.“

Mit dieser Definition tritt die Dichotomie von Konstruktion und Faktizität in den Hintergrund: „Gellner bemüht sich so sehr um den Nachweis, der Nationalismus spiegele falsche Tatsachen vor, daß er jene 'Erfindung' mit 'Herstellung' von 'Falschem' assoziiert, anstatt mit 'Vorstellen' und 'Kreieren'“ (ebd., 15). Dieser Aspekt, der bereits eingangs wiedergegebenen Zitat von Seton-Watson anklingt, wird von Anderson aufgegriffen und zum Kern seiner Definition erhoben. Seton-Watsons Definition beinhaltet auch eine differenzierte Betrachtung, die bei Anderson historisch beleuchtet, in Studien zu zeitgenössischen Nationalismen jedoch oft genug vernachlässigt wird. Seton-Watson macht eine „signifikante Zahl von Menschen“ für das Aufkeimen national(istisch)er Bewegungen verantwortlich. Diese „Signifikanz“ ließe sich ebenso auf die Anzahl wie auf den Status und die Qualifikationen der beteiligten Gruppen beziehen. Die Ursprünge des Nationalismus sehen nach Anderson eine schreibende Elite mit einem alphabetisierten Publikum am Werk: „Im positiven Sinn... wurden diese neuen Gemeinschaften durch eine eher zufällige, doch explosive Interaktion möglich, die sich zwischen einem System von Produktion und Produktionsbeziehungen (dem Kapitalismus), einer Kommunikationstechnologie (dem Buchdruck) und dem unausweichlichen Faktum entwickelte, daß die Menschen verschiedene Sprachen haben.

Das Element der Unausweichlichkeit ist von entscheidender Bedeutung, denn zu welchen unmenschlichen Leistungen der Kapitalismus auch immer fähig war, im Tod und in den Sprachen fand er zwei beharrliche Gegenspieler... Bevor die Verbindung von Kapitalismus und Buchdruck einsprachige Lesermassen hervorbrachte, war diese Einschränkung sprachlicher Kommunikation jedoch von geringer Bedeutung“ (ebd., 43 f.).

Die verschiedenen Regionen gingen bei der Herausbildung ihrer Nationalstaaten von unterschiedlichen Bedingungen aus, sie orientierten sich an unterschiedlichen Modellen, die sich in drei Wellen zusammenfassen lassen. Anderson versucht nachzuweisen, dass der Nationalstaat vor zwei Jahrhunderten in Amerika aus der Wiege gehoben wurde. Europa folgte im Verlauf des 19. Jahrhunderts und nahm bereits einige Elemente (wie etwa jenes einer erwachsenen „Volkssprache“) auf, die ein neues nationalistisches Modell entstehen ließen, das im Kolonialismus der Großmächte seinen Höhepunkt fand. Die dritte Welle betrifft die Kolonialreiche, die sich mehr und mehr im Namen ihrer ausgebeuteten „Nation“ gegen ihre Kolonialherren aufzulehnen begannen und sich Unabhängigkeit und Souveränität ihrer Nation zum Ziel machten.

Einen entscheidenden Stellenwert räumt Anderson im angesprochenen Vermittlungsprozess dem Buchdruck ein: Als objektiviertes Informationskapital (kulturelles Kapital in objektivierter Form, vgl. Bourdieu 1983) transportieren Romane und Zeitungen gleichzeitig ein neuartiges Identifikationsangebot, dessen Einfluss man sich, wie Anderson aufzeigt, ab dem 19. Jahrhundert zunehmend schwerer entziehen konnte: „Es ist immer ein Fehler, Sprachen so zu behandeln, wie es gewisse nationalistische Ideologien tun: als *Symbole* des „Nation-Seins“ wie Flaggen, Trachten, Volkstänze und dergleichen. Die weitaus wichtigere Eigenschaft der Sprache ist vielmehr ihre Fähigkeit, vorgestellte Gemeinschaften hervorzubringen, indem sie *besondere Solidaritäten* herstellt und wirksam werden läßt“ (Anderson 1998, 115). Dies verweist nicht zuletzt auf die Schlüsselrolle des Bildungssystems für die Herausbildung eines Nationalstaates: Geteiltes kulturelles Kapital (bzw. Informationskapital) liegt in der Folge in allen drei Formen vor: „inkorporiert, objektiviert und institutionalisiert“ (Bourdieu 1983) und kann im Produktions- und Reproduktionsprozess kein unbedeutendes Gewicht in die Schale werfen, aus der bestimmte Herrschaftsformen ihren gesellschaftlichen Rückhalt und ihre Legitimation beziehen.

Wir fügen uns in der beschriebenen Weise in eine Erinnerungsgemeinschaft ein (vgl. Halbwachs 1985; Assman 1992; Middleton/Edwards 1990), deren Grenzen sich gegenüber jenen, in denen unsere Vorfahren sich noch vor wenigen Generationen bewegten, deutlich verschoben haben. Im Zuge des Versuchs, die Entwicklung der Liebessemantik über drei Jahrhunderte nachzuzeichnen, konstatiert Luhmann (1982, 12) im historischen Ansatz, den er selbst seiner Studie zugrunde legt, ein grundlegendes methodisches Defizit: „So bekannt es seit dem 17. Jahrhundert ist, daß der Roman selbst zum Lern- und Orientierungsfaktor in

Liebesangelegenheiten wird, so schwierig ist es, diesen Gesichtspunkt in einzelne Thesen, Begriffe, Lehrsätze oder Erfahrungsregeln aufzulösen.“

Andersons Beitrag kann angesichts der von Luhmann angesprochenen Schwierigkeit auch im Bereich der Rassismusforschung einen Weg weisen. Luhmanns Fragestellung wäre vor diesem Hintergrund dahingehend zu erweitern oder auch dadurch einzuengen, dass sie gerade eine intime Gemeinschaft (im glücklichsten Fall) zweier Liebender umfasst, eine Gemeinschaft, die sich im Gegensatz zu nationalen Gesinnungen geradezu durch ihren Charakter der Flüchtigkeit auszeichnet. Auch das frisch verliebte Paar wäre entsprechend als eine *imagined community* zu verstehen, die auf der Grundlage natürlicher Verbindungen – einer ‚Seelenverwandtschaft‘, deren ‚Mitglieder‘ sich zwar persönlich kennen (wenn auch, gerade im Zeitalter elektronischer Medien, nicht notwendigerweise) und im Allgemeinen gegenseitig idealisieren – zusammengefunden hat. Eine solche *community* kann in gewisser Hinsicht auch als Gegenpol zu den größeren Gemeinschaften gelten, deren Mitglieder sich nicht kennen und deren Identifikationsangebot nur bei sporadischen Anlässen ausreicht: Die breite Masse fühlt sich wohl nur bei speziellen Anlässen – etwa bei einem Sportwettkampf oder anlässlich eines nationalen bzw. interethnischen Konflikts – tatsächlich in einer (nationalen) Einheit aufgehoben, was sie nicht weniger empfänglich und anfällig für eine ideologische Inanspruchnahme macht.

In Zeiten des fortgeschrittenen Kapitalismus nehmen sowohl kleinere, als auch größere Gemeinschaften häufig die Form von Selbsthilfegruppen an, die ein Ausstiegsszenario aus dem allgegenwärtigen Wettbewerb eines globalisierten Arbeitsmarktes und die Erfahrung von Solidarität in Aussicht stellen. In den westlichen Ländern hat eine Entwicklung eingesetzt, welche die Kurzlebigkeit von Gemeinschaften fördert und den Erinnerungshorizont jener Typen von Gemeinschaften, mit denen wir uns vornehmlich (immer wieder, wenn auch nur vorübergehend) identifizieren, zunehmend einschränkt. Die gefährdete Verbindlichkeit herkömmlicher Erinnerungsgemeinschaften wird etwa in der Liebesbeziehung oder in einer Solidargemeinschaft von MigrantInnen dem Ideal nach umgekehrt; im aufmürenden Arbeits(-mangel)- und Beziehungsalltag lässt sich jedoch auch ihr Anspruch immer weniger einlösen.

1.2. Gruppendynamik im sozialen Raum: Rassismus als Platzanweiser in der gesellschaftlichen Hierarchie

Was existiert, das ist ein Raum von Beziehungen, ebenso wirklich wie der geographische, worin Stellenwechsel und Ortsveränderungen nur um den Preis von Arbeit, Anstrengungen und vor allem Zeit zu haben sind (...).

Entfernung bemißt sich hier auch in Zeit (des Aufstiegs oder der Umstellung zum Beispiel)...

Pierre Bourdieu (1985, 13)

Der Terminus Stigma wird also in bezug auf eine Eigenschaft gebraucht..., die zutiefst diskreditierend ist, aber es sollte gesehen werden, dass es eine Begriffssprache von Relationen, nicht von Eigenschaften bedarf.

Erving Goffman (1975, 11)

Anschließen möchte ich hier mit einigen Überlegungen aus der Praxis interkultureller Trainings und der Antirassismuarbeit (vgl. Ivanova/Pasqualoni 2004b): „Interkulturelles Lernen findet statt, wenn eine Person bestrebt ist, im Umgang mit Menschen einer anderen Kultur deren spezifisches Orientierungssystem der Wahrnehmung, des Denkens, Wertens und Handelns zu verstehen, in das eigenkulturelle Orientierungssystem zu integrieren und auf ihr Denken und Handeln im fremdkulturellen Handlungsfeld anzuwenden“ (Thomas 1988, 83). Integration, ein Schritt von beiden Seiten im gesellschaftlichen Zusammenleben, bezieht sich somit bis zu einem gewissen Grad auf Fragen der Wahrnehmung, des Denkens und Handelns. Es ist zunächst die Wahrnehmung, *unsere* Wahrnehmung, die unsere Erfahrungen strukturiert und die Koordinaten für unser Handeln vorgibt. Wie in wenigen anderen Bereichen ist die Frage „Wessen Sicht der Dinge?“ wohl die erste, die sich in der Domäne der Wahrnehmung stellt – und ihren *subjektiven* Charakter enthüllt.

Verschiedene Personen (Gruppen) nehmen darüber hinaus auch unterschiedliche Standpunkte ein. So ergibt sich die Möglichkeit einer unterschiedlichen Wahrnehmung desselben Sachverhalts. Wie wir ein Problem definieren - ja, dass wir es überhaupt als Problem wahrnehmen – hängt in entscheidendem Ausmaß von den Rahmenbedingungen, aber auch von der *Perspektive* ab, die wir gegenüber einer Problemlage – einer Situation, einer Person, einer Gruppe - einnehmen. Unsere Wahrnehmung hängt nicht zuletzt vom Standpunkt ab, den wir einnehmen und in einem gesellschaftlichen Kontext vertreten. Abhängig vom Aussichtspunkt, unserer sozialen Position und Verortung, erscheint derselbe Sachverhalt in einem anderen Licht.

Das Festhalten an einer bestimmten Perspektive gibt uns Halt und eine gewisse Sicherheit, verstellt aber oft den Blick auf die Sichtweise jener, auf die unser Blick gerichtet ist – und damit auf mögliche Lösungswege für konkrete Problemstellungen, an denen wir im gesellschaftlichen Zusammenleben gleichermaßen beteiligt sind. Unsere Sichtweisen sind wie Brillen, die unseren Blick schärfen, das Blickfeld jedoch einschränken. Wie eine Kamera nehmen wir, indem wir uns einem Motiv zuwenden, jeweils nur *eine* Seite und damit Ausschnitte der Wirklichkeit wahr.

Wahrnehmung ist somit nicht nur subjektiv. Sie ist perspektivisch, selektiv und trägt zudem die Spuren des gesellschaftlichen Gefüges, in dem wir unseren Blick – an einem bestimmten gesellschaftlichen Ort im Austausch mit Menschen, die dort beheimatet sind – geschult haben. ‚Tatsachen‘ werden zu Tatsachen erst im Rahmen eines Diskurses, einer Rahmenerzählung, die innerhalb oder zwischen bestimmten Personen/Gruppen (mit unterschiedlichen Spielräumen und Durchsetzungsmitteln) ausgehandelt worden ist und laufend weiter verhandelt werden muss.

Im Austausch mit Anderen lernen wir, wie wir die Wirklichkeit wahrzunehmen haben, was sie - für uns - bedeutet. Unsere Wahrnehmung spiegelt somit die gesellschaftlichen Verhältnisse wider. Die soziokulturellen Rahmenbedingungen unserer Entwicklungsgeschichte schreiben sich in unserem Bewusstsein fort, einem Bewusstsein, das unsere soziokulturelle Verortung verrät und zugleich verborgen hält. Ohne den Filter unserer persönlichen Geschichte, die in ein (spezifisches) Umfeld eingebettet ist, wäre Wahrnehmung schlichtweg *undenkbar*. Unsere Erfahrungen – ohne die wir die Welt nicht so wahrnehmen können, wie wir sie eben sehen, uns denken, um uns entsprechend in ihr bewegen und handeln zu können – sind somit strukturiert und strukturierend zugleich.

Im Rahmen einer Vielzahl empirischer Untersuchungen gibt uns Pierre Bourdieu einen Begriff in die Hand, der dazu geeignet ist, die beschriebenen Phänomene in einen gesellschaftstheoretischen Kontext zu stellen: den Begriff des „Habitus“. Dieser „gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen... in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (Bourdieu 1993, 101). Aus einem praktischen Handlungszusammenhang hervorgehend, durchsetzen diese - als „Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken“ (Bourdieu 1976, 165) - den Alltag der Subjekte. Sie dienen darin „als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzipien von Praxisformen und Dispositionen“ (ebd.): „Der soziale Sinn des Habitus vereint in sich und synthetisiert gleichsam alle Sinne, die in irgendeiner Weise praxisrelevant sind“ (Schwingel 1995, 58).

Es ist vor allem der Alltag mit seinen Selbstverständlichkeiten, der damit ins Blickfeld gerät. Dieser wird bei Bourdieu in seiner gesellschaftspolitischen Dimension und Reichweite entfaltet. Als Erzeugungsprinzip sozialer Praxisformen operiert der einmal erlangte Habitus im Wesentlichen implizit und erreicht im Allgemeinen nicht oder „nur höchst bruchstückhaft“ (Bourdieu 1987, 283) die Ebene bewusster Verarbeitung. Er unterliegt dabei auch keinerlei Zwang, die Bewusstseinschranke zu überschreiten, solange er nicht auf Perturbationen stößt, welche es notwendig machen, die überkommene Praxis zu überdenken (vgl. Glasersfeld 1997, 130).

Der Habitus einer Person bildet sich im Zuge der Verinnerlichung und lebenspraktischen Aneignung spezifischer gesellschaftlicher Rahmenbedingungen heraus. Zugleich ist er als

„Produkt von Geschichte“ (Bourdieu 1985, 37) unaufhörlich im Wandel begriffen. Die unterschiedliche Verteilung der Ressourcen über gesellschaftliche Klassen und Gruppierungen sowie unterschiedliche Handlungskontexte hinweg gilt Bourdieu als Garant differenzieller Ausprägung von Habitusformen. In Anlehnung an Chomskys Ausführungen zur generativen Grammatik räumt Bourdieu ein, der Habitus schließe die Möglichkeit ein, „unendlich viele und... relativ unvorhersehbare Praktiken von dennoch begrenzter Verschiedenartigkeit“ (Bourdieu 1993a, 104) zu generieren. Hier ringt sich Bourdieu bis zu einer negativen Bestimmung durch: „Wer den Habitus einer Person kennt, der spürt oder weiß intuitiv, welches Verhalten dieser Person versperrt ist“ (Bourdieu 1989, 26). Durch den Habitus wird demnach der Spielraum möglicher Praxisformen festgelegt.

Im breiteren theoretischen Rahmen zeichnet sich eine authentische „Dialektik von objektiven und einverlebten Strukturen“ (Schwingel 1995, 70) ab, die sich wie folgt aufschlüsseln lässt: „1. die externen, objektiven Strukturen sozialer Felder, 2. die internen Handlungsstrukturen und 3. - gleichsam als Synthese des Aufeinandertreffens von Habitus und Feld - die (wiederum externen) Praxisformen“ (ebd.).

Zur angemessenen Konzeptualisierung des Feldes befindet es Bourdieu im Zuge seiner Ausführungen „Zur Soziologie der symbolischen Formen“ (1974) für „notwendig, über den ersten Versuch, das ‘intellektuelle Feld’ als ein relativ autonomes Universum spezifischer Beziehungen zu untersuchen, hinauszugehen: In der Tat hatten die unmittelbar sichtbaren Beziehungen zwischen den in das Feld involvierten Akteuren, speziell die Interaktionen zwischen den Autoren... die objektiven Beziehungen zwischen den von den Akteuren eingenommenen Positionen, die die Form der Interaktion bestimmten, verdeckt.“ (Bourdieu 1997, 68). In deutlicher Abhebung vom interaktionistischen Verständnis wird das Feld folgerichtig als „Struktur objektiver Beziehungen“ (ebd.) definiert: die Interaktionen sind unter anderem darauf ausgerichtet, eben diese Struktur zu verschleiern. Wieder ist es der Habitus, dem in dieser Konstellation (strukturiert/strukturierend, s.o.) die Vermittlerrolle zwischen gesellschaftlicher Struktur und Praxis zukommt.

Als wesentliches Unterscheidungsmerkmal gegenüber den Theorien zur sozialen Identität, die vorrangig bewusstseinsimmanent argumentieren, darf somit der grundlegend implizite Charakter gelten, den Bourdieu seinem Habitusbegriff beilegt. Diese Implizitheit fügt sich lückenlos in die makrosoziologische Perspektive, die er seinem Zugang zugrunde legt. Bourdieu zielt damit auf Sozialisierungserfahrungen ab, die, wenn sie auch dem bewussten Zugriff entzogen bleiben, durchgängig handlungswirksam sind, während die im Wesentlichen interaktionistisch angelegten Studien zumeist auf mikrosoziologische Handlungsabläufe beschränkt bleiben, die ihnen oftmals für grundlegende positionsgebundene Verhaltensweisen den Blick verstellen.

Eine weitere Differenz zu interaktionistischen Ansätzen wird deutlich, wenn wir uns der resultierenden Konzeptualisierung von Sozialisation zuwenden: Im interaktionistischen Entwurf werden die Akteure zunächst als - wenngleich soziale - Subjekte mit spezifischen, erst zur Kommunikation und zu sozialem Handeln befähigenden Kompetenzen aufgefasst, während sie bei Bourdieu von Anfang an in Bezug auf ihre Position sowie ihre spezifische Laufbahn im gesellschaftlichen Gefüge in den Blick geraten: Diese Dimensionen sind es, die in ihnen nachhaltige Spuren hinterlassen. Die Habitus-theorie bildet damit einen soliden Hintergrund zur Einbeziehung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die unter dem Vorzeichen der idealtypischen Annahme eines herrschaftsfreien Diskurses zumeist wenig Beachtung finden.

Gemeinsamkeiten zum symbolischen Interaktionismus ergeben sich aus der Tatsache, dass beide Theorieraster im weitesten Sinn mit dem Verhältnis von Individuen zu Gruppen und mit Relationen zwischen Gruppen zu tun haben. Auch bei Bourdieu erfolgt eine Verortung des Subjekts innerhalb der Gesellschaftsstruktur, die Aktualisierung einer sozialen Identität. Ebenso wird der Besonderheit der sozialen Laufbahn (vgl. persönliche Identität) Rechnung getragen. Beides findet seinen angestammten Platz im Rahmen der Habitus-theorie.

Im vorliegenden Zusammenhang dürfte die solchermaßen sich ergebende Perspektive in doppelter Weise relevant werden: sie kann sich für (a) klassen- bzw. milieuspezifische und (b) kulturspezifische Unterschiede als stichhaltig erweisen. Im Ineinandewirken dieser Unterschiede in einem hierarchischen System können Ungleichheitsstrukturen, vor die sich MigrantInnen gestellt sehen (und in die sie in der Tat eingewoben sind), vermutlich nicht selten auf die erstgenannten Bedingungen zurückgeführt werden. Für die hier unternommene Analyse bietet die Habitus-theorie somit einen konzeptuellen Rahmen zur Thematisierung von Bedingungen, die aus der primären Sozialisation hervorgehen und in die gegenwärtigen Orientierungen mit hineinspielen, Bedingungen, die jenseits der Intentionalität menschlichen Handelns, welche im Identitätsverständnis des symbolischen Interaktionismus unterstellt wird, anzusiedeln sind. Wir gewinnen somit – zusätzlich und als Vorstufe zur Perspektive einer Antizipation zukünftiger Standorte – eine Sonde in die gewachsenen Rahmenbedingungen der Geschichte, die insbesondere für klassen- und kulturspezifische Differenzen weitgehende Klärung in Aussicht stellt. Dies kann erst angemessen in den Blick kommen, „...wenn man die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen der Habitus, der sie erzeugt hat, geschaffen wurde, und die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen er angewandt wird, zueinander ins Verhältnis setzt, d.h. wenn man... jenes Inbeziehungsetzen dieser beiden Zustände der Sozialwelt vornimmt, das der Habitus, indem er es verschleiert, in der Praxis und durch die Praxis bewerkstelligt. Das 'Unbewußte', mit dem man sich dieses Inbeziehungsetzen ersparen kann, ist... immer nur das Vergessen der Geschichte, von der Geschichte selber erzeugt, indem sie die objektiven Strukturen realisiert, die sie in den

Habitusformen herausbildet, diesen Scheinformen der Selbstverständlichkeit“ (Bourdieu 1993a, 105, vgl. Durkheim 1977, 16).

Durch die Ausdifferenzierung relativ autonomer Felder und eine zunehmende Mobilität der Individuen kommt der Habitus unter Verhältnissen zur Anwendung, die mit seiner Genese nicht mehr viel gemein haben (vgl. Schwingel 1995, 72). Gleichzeitig ändern sich Art und Umfeld eben dieser Genese. Dies trifft insbesondere auch auf eine Gesellschaft im Wandel zu, deren kulturelle Hegemonie durch Individualisierungsprozesse und durch Zuwanderung zunehmend in Frage gestellt wird. Die vorherrschenden Kommunikationsformen und disparaten Nischen können jedoch als berechtigter Einwand gegen die Generalisierung der Diagnose einer postmodernen Identität – selbst mit territorialer Beschränkung auf Westeuropa und Nordamerika – erhoben werden: Solche Theorien spiegeln vielmehr den akademischen Habitus einschlägiger Fachrichtungen wider, die durch ihren regen Kommunikationsfluss innerhalb und zwischen Gelehrtengemeinschaften charakterisiert sind und deren steigende Pluralität und Fragmentierung eine Orientierung in der Vielfalt von Ansätzen zusehends erschweren. Es sind dies vorrangig Fächer „des literarischen, des künstlerischen und des philosophischen Feldes“ (Bourdieu 1997, 65), bei denen „Werte der Originalität“ (ebd.) im Vordergrund stehen.

Wie im Folgenden deutlich wird, geht Bourdieu in einer Hinsicht über die interaktionistischen Ansätze hinaus: Aus der gewachsenen gesellschaftlichen Position ergibt sich bei ihm für jedes Subjekt eine unhintergehbare Beschränkung: die charakteristische, seinem Habitus innewohnende Tendenz zur Reproduktion der objektiven Bedingungen, deren Ausdruck er ist. Ihre ideologische Wirkungsweise findet sich allerdings schon bei Goffman beschrieben: „Einem Klassen-Unbewußten näher als einem ‚Klassenbewußtsein‘ im marxistischen Sinn, stellt der Sinn für die eigene Stellung im sozialen Raum - Goffmans ‚sense of one’s place‘ – die praktische Beherrschung der sozialen Struktur in ihrer Gesamtheit dar – vermittelt des Sinns für den eingenommenen Platz in dieser. Die Wahrnehmungskategorien resultieren wesentlich aus der Inkorporierung der objektiven Strukturen des sozialen Raums... Der Sinn für die eigene soziale Stellung als Gespür dafür, was man sich erlauben darf und was nicht, schließt ein das stillschweigende Akzeptieren der Stellung, einen Sinn für Grenzen („das ist nichts für uns“), oder, in anderen Worten aber das gleiche meined: einen Sinn für Distanz, für Nähe und Ferne, die es zu signalisieren, selber wie von seiten der anderen einzuhalten und zu respektieren gilt“ (Bourdieu 1985, 17 f.).

Eine wesentliche Übereinstimmung zwischen Goffman und Bourdieu ergibt sich somit aus dem relationalen Zugang, den beide zugrunde legen (vgl. hierzu die eingangs angeführten Zitate). In einem Vortrag, den Bourdieu 1984 in Frankfurt gehalten hat, wird dieser Zugang exemplarisch anhand der Kategorie des sozialen Raums entfaltet: „Sozialer Raum: das meint, daß man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann – unter Mißachtung der

grundlegenden, zumal ökonomischen Unterschiede“ (Bourdieu 1985, 13 f.). Er „läßt sich... auch als Kräftefeld beschreiben, das heißt als ein Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse, die allen in das Feld Eintretenden gegenüber sich als Zwang auferlegen und weder auf die individuellen Intentionen der Einzelakteure, noch auf deren direkte *Interaktionen* zurückführbar sind“ (ebd., 10). Vor dem Hintergrund des strukturellen bzw. institutionellen Rassismus wäre demnach für die Mehrzahl der sozialen Felder festzuhalten, dass sie – jenseits der Fähigkeit, mit spezifischen Zwängen umzugehen, die einem Habitus näher liegen und leichter zugänglich sein wird als anderen – bestimmten Personen und Personengruppen eine Reihe objektiver Zwänge auferlegen, die andere unberührt lassen. Wenn „Stellenwechsel und Ortsveränderungen nur um den Preis von Arbeit, Anstrengungen und vor allem Zeit zu haben sind ... (des Aufstiegs oder der Umstellung zum Beispiel)“ (ebd., 13), so stehen MigrantInnen in Österreich eine Reihe gesetzlicher Regelungen entgegen, die ihnen gerade den Zugang zum Bereich der Erwerbsarbeit, in dem der angesprochene Preis beglichen werden könnte, erschweren.

Eine Annäherung an das interaktionistische Verständnis erfolgt schließlich in der Zuwendung zu den konkreten AkteurInnen, die im Zugang Bourdieus jedoch weiterhin unter einem spezifischen Gesichtspunkt in Erscheinung treten: „Die Akteure oder Gruppen von Akteuren sind anhand ihrer *relativen Stellung* innerhalb dieses Raums definiert“ (ebd., 9f.). Der angesprochene Beitrag des Habitus zur Aufrechterhaltung des status quo findet sich bestätigt in den tiefsinnigen Worten Tancredis, eines jungen, ambitionierten Exponenten des sizilianischen Hochadels in Tomasi di Lampedusas Roman „Il Gattopardo“ (1997, 41), der seinen Entschluss, sich den Garibaldinischen Gruppierungen anzuschließen, folgendermaßen rechtfertigt: „Se vogliamo che tutto rimanga come é, bisogna che tutto cambi.“⁸ Revolutionen erscheinen bei Bourdieu (1992, 38) zum größten Teil als „Revolutionen innerhalb der herrschenden Klasse, d.h. in jenen Kreisen, die Chips besitzen und die auch mal auf die Barrikaden steigen, damit ihre Chips an Wert gewinnen.“

Für ein vertieftes Verständnis von Ausgrenzungsideologien, aber auch für den Umgang mit Ausgrenzungspraktiken durch Betroffene liefert diese Sichtweise ein wertvolles Analyseinstrument. Rassismus und Sexismus beruhen wie die meisten Ideologien auf der Wahrnehmung von Unterschieden, die im gleichen Zuge handlungswirksam werden. Wird eine Person oder eine Gruppe als „fremd“, als „anders“ wahrgenommen, so wird sie auch „anders“ behandelt, „man“ begegnet ihr anders. Einer Begegnung zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunftsländer, die ihr oberflächliches und zweckbezogenes Nebeneinander (in einem deutlichen Machtgefälle) übersteigt, steht demnach eine Reihe von Hindernissen im Wege. Die Unterschiede zwischen ÖsterreicherInnen und MigrantInnen,

⁸ „Wenn wir wollen, dass alles bleibt, wie es ist, dann muss sich alles ändern.“

zwischen Frauen und Männern, zwischen privilegierten und weniger privilegierten sozialen Gruppen werden durch eine Unterscheidung aufrechterhalten, deren Folgen in jeder Hinsicht real sind (vgl. Thomas 1965): „So hat die Ideologie des Sexismus dazu beigetragen, dass Frauen in beträchtlichem Umfang vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen und ihre Tätigkeiten auf die unbezahlte Arbeit im Bereich von Haushalt und Familie beschränkt wurden. In ähnlicher Weise trägt die Rassismuskonstruktion von Bevölkerungen dazu bei, eine Eignungshierarchie aufzubauen und die ideologische Grundlage für Ausgrenzungspraktiken zu errichten“ (Miles 1991, 170).

Hier schließt sich der Kreis zwischen Wahrnehmung, Denken und Handeln: Unser Habitus formt das soziale Umfeld, in dem wir uns bewegen und das wiederum die unserem Denken und Handeln zugrunde liegende Wahrnehmung steuert. Diese Wechselwirkung trägt zur Reproduktion gesellschaftlicher Hierarchien bei. Eine Beschreibung der Bedingungen, unter denen sich die bestehenden Verhältnisse zwischen sozialen Gruppen erhalten – und sporadisch auch ändern, findet sich bei Bourdieu (1985, 18 f): „Reproduzieren sich die objektiven Kräfteverhältnisse in den diversen Sichten von sozialer Welt, so also deshalb, weil die Strukturierungsprinzipien der Weltsicht in den objektiven Strukturen der sozialen Welt wurzeln und die Kräfteverhältnisse auch im Bewußtsein der Akteure stecken in Form von Kategorien zur Wahrnehmung dieser Verhältnisse. Zugleich aber stellt das Moment an Unbestimmtheit und Unschärfe, das den Objekten der sozialen Welt anhaftet, gemeinsam mit dem praktischen, vorreflexiven und impliziten Charakter der ihnen gegenüber angewandten Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, gleichsam den archimedischen Punkt dar, an dem genuin politisches Handeln objektiv ansetzen kann. Denn Erkenntnis von sozialer Welt und, genauer, die sie ermöglichenden Kategorien: darum geht es letztlich im politischen Kampf um die Macht zum Erhalt oder zur Veränderung der herrschenden sozialen Welt durch Erhalt oder Veränderung der herrschenden Kategorien zur Wahrnehmung dieser Welt.“

In seiner ideologischen Wirkungsweise nimmt Rassismus – ebenso wie Sexismus – die Funktion eines Platzanweisers wahr: „Bleib an deinem Platz – du bist Ausländer!“ – lautet die Botschaft, oder spezifischer, Bezug nehmend auf eine implizite Hierarchie unterschiedlicher Herkunftsländer, die vielen dieser Botschaften zugrunde liegt: „Bleib an deinem Platz als (z.B.) Afrikaner!“ In ihrer weiblichen Abwandlung verweist diese diskursive Formel, die in vielerlei Hinsicht abgewandelt werden kann, dann oft auf eine mögliche und allzu häufige Koppelung mit Sexismus: „Bleib an deinem Platz, du bist (und bleibst) – z.B. – Afrikanerin!“, d.h. gefesselt an eine spezifische Herkunft und an einen ebenso gearteten Organismus, die mit sozialem Aufstieg in ‚unserer‘ Gesellschaft unvereinbar scheinen und – in der Konsequenz – entsprechende Zugänge verschließen. Damit trägt Rassismus entscheidend dazu bei, die gesellschaftlichen Hierarchien zu reproduzieren, indem er bestimmte Gruppen

marginalisiert und ihnen den sozialen Aufstieg verwehrt. Dies bringt es nicht selten mit sich, dass Migration, entgegen gängiger Vorstellungen bzw. Erwartungen, für MigrantInnen oft mit einer Deklassierung verbunden ist. So berichtet etwa eine Interviewpartnerin von ihrer Kindheit in Bosnien: „... wir waren eine angesehene Familie, besonders Mutters Familie, Vaters genauso. Mein Vater absolvierte Jus und war Direktor von [Name des Betriebes]! Das war eine Schuhfabrik. Meine Mutter war Geographie- und Geschichtelehrerin.“ Diese Erinnerung steht in einem krassen Gegensatz zu dem, was ihre sie mit ihrer eigenen Familie in Österreich erreichen konnte – und von der Zukunft, selbst der ihrer Kinder, erwartet.

Im Buch *Die Liebe in den Zeiten der Globalisierung* zeichnet Dietmar Larcher (2000) ein Bild von interkulturellen Paarbeziehungen zwischen einer/einem österreichischen und einem/einer nicht-österreichischen PartnerIn nach. Auf der Basis einer alltäglichen Auseinandersetzung mit kulturbedingten Unterschieden erfolgt im Idealfall von Seiten beider PartnerInnen eine Revision und (Re-)Konstruktion von Kultur- und Geschlechtsrollenstereotypen: „Jede Kultur enthält Regeln und Vorstellungen darüber, wie man Liebesbeziehungen ‘richtig’ anbahnt und gestaltet: Die Entscheidung, ob sich ein Paar nach der Logik der Globalisierung instrumentalisiert - zur gegenseitigen sexuellen, emotionalen und/oder materiellen Ausbeutung - oder sich auf die Entwicklung universalistischer Beziehungskultur einläßt, ist die Kernfrage interkultureller Beziehungen. Das Wahrnehmen, Bewußtmachen und Bearbeiten kultureller Unterschiede ist der erste Schritt. Dazu gehört die Erkenntnis, daß Männer- und Frauenrollen kulturspezifisch sind und bearbeitet werden müssen, damit eine partnerschaftliche und belastbare Beziehung entstehen kann. Es geht darum, sich vom unsichtbaren Korsett zu lösen, um eigene Beziehungsregeln und Rollenkonzepte zu erfinden, die gemeinsam ausgehandelt, für beide akzeptabel und längerfristig gültig sind“ (Larcher 2000, 70).

Kritisch anzumerken ist, dass die Sichtweise von österreichischen Männern, die mit einer ausländischen Gattin vereint sind, deutlich zu kurz kommt. Würde auch deren Standpunkt einbezogen, so könnte dies möglicherweise den Befund des Aufweichens der Geschlechterrollen im Rahmen interkultureller Partnerschaften relativieren. Die zugrunde liegende Forschungsperspektive auch im vorliegenden Kontext aufzugreifen, scheint uns jedoch äußerst vielversprechend. Immerhin bleiben die Grenzen der beteiligten *communities* durch eine dauerhafte, schrittweise Annäherung nicht unangetastet. Sie werden dabei zwar kaum gesprengt, erfahren jedoch möglicherweise eine bedeutende Erweiterung.

Das kognitionspsychologische Paradigma, das sich sowohl in (und mit) der Bewältigungsforschung, als auch in der Theorie der sozialen Identität durchgesetzt hat, muss im weiteren Verlauf durch einen wesentlichen Aspekt ergänzt werden: Erst die Einbeziehung gesellschaftlicher Hierarchien in die Theoriebildung eröffnet den Blick für die ideologische

Funktionsweise eines Phänomens, das dazu geeignet ist, die Reproduktion sozialer Ungleichheit sicherzustellen.

Erste Zwischenbetrachtung: Zum relationalen Charakter menschlichen Erlebens und Handelns - eine Standortbestimmung im Feld konkurrierender Paradigmen

Ich hatte wieder einmal die Ansicht vertreten, dass die individualisierenden Methoden in den Augen der Soziologen neuerlich an Ansehen gewinnen und dass sie, so wie die Dinge liegen, durchaus zu einem besseren Verständnis der sozialen Phänomene beitragen können. Vor Arons letzter Frage hatte ich mich am meisten gefürchtet: Und wie ist das mit den kollektiven Überzeugungen, kann man auch sie nach den Prinzipien des methodischen Individualismus erklären?

Raymond Boudon 1988, 7

Die Psychologie hat seit ihrer Begründung als Wissenschaft immer wieder fachliche Entwicklungen in anderen Disziplinen aufgegriffen und für die Erforschung menschlichen Erlebens und Handelns fruchtbar gemacht. In der Nachkriegszeit folgte dem Behaviorismus, der mit seinem rigiden Objektivitätsideal in der Psychologie lange Zeit als Vorbild wissenschaftlicher Auseinandersetzungen galt, als rahmenbildendes Paradigma ein Kognitivismus, der im Gegensatz dazu gerade an Prozessen der Informationsverarbeitung interessiert war. War es bis zur Mitte der 50er Jahre unter Androhung des Vorwurfs mangelnder Wissenschaftlichkeit untersagt, psychologische Aussagen auf eine Domäne zu beziehen, die jenseits beobachtbaren Verhaltens angesiedelt war, so wurde durch die kognitive Wende der Rekurs auf „innere Kategorien“ zur Erklärung bestimmter Erlebens- oder Verhaltensmuster zulässig. Der Erfindung kognitiver Phänomene war nun das Tor geöffnet.

Am zugrunde liegenden individualistischen Zuschnitt der Betrachtung menschlicher Verhaltensweisen hatte sich dabei wenig geändert. Statt von Reizen (S wie *stimuli*) sprach man nun von *input*, um zu bezeichnen, was dem eingegrenzten Individuum an „Information“ zugeführt wurde; die auf diese Ausgangsbedingung erfolgende Reaktion (R wie *response*) der Versuchsperson wurde zum *output*. Auffällig ist, dass dies inhaltlich auf dasselbe hinausläuft - nur eben in der Sprache des Computers, der künftig auch das Vorbild für menschliche „Verarbeitungsprozesse“ abgab.

Im Rahmen der weiterhin vorherrschenden kognitivistischen Orientierung wurden in den letzten Jahrzehnten kritische Stimmen laut, die sich in folgenden - dem dargelegten

Forschungszugang gegenläufigen - Tendenzen manifestieren: Die vielfach konstatierten Mängel an ökologischer Validität zogen einen Auszug aus dem Labor nach sich, in dem die überwiegende Mehrzahl psychologischer Untersuchungen beheimatet war. Es erschien notwendig, Menschen in ihrem natürlichen Umfeld und in ihren realen Lebensumständen aufzusuchen (a). In diesem Kontext erfolgte eine verstärkte Zuwendung zur Sprache (b), die zunehmend als Werkzeug des alltäglichen Gebrauchs und des zwischenmenschlichen Austausches und immer weniger als transparentes Medium angesehen wurde, durch das die Außenwelt sowie Gedanken und Gefühle unverzerrt zugänglich sind (vgl. Edwards/Potter 1992, 13). Parallel zu diesen Bemühungen setzte zu Beginn der Neunzigerjahre ein wachsendes Forschungsinteresse an Emotionen ein (c): „the plethora of person memory studies in the 1980s led some people to describe that era as the decade of cognition. Based on a count of the numbers of current studies involving affect as a central component, one might be led to conclude that the 1990s is the decade of affect“ (Martin/Tesser 1996, 1). Lazarus, der mit seinem bahnbrechenden Entwurf zu Stress und Bewältigung (Lazarus 1966, Lazarus/Folkman 1984) zu einem der bedeutendsten Wegbereiter der kognitiven Wende in der Psychologie wurde⁹, legt 1991 eine Emotionstheorie vor, welche die Defizite seines äußerst vagen Stressbegriffes zu überwinden sucht.¹⁰ Seine Ausführungen sind weiterhin von der Überzeugung getragen, Gefühle und die Formen ihrer Bewältigung (*coping*) seien einzig über Kognitionen, über Bewertungs- bzw. Einschätzungsprozesse (*cognitive appraisal*¹¹) zu erfassen. Dass - und inwieweit - Gefühle in einer Gesellschaft, die auf sozialer Ungleichheit basiert, durchaus auch selbst rationale und instrumentelle Züge annehmen (vgl. Safilios-Rothschild 1977), wird dabei nicht in Betracht gezogen; als ein Phänomenbereich eigenen Rechts müssen sie vielmehr vom Individuum reguliert werden, um schwierige Situationen zu bewältigen und kognitive Dissonanzen zu bereinigen.

In den nachfolgenden Abschnitten finden sich vielfach Anklänge an die Bestrebungen, die Bedingungen für die Bewältigung widriger Umstände durch handlungsfähige Subjekte über Konstrukte der Kognition und der Bewertung (bzw. durch Einschätzungsprozesse) zu

9 „[A]lthough there are important pockets of resistance, and many psychologists are reluctant to abandon behaviorist values, cognitive views appear to be dominant. The concept of appraisal is now widely used as an approach to stress and emotion. Motivation is coming back as an important construct. And there is no longer much need to assault on S-R psychology that is no longer in control of academic thought. It is also worth noting that the cognitive movement has gone a bit too far in that thought has almost become equivalent to mind.“ (Lazarus 1991, 13)

10 Gegen Ende dieses Jahrzehnts schlossen sich viele ForscherInnen der Forderung von Seligman und Csikszentmihalyi (2000, siehe auch Seligman 2002, Snyder/Lopez 2002) nach einer „positiven Psychologie“ an, die ihr Augenmerk auf Ressourcen, Wohlbefinden und Gesundheit, auf die Aufrechterhaltung und Erreichung erwünschter Zustände richtet.

11 „[A]ppraisal... is about how people construe the implications of what is happening in their lives for their well-being.“ (Lazarus 1991, VII)

erfassen. Wir werden uns allerdings bemühen, gegenüber einem Kognitivismus, der das Individuum mit seiner Umwelt in Beziehung setzt, eine soziale Bestimmung des relationalen Charakters menschlichen Erlebens und Handelns geltend zu machen: Menschen werden in eine Welt geboren, in der sie nahezu alles bereits vorfinden, und sind - um sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden - zunächst darauf angewiesen, sich eine Sprache anzueignen. Die alltäglichen Belange werden unter den Betroffenen gemeinsam in koordinierter, oftmals auch in konflikthafter Weise ausgehandelt, wodurch unsere kollektiv geteilte Vorstellung von Wirklichkeit einen unaufhörlichen Prozess des Wandels durchläuft.

Sozialkonstruktivistische Ansätze verstehen sich als theoretischer Gegenentwurf zu einem unreflektierten Verständnis von Sprache als Spiegel des Denkens – als ein Fenster, durch welches das Denken durchschaubar wird. Sie beziehen sich auf fachliche Entwicklungen, die sich beispielsweise in der Philosophie (ausgehend von Wittgenstein) und in der Soziologie (von Mead über Berger/Luckmann bis zu den poststrukturalistischen Ansätzen der Gegenwart) längst vollzogen haben und auch in der Psychologie mit Vygotskij auf einen klassischen Vorläufer zurückblicken, dessen unorthodox marxistischer Ansatz unter dem stalinistischen Regime unterdrückt und erst in den allerletzten Jahrzehnten verstärkt aufgegriffen wurde. Im Anschluss an Max Weber bestimmt der Sozialanthropologe Clifford Geertz (1983, 9) den Menschen als „ein Wesen..., das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist“. Er bezieht sich damit auf einen Kulturbegriff, der sich in den Sozialwissenschaften weit gehend durchgesetzt hat. Als ein der Kommunikation dienendes Medium nimmt die Sprache bei den angeführten Autoren einen zentralen Stellenwert ein, „eine Sprache“, die in ihrer grundlegenden Eigenschaft als Zeichensystem verstanden wird und die ebenso wie „Kultur“ grundsätzlich im Plural zu denken ist.

Kultur und Identität gewinnen in dieser Sichtweise prozessualen Charakter. Beide sind formbar und unterliegen insbesondere dem Einfluss plausibler Erzählungen, die in der Folge ihre eigene Handlungsrelevanz entfalten, indem sie sich im zwischenmenschlichen Umgang nachdrücklich verwirklichen.

Unter den soziologischen Klassikern gilt Max Weber als prominentester Vertreter eines Individualismus, der in entscheidenden Aspekten über einen rein methodologischen Individualismus hinausgeht. Mit Georg Simmel teilt er insbesondere einen Vorbehalt „gegen jede Ontologisierung oder Hypostasierung von ‚Kollektivebegriffen‘“ (Weiß 1989, 16), der die beiden deutschen Gründerväter der Soziologie – nicht zuletzt in einer Hinsicht, die Norbert Elias in seiner Soziogenese der Begriffe „Zivilisation“ und „Kultur“¹² herausarbeitet – mit der

¹² Elias (1976) liefert eine detaillierte Analyse der **Abgrenzungstendenzen, die dem deutschen, bürgerlichen Kulturbegriff (als Waffe gegen die Aristokratie, die sich gegenüber dem Bildungsbürgertum in Deutschland als weniger durchlässig erwies) einer dem französischen Kontext entlehene Begrifflichkeit der „Zivilisation“ entgegengesetzten und**

französischen Denktradition im Anschluss an Emile Durkheim kontrastiert: Johannes Weiß (ebd.) weist allerdings darauf hin, dass „diese individualistische Grundanschauung Weber keineswegs davon abgehalten hat..., sich bei seinen theoretischen Konstruktionen und Erklärungen des öfteren einer sowohl institutionen- als auch struktur- oder systemtheoretischen Begrifflichkeit oder Argumentationsweise zu bedienen.“ Angesichts der Privilegierung *kognitiver* – gegenüber *sozialen* und *historischen* – Einflussgrößen gewinnen in jüngerer Zeit Entwicklungen, die sich in weiten Bereichen der Philosophie, der Soziologie und der Sozialanthropologie sowie im Rahmen der Sprach- und Literaturwissenschaft abzeichnen und vielfach bereits durchgesetzt haben, auch in der Psychologie an Bedeutung: Die angesprochenen Theorien lassen sich unter dem Etikett des *sozialen Konstruktivismus* zusammenfassen und finden seit Mitte der 80-er Jahre verstärkt in die Entwicklungs- und Sozialpsychologie Eingang. Thomas Luckmann (1990, 204) charakterisiert die Grundannahmen solcher Ansätze wie folgt:

- Menschliche Wirklichkeit ist ein Produkt sozialer Aushandlungsprozesse, sie ist gesellschaftlich konstruiert.
- Die Ergebnisse dieser Auseinandersetzung sind einem fortwährenden Wandel unterworfen.
- Wichtigstes Medium dieser Vorgänge ist die Sprache.

Dieser Zugang steht in vielem dem *mainstream* entgegen, an dem sich die Psychologie gegenwärtig orientiert.

1.3. Coping: Bewältigung im sozialen Kontext?

Im Begriff „coping“ (engl. *to cope*) schwingen eine Fülle von Bedeutungen mit: handeln; bewältigen; sich auseinandersetzen, kämpfen, zurande kommen, fertig werden, umgehen mit (Schwierigkeiten bzw. Herausforderungen) einer Situation; die Lage meistern, ihr gewachsen sein; es schaffen. In der deutschsprachigen Fachliteratur haben sich die Begriffe „Bewältigung“ oder auch „Bewältigungsstrategien“ eingebürgert. Coping bezeichnet (und umfasst) entsprechend eine Vielzahl von Strategien und Verhaltensweisen der Auseinandersetzung mit Stressoren und belastenden Situationen. Die Art und Weise, wie Menschen versuchen, solchen subjektiv als bedeutsam wahrgenommenen Anforderungen

dazu geeignet war, den deutschen Adel der zweiten, mit moralisch fragwürdiger Oberflächlichkeit konnotierten Seite zuzuschlagen.

zu begegnen oder mit den Gefühlen, die sie auslösen, umzugehen, wurde von Lazarus (1966) ins Zentrum der wissenschaftlichen Auseinandersetzung gerückt. Lazarus und Folkman (1984, 141) bestimmen *Coping* als „constantly changing cognitive and behavioral efforts to manage specific internal and/or external demands that are appraised as taxing or exceeding the resources of a person“. In dieser Definition sind Einschätzungsprozesse (appraisal) und Handlungsregulation als zentrale Elemente angesprochen. Die Bewältigungsstrategien eines Individuums hängen vorrangig von seiner Bewertung einer Situation ab, d.h. davon, inwieweit ihm bestimmte Umstände subjektiv bedeutsam erscheinen. Dass jede Gesellschaft darum bemüht, ihre Eigenarten und Verhaltensmuster an die nachfolgende Generation weiterzugeben und sie mit entsprechenden, kulturell vorgefertigten Werkzeugen ausstattet, damit sie in ihrer Umgebung zurechtkommen (vgl. Shotter 1989, 192), wird in dieser Definition zwar nicht explizit ausgeschlossen, kommt jedoch gerade durch den ihr zugrunde liegenden individualistischen Zuschnitt nicht in den Blick. Diese Problematik soll in den nachfolgenden Ausführungen verdeutlicht werden.

Lazarus und Folkman (1984; 1987) unterscheiden zwei Arten bzw. Formen von Bewältigungsstrategien¹³: problemzentrierte (*problem focused*) und emotionszentrierte Bewältigung (*emotion focused coping*). Problemzentrierte Bewältigungsstrategien zielen darauf ab, belastende Umweltbedingungen zu verändern. Im Vordergrund steht hier der Versuch, direkt auf die Belastungsfaktoren Einfluss zu nehmen, die Bedingungen, von denen eine Gefahr droht oder die eine Herausforderung beinhalten, aufzuheben oder ihre negativen Auswirkungen in Grenzen zu halten. Emotionszentrierte Bewältigung setzt demgegenüber an der Bewertung einer Situation an, um auf die eigene Wahrnehmung und Befindlichkeit in einer Weise einzuwirken, die den Umgang mit der belastenden Situation erleichtert. Dieser Form der Auseinandersetzung wird eine emotionsregulierende Funktion¹⁴ zugeschrieben. Die „Quelle“ der Belastung tritt dabei in den Hintergrund, sie bleibt jedoch nicht notwendig unangetastet, zumal ein Teil ihrer „Macht“ und Wirksamkeit sich der ihr zugeschriebenen Bedeutung verdankt. Im Anschluss an Starke (2000) wählen wir für diese beiden Bewältigungsformen künftig nicht mehr die wörtliche, sondern eine sinngemäße Übersetzung, die uns nach dieser Gegenüberstellung präziser erscheint: problemorientierte und emotionsregulierende Bewältigung.

So hilfreich diese Unterscheidung zu analytischen Zwecken ist, in einer konkreten Situation sind diese Bewältigungsformen vielfach schwer voneinander zu trennen. In einer einzigen Bewältigungsstrategie kann – abhängig vom Kontext – die eine oder die andere Funktion im

13 In der Kulturanthropologie wird zwischen Strategien (der Mächtigen) und Taktiken (der Ohnmächtigen) unterschieden (vgl. Strasser 2004).

14 „... reducing or managing the negative feelings that arise in response to the treat or loss“ (Judd, 636)

Vordergrund stehen, Bewältigungsversuche können fallweise auch beide Funktionen gleichermaßen erfüllen. In neueren Arbeiten hat Lazarus (1997) selbst auf diese Doppelfunktion von Bewältigungsstrategien hingewiesen. Schon in seinem Buch „Emotion and Adaptation“ (1991), mit dem er sich explizit in das Feld der Emotionsforschung begibt, lässt er die Unterscheidung für die Klassifikation von Emotionen fallen, obgleich sie mittlerweile in weite Teile der Bewältigungsforschung Eingang gefunden hat und zum festen Bestandteil einschlägiger Erhebungsverfahren gehört.

Kritik erfuhr die Klassifizierung nicht zuletzt deshalb, weil sich an einer Reihe von Studien zeigen ließ, wie anfällig die zugrunde gelegte Unterscheidung für stereotypisierende Zuschreibungen (etwa von Geschlechtsdifferenzen) ist. Die erwartungsgemäße Verteilung in den entsprechenden Kategorien wurde zudem selten problematisiert. Die aktive Suche und die reziproke Wirkungsweise sozialer Unterstützung, die im Allgemeinen sowohl eine problemorientierte, als auch eine emotionsregulierende Funktion erfüllen, wurden in der Coping-Forschung weitgehend vernachlässigt. Diese negative Bilanz wird bei Benyard und Graham-Bermann (1993) mit Forderungen verbunden, die uns im vorliegenden Kontext besonders wichtig erscheinen: nach der durchgängigen Einbeziehung des sozialen Kontexts und nach einer konsequenten Berücksichtigung der Social-Support-Forschung.

In der folgenden Tabelle unternimmt Dagmar Starke (2000, 64 f.) den Versuch, unterschiedliche Definitionen, die im Anschluss an Lazarus in die Forschungslandschaft Eingang gefunden haben, synoptisch darzustellen: „Die Synopse umfasst folgende Kategorien:

- (1) Reiz-Reaktion vs. kognitive, emotionale und handlungsbezogene Regulationen von Stressfaktoren,
- (2) verhaltensorientiert vs. ergebnisorientiert,
- (3) erfolgreich,
- (4) prozessorientiert,
- (5) individuell vs. sozial,
- (6) dispositional vs. situationsbezogen und
- (7) Intention vs. Funktion.

Die erste Differenzierung reflektiert, ob es sich bei dem Bewältigungsverhalten lediglich um eine Reaktion, ausgelöst durch einen Stimulus, oder um eine komplexe Handlungssequenz handelt. Unter der zweiten Kategorie wird die jeweilige Definition dahingehend betrachtet, ob

sie lediglich das Verhalten als solches beschreibt oder ob bereits eine konkrete Konsequenz formuliert wird. Der dritte Aspekt beinhaltet die Kategorisierung eines Verhaltens als erfolgreich. Manche AutorInnen (z.B. Haan, 1965) legen in ihrer Begriffsbestimmung bereits fest, dass es sich bei Bewältigung um eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit dem Stressor handelt. Schließlich wird in der vierten Kategorie geprüft, ob Coping als prozesshaftes Geschehen oder statisch konzipiert wird. Die fünfte Kategorisierung befasst sich damit, ob Coping als individuelles oder soziales Anliegen verstanden wird. Schließlich wird in der sechsten Kategorie die Definition dahingehend beleuchtet, ob Bewältigung als Disposition oder als von der Situation determiniert zu verstehen ist und unter der siebten Kategorisierung wird der Frage nachgegangen, ob dabei die Intention eine Rolle spielt oder nur die Funktion angesprochen wird.“

Das Ergebnis dieser Gegenüberstellung unterschiedlicher – und unterschiedlich einflussreicher – Definitionen wird in der nachfolgenden Tabelle dargestellt. Wenn die verschiedenen AutorInnen die jeweiligen Definitionsbausteine auch unterschiedlich gewichten, so fällt doch auf, dass sich die Bewältigungsforschung nahezu durchgängig auf die individuelle Dimension von Bewältigung konzentriert (vgl. hierzu den einhelligen Befund in der Spalte „individuell vs. sozial“ der Tabelle). Kollektive Bezüge sind in der einschlägigen Literatur nur äußerst selten anzutreffen. Entsprechend den Ausführungen im vorangehenden Abschnitt bleiben die angeführten Definitionen in einem Paradigma verhaftet, in welchem dem sozialen Kontext und den kollektiven Bezügen von Bewältigung wenig Aufmerksamkeit zukommt.

| | Reiz-Reaktion vs. kognitive, emotionale oder handlungs-bezogene Verhaltensweisen zur Regulation von Stressfaktoren | Ergebnis-orientiert vs. verhaltens-orientiert | erfolgreich | prozess-orientiert | individuell vs. sozial | dispositionell vs. situationsbezogen | Intention vs. Funktion |
|---------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------|-------------|--------------------|------------------------|--------------------------------------|------------------------|
| Lazarus und Folkman | Kognitiv, behavioral | Verhalten | - | √ | individuell | situationsbezogen | Funktion |
| Zimbardo ¹⁵ | | Ergebnis-orientiert | √ | √ | individuell | situationsbezogen | Funktion |
| Trautmann-Sponsel ¹⁶ | Kognitiv, behavioral | Verhalten | - | √ | individuell | situationsbezogen | Funktion |
| Holahan et al. ¹⁷ | Kognitiv, behavioral | Ergebnis-orientiert | √ | √ | individuell | dispositional | Funktion |

15 „Versuch, den Anforderungen der Umwelt so zu begegnen, dass negative Konsequenzen vermieden werden“ (Zimbardo 1992, 490)

16 „[S]ich ständig verändernde, kognitive und verhaltensmäßige Bemühungen einer Person, die darauf gerichtet sind, sich mit spezifischen externen und/oder internen Anforderungen auseinanderzusetzen, die ihre adaptive Ressourcen stark beanspruchen oder übersteigen“

(Trautmann-Sponsel 1988, 15)

| | | | | | | | |
|--------------------------------|----------------------|---------------------|---|---|-------------|-------------------|----------|
| Costa Jr. et al. ¹⁸ | - | Verhalten | - | √ | individuell | situationsbezogen | Funktion |
| Beehr & McGrath ¹⁹ | - | Verhalten | - | - | individuell | dispositional | - |
| Greve ²⁰ | - | Ergebnis-orientiert | - | - | individuell | situationsbezogen | Funktion |
| Haan ²¹ | - | Ergebnis-orientiert | - | √ | individuell | situationsbezogen | Funktion |
| Hobfoll ²² | - | Verhalten | - | √ | individuell | dispositional | - |
| Mitchell et al. ²³ | Kognitiv, behavioral | Ergebnis-orientiert | - | √ | individuell | situationsbezogen | Funktion |
| Greenglass ²⁴ | Kognitiv, behavioral | Ergebnis-orientiert | - | √ | individuell | situationsbezogen | Funktion |

Tabelle 1: Synoptische Darstellung der Definitionen von *Coping* (Starke 2000, 66): In den eingefügten Fußnoten werden die Definitionen, auf die sich Starke (ebd., 63 f.) bezieht, jeweils im Wortlaut wiedergegeben.

Die künstliche, disziplinäre Trennung individueller und sozialer Domänen – und auch eine rein rhetorische Relativierung dieser Trennung zur Legitimation ihrer Aufrechterhaltung, wie sie sich in den oftmaligen Bescheidenheitsgesten in psychologischen, ebenso wie in soziologischen Studien häufen – vermag gerade dem Phänomen des Rassismus nicht

17 „Coping is a stabilizing factor that can help individuals maintain psychosocial adaptation during stressful periods; it encompasses cognitive and behavioral efforts to reduce or eliminate stressful conditions and associated emotional distress...” (Holahan/Moos/Schaefer 1996, 25)

18 „... coping is a discrete response to an environmental stimulus, a more or less rational response to an objective problem. Coping, then, has been regarded as a special category of adaptation elicited in normal individuals by unusually taxing circumstances.“ (Costa/Somerfield/McCrae 1996, 45)

19 „An individual's coping behaviors may reflect a habitual pattern that may occur without any conscious choice or response selection on the part of the person and without any apparent control by the particular environmental situation. This type of ‚habitual‘ behavior may be considered as a coping trait, a stable characteristic of the person.“ (Beehr & Mc Grath 1996, 71)

20 „[j]ede (Form der) Auseinandersetzung mit Schwierigkeiten, die sich der Person faktisch und insbesondere aus ihrer subjektiven Sicht in den Weg zu einer ausreichenden Handlungsfähigkeit bei einem hinreichenden Wohlbefinden stellen“ (Greve 1997, 20)

21 „Coping behaviour § distinguished from defensive behaviour, since the latter by definition is rigid, compelled, reality distorting, and undifferentiated, whereas, the former is flexible, purposive, reality oriented, and differentiated.“ (Haan 1965, 374)

22 „[S]et of behaviors we use in our efforts to manage stressful situations, regardless of whether such attempts are beneficial“ (Hobfoll 1988, 188)

23 „[T]he cognitions and behaviors that people use to modify adverse aspects of their environment as well as to minimize the potential treatment arising from such aspects“ (Mitchell/Cronkite/Moos 1993, 435)

24 „[I]ncludes those behaviours and thoughts that are consciously used by an individual to handle or control stressful situations“ (Greenglass 1993, 324)

gerecht zu werden. Dies wird von Norbert Elias und John Scotson (1993) exemplarisch am Beispiel einer englischen Gemeinde zu Beginn der Sechzigerjahre vorgeführt: „Konnte man die Figurationen, die man in einer Gemeinde wie Winston Parva antraf, wirklich aus vorsozialen, individuellen Handlungen erklären, aus individuellen Atomen, begriffen als Antezedentien der zusammengesetzten Einheiten, die sie bildeten? Oder war umgekehrt, was man in Winston Parva fand, ein ‚soziales System‘, dessen Teile glatt und harmonisch ineinander paßten, oder ein ‚Gesellschaftsganzes‘, das die ‚letzte Realität‘ hinter allen individuellen Handlungen darstellte und das als eine Einheit *sui generis* außerhalb der Individuen existierte? Wenn man theoretische Annahmen dieser Art auf eine empirische Studie bezieht, tritt ihre Künstlichkeit schärfer ans Licht. Es ist leicht zu erkennen, daß Modelle, die das Vorhandensein von Individuen oder individuellen Handlungen ohne Gesellschaft postulieren, ebenso fiktiv sind wie andere, die das Vorhandensein von Gesellschaften ohne Individuen voraussetzen. Die Tatsache, daß wir in der Falle einer so unrealistischen Begriffspolarität gefangen sind – daß wir permanent zu einem Reden und Denken verleitet werden, als ob man der Vorstellung von Individuen ohne Gesellschaft nur durch die Vorstellung von Gesellschaften ohne Individuen entrinnen könnte, und umgekehrt –, läßt sich nicht einfach durch die Versicherung, man wisse, daß die Polarität fiktiv ist, umgehen“ (ebd., 262 f.).

In der vorliegenden Forschungsarbeit erfolgt der Versuch, das ursprüngliche Forschungsinteresse, das dem Begriff der Bewältigung zugrunde lag, in einen konkreten gesellschaftspolitischen Kontext einzubetten und für eine qualitative Analyse fruchtbar zu machen, zumal sich diese Forschungstradition – mit einer mittlerweile nahezu unüberschaubaren Anzahl an Publikationen – größtenteils einem quantitativen Zugang verpflichtet fühlt (zu den wesentlich breiteren Einsatzmöglichkeiten im Rahmen der Biographieforschung vgl. Laux und Weber 1987). In einer ersten Annäherung soll die Bewältigungsforschung mit einem Begriff des Sozialen konfrontiert werden, der dazu geeignet ist, ihr den Weg aus der individualistischen Sackgasse zu weisen, in der sie sich gegenwärtig befindet.

Zweite Zwischenbetrachtung: Annäherung an einen Begriff des Sozialen

Sich den Kontext neben oder unabhängig von der Praxis vorzustellen bedeutet, sich ein Lächeln neben oder längsseits des Gesichts vorzustellen.

Bhaskar (1983, 87)

Es bereitet uns im Allgemeinen keine Schwierigkeiten, über bevorstehende Aktivitäten Auskunft zu geben, wir machen das oft genug, bereitwillig und ungezwungen. Werden wir dazu angehalten, unsere Reaktion auf ein vorweggenommenes Ereignis – das eigene Verhalten in einer sich ankündigenden Situation – vorherzusagen, so versetzt uns erst die vorgängige Interpretation in die Lage, eine solche Leistung überhaupt zu vollbringen. Wird in diesem Umfeld ein Aspekt unserer Befindlichkeit, eine Gefühlsschattierung, als einem kulturell vorgeformten Ideal zugehörig interpretiert, so zeigt sich eine Tendenz, unser gesamtes Verhalten darauf abzustimmen und danach einzurichten. Auf diese Weise erhalten Gefühle einen länger anhaltenden Charakter. Die Art, wie wir über unsere Gefühle denken, wirkt sich demnach in einem grundlegenden Sinn auf die Gefühle selbst aus (vgl. Averill 1985).

Unsere Gedanken finden dabei nicht im sozialen Vakuum statt, sie entstehen vor der Folie sozialer, diskursiver Normen- und Wertesysteme und erschließen sich im Kontext gesellschaftlicher Erwartungen: „Im Interaktionsmodell sind soziale Faktoren konstitutiv bei der Formung der Gefühle durch Vorgänge der Kodierung, ihrer Steuerung und ihres Ausdrucks beteiligt“ (Hochschild 1990, 163). Gefühle und Gedanken stellen somit gleichermaßen die Weichen für die Handlungsoptionen, die für uns in Betracht kommen und mit jeweils unterschiedlichen Perspektiven verbunden sind – gerade auch im Umgang mit schwierigen Situationen, die etwa einmal als Belastung und ein anderes Mal als Herausforderung in Erscheinung treten.

Für unser Handeln ist allerdings nicht die Trennung unterschiedlicher Domänen des Psychischen, sondern vielmehr ihre organische Verbindung von Bedeutung: „*Was im Denken simultan enthalten ist, entfaltet sich in der Sprache sukzessiv*. Den Gedanken könnte man mit einer hängenden Wolke vergleichen, die sich durch einen Regen von Wörtern entleert“ (Wygotski 1986, 353). „[D]ie Motivierung des Gedankens“ ließe sich entsprechend, „um im Bilde zu bleiben, dem Wind gleichsetzen, der die Wolken in Bewegung setzt. Einen fremden Gedanken können wir nur dann vollkommen verstehen, wenn wir seinen wirksamen, affektiv-volitionalen Hintergrund aufdecken... Wenn man das, was ein anderer äußert, versteht, beruht dies nicht nur auf den Worten allein, sondern auch auf den Gedanken des Gesprächspartners. Aber auch das Verstehen der Gedanken wäre, ohne das Denkmotiv zu begreifen, unvollkommen. Bei der Analyse einer Äußerung stoßen wir dann bis zum Kern vor, wenn wir die letzte und verborgenste Ebene des sprachlichen Denkens aufdecken: die Motivation“ (ebd., 345 f.).

Die Kritik, die Vygotskij in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts an eine Psychologie adressiert, in der „die Beziehungen zwischen dem Gedanken und dem Wort trotz verschiedenartiger Deutungen als konstante, ein für allemal feststehende Beziehungen der Dinge aufgefasst [wurden], und nicht als innere, dynamische und bewegliche Beziehungen

von Prozessen“ (ebd., 356) kann auch dem gegenwärtig vorherrschenden Forschungsparadigma den Weg aus einer Sackgasse weisen, in die jeder Reduktionismus – gerade im Bereich der Human- bzw. Sozialwissenschaften – notwendig führt, mit weit reichenden Konsequenzen für mögliche und unmögliche Forschungsfragen.

So stößt selbst das redliche Bemühen um eine umfassende Kontextualisierung des Umgangs mit belastenden Situationen in den gängigen Copingmodellen an die Grenzen eines relationalen Denkens, das sich auf ein *konstantes* Verhältnis Person-Umwelt (auf *personale Systeme* im Sinne Luhmanns) stützt. Durch das kognitionpsychologische Forschungsparadigma, das wir eingangs bereits skizziert haben, bleibt auch Lazarus in einem Individualismus verhaftet, dessen Konsequenzen weit über einen – in mancherlei Hinsicht unvermeidlichen – methodologischen Individualismus hinausreichen, indem sie den Blick auf die soziale Dynamik des Umgangs mit spezifischen Stressoren verstellen.

„Stressoren entfalten ihre Wirkung in sozialen Systemen oft in einer Weise, die sich einer individualistischen Betrachtung nicht erschließt oder aber in Forschungsbefunden eher beiläufig aufscheint“, hält Klauer (1997, 97) fest und fügt hinzu: „Die infolge solcher Befunde der Bewältigungsforschung verschiedentlich entgegengehaltene Kritik, in einem ‚sozialen Vakuum‘ stattzufinden (vgl. etwa Filipp & Aymanns 1987), trifft kognitiv transaktionale Ansätze in der Tradition von R.S. Lazarus besonders hart – waren diese doch mit dem Anspruch angetreten, nicht nur Bewältigungsverhalten (Coping) im engeren Sinne, sondern den gesamten Prozess der Regulation individueller Belastung beschreiben und erklären zu können. Man gab vor, im Gegensatz zu interaktionistischen Konzeptionen simultane Rückwirkungen auf den sozialen Belastungskontext zu berücksichtigen; letztendlich impliziere der transaktionale Belastungsbegriff, so hieß es, die ‚Verschmelzung von Person und Umwelt zu einer neuen Einheit, einem System‘ (Lazarus, 1995, 205). Dieser Anspruch ist in Bewältigungstheorie und -forschung nicht konsequent umgesetzt worden“ (ebd.). In ähnlicher Weise beklagt auch Jerome Bruner (1990), einer der führenden Vertreter und Initiatoren der kognitiven Wende in der Psychologie, die Abwendung vom ursprünglich zugrunde liegenden Forschungsinteresse, das im weiteren Verlauf durch eine Computermetaphorik abgelöst und dekontextualisiert worden sei. In seinem Buch „Acts of Meaning“ skizziert er die Eckpfeiler einer „cultural psychology“ (ebd., 35), einer Psychologie, die den sozialen Kontext von der Peripherie analytischer Bemühungen in deren Zentrum rückt.²⁵ Die Frage, inwieweit andere beim spezifischen Versuch der Bewältigung einer

²⁵ Vgl. hierzu auch Shweder/LeVine 1984, Stigler et al. 1990 sowie Flick 1995, Fox/Prilleltensky 1997 und Ibáñez/Íñiguez 1997, Smith et al. 1995a und 1995b, Harré/Stearns 1995.

Belastung nicht nur einbezogen bzw. berücksichtigt werden, sondern vielmehr daran beteiligt sind, wird in der Copingforschung kaum beantwortet. So ist es nicht weiter verwunderlich, wenn insbesondere die kollektive Dimension und Reichweite bestimmter Belastungen – wie etwa Rassismus- oder, allgemeiner, Diskriminierungserfahrungen – unterbelichtet bleiben. Einige der angeführten Einwände wurden – wenn auch nicht in ihren methodologischen Implikationen – von der Arbeitsgruppe um Hobfoll aufgegriffen, die sich in mehreren Anläufen darum bemüht hat, den Copingbegriff weiterzuentwickeln. Durch eine Integration kognitiver Faktoren und umweltbezogener Aspekte soll die dominierende Annahme, Stress resultiere aus rein individuellen, subjektiven Bewertungsvorgängen, erweitert und abgelöst werden: Gegenüber Lazarus verschiebt sich der Fokus von subjektiven Einschätzungsprozessen auf Ressourcen. Coping bezieht sich nach Hobfoll (1988; vgl. 1986; 1989; 1998; Hobfoll et al. 2003) entsprechend auf Situationen und Rahmenbedingungen, in denen ein Verlust von Ressourcen eintritt (a), droht (b) oder in denen sich eine Fehlinvestition von Ressourcen ereignet bzw. abzeichnet (c). Damit rückt sein Ansatz einerseits in die Nähe der *Rational Choice Theory*, andererseits wird er aber auch anschlussfähig für Theorien, in denen jede Form von Bewältigung in einem sozialen Kontext situiert ist. Eine Zusammenschau der Ergebnisse und Anwendungsfelder dieser Forschungsperspektive findet sich in Buchwald et al. (2004).

Die Neubestimmung des Begriffs der Bewältigung im Versuch bei Hobfoll ist jedenfalls als eine Erweiterung der Perspektive zu werten: Mit Lazarus erfolgte zunächst eine kognitivistische Wendung des Begriffs der Abwehr, die in der psychoanalytischen Literatur schon vielfach vorweggenommen worden war (vgl. Vaillant 1971).²⁶ Der Coping-Begriff erlaubte eine Erweiterung des vergleichsweise engen Spektrums von Abwehrmechanismen im Hinblick auf ein breiteres Handlungsrepertoire – gerade im Bereich „normaler“ bzw. nicht-pathologischer, „reifer“ Handlungsweisen und Umgangsformen. Letztere kamen dabei

26 „Die Frage, ob Abwehrmechanismen nur Abwehr leisten, muß also verneint werden, sofern man unter Abwehr im engeren Sinne ausschließlich den durch Unbewußtmachen erzielten Schutz vor Angst, Scham, Schuldgefühlen usw. versteht. Die als Abwehrmechanismen beschriebenen Vorgänge haben, insofern sie gleichzeitig eine kompromißhafte und/oder regressive Teilbefriedigung und Entspannung ermöglichen, mit Sicherheit noch eine zweite Funktion, die m.E. gleichfalls als Abwehr in einem weiteren Sinne verstanden werden kann, weil sie ebenfalls der Vermeidung einer Konfrontation mit den Konflikten dienen; durch Teilentspannung vertagen sie diese Konfrontation auf unbestimmte Zeit. Die Überbetonung der ersten, der Verdrängungsfunktion in der psychoanalytischen Literatur, mag damit zusammenhängen, daß bei der analytischen Arbeit gerade dieser Aspekt von großer Bedeutung ist, da ja die therapeutische Aufgabe darin besteht, diese Abwehrmechanismen für den Analytiker und den Patienten durchsichtig zu machen, d.h. die Abspaltung bestimmter Persönlichkeitsanteile von der bewußten Kontrolle rückgängig zu machen.“ (Mentzos 1988, 32). Mentzos plädiert in weiterer Folge dafür, die Abwehr „[a]uch in ihrer Funktion als kompromißhafte, ersatzweise, regressive Befriedigung“ (ebd.) dem Bewusstsein zugänglich zu machen.

vorrangig in ihrer adaptiven Funktion in den Blick, sofern sie „nicht mehr Abwehr-, sondern Bewältigungsfunktionen haben“ (Mentzos 1988, 64). Eine Erweiterung des Begriffs der Abwehr erfolgt auch in einigen anderen Hinsichten, jedoch ohne dass die neue Theorie einer Problematik entgehen könnte, in die sich auch die psychoanalytische Begriffsbildung verstrickt sah: „Auf einer relativ reifen... Ebene ließen sich“ nach Vaillant „solche Vorgänge wie partielle, selektive und kontrollierte Identifizierungen innerhalb von Subkulturen oder nationalen Einheiten (zur Förderung von Integration und Identität) ansiedeln. Die Grenzziehung zum völlig ‚normalen‘ kommunikativen Austausch wäre allerdings recht schwierig“ (Mentzos 1988, 65).

James Parker und Norman Endler (1996, 9) beschreiben die stufenweise Ausdifferenzierung des Begriffs *coping* als – gegenüber jenem der *Abwehr* – eigenständigen Forschungsgegenstand wie folgt: „For a number of researchers in the 1960s and 1970s, the initial work on adaptive defenses led to an independent interest in the study of the *conscious* strategies used by individuals encountering stressful or upsetting situations... conceptualized in this new literature as coping responses. Very quickly, this type of coping research became a large and self-contained area distinct from the older literature on defense mechanisms.“

Dieser schnelle Erfolg verdankt sich nicht zuletzt dem kognitivistischen Paradigma, das sich zu jener Zeit in der Psychologie durchzusetzen begann, auf das sich solchermaßen *bewusste* Strategien stützen konnten und zu dem sie wohl auch selbst einiges beizutragen hatten – allerdings um den Preis der zunehmenden Ausklammerung des sozialen Umfelds, in dem bestimmte Bewältigungsformen zu beobachten waren. Um eine soziale Bestimmung des relationalen Charakters menschlichen Erlebens und Handelns wiederzugewinnen, werden wir uns in den folgenden Abschnitten einigen Ansätzen zuwenden, die den sozialen Kontext nicht nur mitreflektieren und berücksichtigen, sondern geradewegs ins Zentrum der Theoriebildung rücken. Dabei werden wir auf einen klassischen Wegbereiter der Bewältigungsforschung stoßen, der in dieser Forschungstradition nur am Rande Erwähnung findet und doch noch vor Lazarus ihre wesentliche Fragestellung vorweggenommen hat: Erving Goffman (1975 [1963]) bietet in seinem Buch *Stigma* darüber hinaus eine ganze Reihe von Antworten an, die für eine Verbindung der Copingansätze mit der *Social Identity Theory* aufgegriffen werden könnten. Er begründet damit ein Forschungsprogramm, das ohne Schwierigkeiten auch in ein *Handbook of Coping*²⁷ hätte Eingang finden können: „Ich habe dargelegt, dass stigmatisierte Personen genügend Gemeinsamkeiten in ihren Lebenszusammenhängen haben, um die gemeinsame Klassifizierung aller dieser Personen

27 Im *Handbook of Coping* (Zeidner/Endler 1996) wird entsprechend folgende Zielsetzung formuliert: „...“. Das Handbuch kommt dabei jedoch ohne Verweis auf Goffman aus. In der Tat wären eine Reihe von Forschungspraktiken und -routinen, die sich in diesem Feld eingespielt haben, mit Goffman zu überdenken.

für analytische Zwecke zu rechtfertigen... Dabei wurde ein Auszug gemacht aus den traditionellen Feldern sozialer Probleme: rassische und ethnische Beziehungen, soziale Desorganisation, Kriminologie, Sozialpathologie und Devianz – ein Extrakt von etwas, was alle diese Felder gemein haben... Was in jedem der traditionellen Felder bleibt, könnte dann auf das hin überprüft werden, was wirklich speziell es angeht... Wenn man weiß, was Gebiete wie Rassenbeziehungen, Altern und Psychohygiene miteinander gemeinsam haben, könnte man dann dazu übergehen, analytisch zu betrachten, wie sie sich unterscheiden“ (Goffman 1975, 180).

1.4. Identität in pragmat(ist)ischer Hinsicht

We must be others if we are to be ourselves.

Thomas Vernor Smith (1931, 377)

Der klassische Versuch einer sozialen Bestimmung von in letzter Instanz persönlichen Charakteristiken findet sich im interaktionistischen Ansatz George Herbert Meads, der seine Identitätskonzeption in folgenden Worten zusammenfasst: „Identität entsteht innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses, d.h. im jeweiligen Individuum als Ergebnis seiner Beziehungen zu diesem Prozeß als Ganzem und zu anderen Individuen dieses Prozesses... Für die Identität ist es typisch, daß sie für sich selbst ein Objekt ist, und dieses Merkmal unterscheidet sie von anderen Objekten wie dem Körper“ (Mead 1973, 177 f.). Identität ist abhängig von einer sozialen Welt, in die sie eingebettet ist. Im Zuge ihrer Ausführungen zur „Verwandlung subjektiver Wirklichkeit“ führen Berger und Luckmann (1980, 169) das Beispiel einer prominenten Konversion an, welche die Position Meads untermauert: „Saulus mag in der Einsamkeit seiner religiösen Ekstase Paulus geworden sein. Paulus bleiben aber konnte er nur im Kreise der christlichen Gemeinde, die ihn als Paulus anerkannte und sein ‘neues Sein’, von dem er nun seine Identität herleitete, bestätigte.“

Diese Bestimmung von Identität fußt auf den Annahmen amerikanischen Pragmatismus. Sie rückt den Prozess der Herausbildung und der Aufrechterhaltung von Identität thematisch in unmittelbare Nähe zu Fragen, die auch die Copingforschung interessieren müssen, zumal die Belastungen, die darin angesprochen sind, sowie der Prozess ihrer Bewältigung in besonderer Weise identitätsrelevant sind.

Die ersten drei Abschnitte dieses Kapitels sollen das interaktionistische Identitätsverständnis klären, das seine philosophischen Wurzeln im amerikanischen Pragmatismus hat. Die begriffliche Unterscheidung von persönlicher Identität und sozialer Identität (bzw. sozialen Identitäten) geht letztlich aus dieser Tradition hervor und fließt in die Forschungsrichtung der *Social Identity Theory* ein, die gegenwärtig in der Sozialpsychologie Hochkonjunktur hat. Durch die Darstellung ausgewählter empirischer Befunde erfolgt der Versuch, eine kritische Lesart der Theorie sozialer Identität(en) einer qualitativen Analyse von Coping- bzw. Umgangsformen mit Rassismus zugänglich zu machen. Eine letzte Zwischenbetrachtung zum – theoretischen und empirischen – Verhältnis von Sprache und Identität bei mehrsprachigen Minderheiten soll schließlich zur methodischen Umsetzung im Rahmen des vorliegenden Projektes überleiten.

1.4.1. Zur Identitätskonzeption bei George Herbert Mead

Wenn wir mit Mead den Bedingungen nachgehen, die einer als gesellschaftlich gefassten Erfahrung zugrunde liegen, erschließen sich für uns die vielfältigen, in der reflexiven Anwendbarkeit der Sprache liegenden Möglichkeiten, einer Sprache, die – verstanden als ein System signifikanter Symbole – dem Individuum das Werkzeug in die Hand gibt, sich seiner selbst wie der zugewiesenen Rollen zu vergegenwärtigen.

Die primäre Sozialisation sieht das Kind signifikanten Anderen anvertraut, deren Haltungen es zunächst auf dem Weg der Verinnerlichung aufnimmt. Im Verlauf seiner Entwicklung kristallisiert sich unter anderem durch Ausweitung des Kreises von Bezugspersonen und durch beiläufige Begegnungen die Vorstellung eines/einer verallgemeinerten Anderen heraus, die das heranwachsende Kind in die Lage versetzt, die Haltungen und Reaktionen seiner InteraktionspartnerInnen auch bei oberflächlicher Bekanntschaft immer besser abzuschätzen („taking the role of the other“).

Diese „hereingenommenen Haltungen“ (Bolay/Trieb 1988, 130) vermitteln nun das sich herausbildende Subjekt mit der Gesellschaft, in die es hineinwächst. Die Anreicherung durch eine/n generalisierte/n Andere/n ergänzt auf diese Weise die vorgängige, durch Aneignung der Sprache bewerkstelligte Möglichkeit der Vermittlung zu sich selbst. „Es ist die Haltung der organisierten Gemeinschaft bzw. der gesellschaftlichen Gruppe, die es den einzelnen ermöglicht, einheitliches und identisches Subjekt zu werden. Im ‘generalized other’ ist die Erkenntnis enthalten, daß Identität mehr sein muß als eine in der jeweiligen Interaktionssituation entstehende Verhaltensweise, mehr sein muß als eine nur situative Identität“ (ebd., 123).

Die zugehörige Identitätsinstanz, die solche generalisierte gesellschaftliche Haltungen darstellt und beinhaltet, ist das *me* (Mich). Als „ein von Gewohnheiten und Konventionen gelenktes Wesen“ (Mead 1973, 241) bezieht es seine Eigenart aus der Bezugnahme und Übereinstimmung mit gesellschaftlich anerkannten Normen und ist darin entgegengesetzt einer zweiten Instanz, dem *I* (Ich), das die spontane, den eigenen Bedürfnissen verpflichtete Anreicherung der Interaktion garantiert. Als solche ist das *I* zunächst dem bewussten Zugriff entzogen; seine oftmals kreativen Äußerungen werden erst im nachhinein – als Komponente des *me* – der Reflexion zugänglich. „Das ‘I’ symbolisiert die individuelle Reaktion des einzelnen auf die Gemeinschaft, bedeutet Individualität der Person (vgl. Mead 1968, 245), innerhalb der durch den einheitlichen Gesellschaftsprozess gestifteten Identität als Allgemeinform“ (Bolay/Trieb 1988, 124).

Mead räumt seinen AkteurInnen darüber hinaus in jeder Interaktion die Möglichkeit ein, eine Vielfalt von „me’s“ einzuschließen, sie alle gemeinsam mit dem „I“ zu verkörpern und situationsadäquat zum Einsatz zu bringen, ein Sachverhalt, der in der Konzeptualisierung

sozialer Identitäten noch deutlicher hervorgehoben wird und in einem diskurstheoretischen Zugang anhand der dynamischsten Aspekte des interaktiven Geschehens in den Blick kommt.

Im Zusammenhang mit der Thematisierung sozialer Identitäten erscheint gerade dieser intersubjektive Impetus Meads vielversprechend, der deutlich zutage tritt in Formulierungen, wie etwa der folgenden, die ich im Sinne einer Zusammenfassung festhalten will: „Mir scheint das Grundprinzip der gesellschaftlichen Organisation des Menschen die Kommunikation zu sein, die Anteilnahme an den anderen voraussetzt. Dazu ist das Auftreten der anderen in der eigenen Identität notwendig, die Identifikation der anderen mit der Identität, die Erreichung des Bewußtseins seiner selbst durch die anderen“ (Mead 1973, 299).

An solchen Stellen klingt bereits ein Aspekt im Denken Meads an, der insbesondere von Habermas aufgegriffen und verbreitet wurde. Er betrifft die Annahme einer durchgängig demokratischen Kommunikationsgemeinschaft, die Meads Identitätsentwurf zugrunde liegt. Insbesondere in seinem Werk „Nachmetaphysisches Denken“ sowie in den mit Mead befassten Kapiteln der „Theorie des kommunikativen Handelns“ weist Habermas (1992, 1995b) nach, wie sehr Meads Ausführungen auf eine ideale Sprechsituation zugeschnitten sind, die der Autor selbst für seine weiterführenden Überlegungen zu den Entwicklungstrends moderner Gesellschaften als Interpretationsfolie verwendet.

In einer Schrift, die auf eine Vorlesung im Sommersemester 1968 zurückgeht, setzt sich auch Habermas mit dem Begriffspaar „persönliche und soziale Identität“ auseinander, das im folgenden Abschnitt mit Goffman eingeführt und bis in seine systematische Ausarbeitung bei Krappmann und seine kognitive Wendung im Rahmen der zeitgenössischen *Social Identity Theory* weiterverfolgt werden soll.

1.4.2. Erving Goffman: Stigma

... befaßt sich jedoch mit der Frage ‚gemischter Kontakte‘ – mit den Momenten, wenn Stigmatisierte und Normale in der gleichen sozialen Situation sind, das heißt, in gegenseitiger unmittelbarer physischer Gegenwart... Die bloße Antizipation solcher Kontakte kann natürlich Normale und Stigmatisierte dazu bringen, das Leben auf ihre Vermeidung hin auszurichten.

Erving Goffman (1975, 22)

Ein Individuum, das leicht in gewöhnlichen sozialen Verkehr hätte aufgenommen werden können, besitzt ein Merkmal, das sich der Aufmerksamkeit aufdrängen und bewirken kann, daß wir uns bei der

Begegnung mit diesem Individuum von ihm abwenden, wodurch der Anspruch, den seine anderen Eigenschaften an uns stellen, gebrochen wird. Es hat ein Stigma, das heißt, es ist in unerwünschter Weise anders, als wir es antizipiert hatten. ((Uns und)) diejenigen, die von den jeweils in Frage stehenden Erwartungen nicht negativ abweichen, werde ich die Normalen nennen.

Erving Goffman (1975, 22; 13)

In seiner Auseinandersetzung mit beobachtbaren Formen der „Bewältigung beschädigter Identität“ breitet Goffman (1975) die Grundzüge einer interaktionistischen Identitätstheorie aus: Die Frage des Umgangs mit Belastungen, die sich aus der Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdbild ergeben und die Identität ihrer Adressaten anfechten und gefährden, wird von Goffman explizit gestellt und in umfassender Weise beantwortet. In diesem Abschnitt erfolgte der Versuch, seiner einseitigen Rezeption im Rahmen der Bewältigungsforschung einen Goffmanschen Ansatz entgegenzusetzen, der durchaus in der Lage ist, der Emotions- und insbesondere der Bewältigungsforschung neue Wege zu eröffnen. Hierzu werden im Folgenden einige Auszüge aus *Stigma* blitzlichtartig wiedergegeben, welche eine reiche Palette emotionaler, kognitiver und sozialer sowie handlungsbezogener Bezüge zu Coping aufweisen und die Analyse in den Folgebänden inspirieren können: „Mit dem Terminus kognitives Erkennen beziehe ich mich auf den perzeptiven Akt, ein Individuum als eines mit entweder einer bestimmten sozialen Identität oder einer bestimmten persönlichen Identität zu ‚setzen‘. Das Erkennen sozialer Identitäten ist eine wohlbekannte Türhüterfunktion vieler Bediensteter“ (ebd., 87). Ist hier noch eine kognitive Domäne – explizit – angesprochen, so wird sie im nachfolgenden Zitat auf die emotionale bzw. affektive Dimension bezogen: „Wie aber Individuen, die plötzlich eine Transformation ihres Lebens von dem einer normalen zu dem einer stigmatisierten Person erfahren, die Wandlung psychologisch überleben können, ist sehr schwierig zu verstehen; dennoch tun sie es oft... Der Schmerz eines Individuums mag... nicht von der Verwirrung des Individuums über seine Identität herrühren, sondern davon, daß es nur zu gut weiß, was es geworden ist“ (ebd., 163 f.).

Bereits in seiner begrifflichen Bestimmung unterschiedlicher Dimensionen von Identität beweist Goffman eine analytische Schärfe, die den Sozialwissenschaften einen neuen Forschungsbereich erschließt: Ihre drei wesentlichen Komponenten, persönliche Identität, soziale Identität und Ich-Identität, sind – wie durch den thematischen Fokus der Arbeit nahe gelegt – zunächst und vor allem gesellschaftlich bestimmt. Persönliche Identität gewährleistet in der vertikalen Zeitdimension die Kontinuität der Person. Sie umfasst „positive Kennzeichen oder Identitätsaufhänger und die einzigartige Kombination von Daten

der Lebensgeschichte, die mit Hilfe dieser Identitätsaufhänger an dem Individuum festgemacht wird“ (Goffman 1975, 74). Über die biographisch zu wahrende – vertikale – Kontinuität hinaus und oft in explizitem Widerspruch zu dieser wird jedem Individuum jedoch auch in horizontaler Hinsicht abverlangt, über das wechselhafte Szenario oftmals kollidierender Rollenerwartungen Konsistenz herzustellen. Angesprochen ist hier eine über soziale Identität zu erbringende Syntheseleistung. Soziale Identität betrifft die Aneignung und Übernahme von für die aktuelle Interaktion relevanten Rollen- und Verhaltenserwartungen. Goffman schlüsselt sie weiterhin in eine virtuelle und eine aktuelle Komponente auf. Virtuelle soziale Identität ist gekoppelt an Zuschreibungen, die einer Person bereits durch die Setzung einer fraglichen sozialen Identität typischerweise zukommen, während ihre aktuelle soziale Identität definiert ist durch reale gruppenspezifische Merkmale, welche die betreffende Person verkörpert, die ihr gewissermaßen ebenso wie die Personenkategorie selbst, der sie angehört, nachgewiesen werden können (vgl. ebd., 10): So kann sich herausstellen, dass unser Gesprächspartner „eine Eigenschaft besitzt, die ihn von anderen in der Personenkategorie, die für ihn zur Verfügung steht, unterscheidet... In unserer Vorstellung wird sie so von einer ganzen und gewöhnlichen Person zu einer befleckten, beeinträchtigten herabgemindert“ (ebd., 10 f.). Goffman bestimmt ein Stigma als ein Attribut, das in seiner diskreditierenden Wirkung²⁸ durch „eine besondere Diskrepanz zwischen virtueller und aktueller sozialer Identität“ gekennzeichnet ist. Er räumt ein, „daß es noch andere Arten der Diskrepanz zwischen virtueller und aktueller sozialer Identität gibt, zum Beispiel die, die uns veranlaßt, ein Individuum von einer sozial antizipierten Kategorie in eine andere, aber ebenfalls wohlantizipierte zurückzustufen, oder diejenige, die uns veranlaßt, unsere Einschätzung des Individuums nach oben zu ändern“ (ebd., 11).

Reck betont in enger Auseinandersetzung mit Goffman den zentralen Stellenwert von gesellschaftlich implementierten Forderungen für das, was soziale Identität in ihrem Wesenskern ausmacht: *„Alle regelmäßig auftretenden Eigenschaften einer Person, die in irgendeiner Weise als Voraussetzung oder Folge mit bestimmten regelmäßig gestellten Forderungen und deren Mitteln (z.B. mit Regeln oder Normen...) in Beziehung stehen, bilden die soziale(n) Identität(en) der Person. Da die Forderungen einer Person an andere Interaktionspartner (und sich selbst) und ihre jeweilige Beziehung zu den Forderungen der anderen an sie...und schließlich auch die jeweiligen 'Verhältnisse' zu den forderungsspezifischen Mitteln... selbst Eigenschaften der Person sind, lassen sie sich als Kern der sozialen Identität(en) charakterisieren.“* (Reck 1981, 66f.)

Zum Zweck einer Identifikation der Menschen in unserer Umgebung liegt es nahe, die konkreten Attribute einer Person - unabhängig von bzw. gegenläufig zu der

28 „[M]anchmal wird es auch ein Fehler genannt, eine Unzulänglichkeit, ein Handikap.“ (ebd., 11)

gesellschaftlichen Kategorie, der sie angehören - in den Vordergrund zu stellen, insbesondere solche, die bei anderen gleichgestellten Personen in dem Maße nicht erwartet werden. Im Kommunikationsprozess eröffnet sie beispielsweise die Möglichkeit, von der konkret verkörperten Rolle eines Funktionsträgers/einer Funktionsträgerin Abstand zu nehmen und eine persönliche Anteilnahme hervorzukehren, die andere Handlungsimpulse, wenn nicht als angebracht, so doch als wünschenswert erscheinen ließe (für eine lebensnahe Veranschaulichung aus dem politischen Tagesgeschehen vgl. Potter/Edwards 1992). Hier stoßen wir auf die Offenbarung einer persönlichen Identität, die über die gegenwärtig geforderte soziale Identität hinaus ins Interaktionsgeschehen Eingang findet. Beide gründen bei Goffman gleichermaßen auf Antizipationen und Merkmalszuschreibungen, die sich unversehens „in normative Erwartungen umwandeln, in rechtmäßig gestellte Anforderungen. Es ist typisch, dass wir uns nicht bewußt werden, diese Forderungen gestellt zu haben, auch nicht bewußt werden, was sie sind, bis eine akute Frage auftaucht, ob sie erfüllt werden oder nicht. Zu diesem Zeitpunkt bemerken wir wahrscheinlich, daß wir immerzu bestimmte Annahmen darüber gemacht hatten, was unser Gegenüber sein sollte“, merkt Goffman (1975, 10) dazu an; und er führt aus: „Das Problem Stigma stellt sich... nur da, wo es von allen Seiten irgendwelche Erwartungen gibt, daß die unter einer gegebenen Kategorie subsumierten Individuen eine bestimmte Norm nicht bloß unterstützen sondern auch realisieren sollen“ (ebd., 15).

Das subjektive Empfinden einer Person bezüglich ihrer Einzigartigkeit und der Besonderheiten ihrer gesellschaftlichen Einbettung fasst Goffman in Anlehnung an Erikson unter den Begriff der Ich-Identität. Diese „ist zuallererst eine subjektive und reflexive Angelegenheit“ (Goffman 1975, 117). Einen stigmatisierten Menschen „rüsten... die aus der Gesellschaft im Großen einverleibten Standards mit der intimen Gewißheit dessen aus, was andere als seinen Fehler sehen, wodurch er, sei es auch nur für Augenblicke, unweigerlich zu dem Eingeständnis gezwungen wird, daß er in der Tat hinter das zurückfällt, was er realiter sein sollte“ (ebd., 16).

Zum den angesprochenen Normvorstellungen räumt Goffman ein: „Die Vorstellung vom ‚normalen menschlichen Wesen‘ mag ihre Quelle in der medizinischen Einstellung zur Menschheit haben oder in der Tendenz von in großem Ausmaß bürokratischen Organisationen wie dem Nationalstaat, alle Mitglieder in gewisser Hinsicht als gleich zu behandeln“ (ebd., 16). Auch die Frage nach der Genese einer persönlichen Identität, welche solchermaßen ein Fremdbild verinnerlicht, lässt er nicht unbeantwortet: „Diejenigen, die mit dem Stigmatisierten zu tun haben, lassen es daran fehlen, ihm den Respekt und die Beachtung zu gewähren, die sie ihm unter dem Eindruck der nichtaffizierten Aspekte seiner sozialen Identität entgegenbringen wollten, während er unter demselben Eindruck erwartete, sie entgegennehmen zu dürfen; sein Echo auf diese ist diese Verweigerung ist die

Empfindung, daß einige seiner eigenen Eigenschaften sie rechtfertigen“ (ebd., 18). Und die Selbstabwertung im Einklang mit gesellschaftlichen Rollenerwartungen bleibt keineswegs die einzige Option: „Das stigmatisierte Individuum kann auch versuchen, seinen Zustand indirekt zu korrigieren, indem es viel private Anstrengung der Meisterung von Tätigkeitsbereichen widmet, von denen man gewöhnlich annimmt, daß sie für jemanden mit seiner Unzulänglichkeit aus akzidentellen und psychischen Gründen verschlossen sind.“ (ebd., 19).

Schließlich wendet sich Goffman auch der Frage des Umgangs bzw. der Bewältigung solchermaßen beschädigter Identität zu, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der bevorzugten Auswahl bestimmter Typen von InteraktionspartnerInnen:

1. „Es [das stigmatisierte Individuum] wird jedoch in den meisten Fällen finden, daß es teilnehmende Andere gibt, die bereit sind, sich seinen Standpunkt in der Welt zu eigen zu machen und mit ihm das Gefühl zu teilen, daß es trotz allen Anscheins und obwohl es selbst an sich zweifelt, menschlich und ‚essetiell‘ normal ist. Zwei solche Kategorien sollen in Betracht gezogen werden. In die erste Kategorie sympathisierender Anderer gehören natürlich jene, die sein Stigma teilen... Unter seinesgleichen kann das stigmatisierte Individuum seine Benachteiligung als Basis der Lebensorganisation benutzen, aber dafür muß es sich mit einer halben Welt abfinden...“ (ebd., 30 f.)
2. „Die zweite Gruppe sind – um einen Ausdruck zu entlehnen, der einmal unter Homosexuellen gebräuchlich war – die ‚Weisen‘, also diejenigen Personen, die normal sind, aber deren besondere Situation sie intim vertraut und mitfühlend mit dem geheimen Leben der Stigmatisierten gemacht hat und denen es geschieht, daß ihnen ein Maß an Akzeptierung, eine Art von Ehrenmitgliedschaft im Clan zugestanden wird... Ein erster Typus eines Weisen ist derjenige, dessen Weisheit daher kommt, daß er in einer Einrichtung arbeitet, die entweder den Bedürfnissen der Stigmatisierten einer bestimmten Art dient oder den Aktionen, die die Gesellschaft in Hinblick auf diese Personen unternimmt... Ein zweiter Typ einer weisen Person ist das Individuum, das durch die Sozialstruktur mit dem stigmatisierten Individuum verbunden ist...“ (ebd., 40 f.)

Die Rezeption von Goffman in der Bewältigungsforschung beschränkt sich im Wesentlichen auf eine beiläufige Bezugnahme auf „impression management“: „Goffmans (1959, 1971) pioneering work on impression management centered on the rules that operate on various types of social interaction. He described in exquisite detail how people manage the outward expression of their emotions and the strategies they used in response to folkways, but gave little attention to emotional experience“ (Lazarus 1991, 370). Auch Arlie Hochschild (1990

[1983], 170 ff.) adressiert an Goffman eine ähnliche Kritik²⁹, die insbesondere der in *Stigma* vorgelegten Analyse nicht gerecht wird. Eine stigmatisierte Person wird unter dem Aspekt eines hervorstechenden oder zugeschriebenen Merkmals, das ihre vielfältigen anderen Eigenschaften in den Schatten stellt, wahrgenommen und diskreditiert. Sie kann ihre Emotionen nicht ausblenden, was in Goffmans Ausführungen mehr als deutlich wird. Seine KritikerInnen blenden demnach insbesondere die emotionsregulierenden Bewältigungsformen aus, denen in „Stigma“ ein großer Stellenwert zukommt: „Die Haltungen, die wir Normalen einer Person mit einem Stigma gegenüber einnehmen, sind wohlbekannt, da es ja diese Reaktionen sind, die durch wohlwollende soziale Verhaltensweisen gemildert und verbessert werden sollen. Von der Definition her glauben wir natürlich, daß eine Person mit einem Stigma nicht ganz menschlich ist. Unter dieser Voraussetzung üben wir eine Vielzahl von Diskriminationen aus, durch die wir ihre Lebenschancen wirksam, wenn auch oft gedankenlos, reduzieren.“ (Goffman 1975, 13 f.).

1.4.3. Lothar Krappmanns Konzept der balancierenden Ich-Identität

Nach Krappmann (1969, 56) wird von einem Individuum zweierlei gefordert: „Es soll divergierende Erwartungen in seinem Auftreten berücksichtigen und dennoch Konsistenz und Kontinuität behaupten“. In Anlehnung an Meads Unterscheidung zwischen „I“ und „me“ , die solche zeitübergreifende Konsistenz des Individuums im Rahmen seiner grundsätzlichen Gesellschaftlichkeit und angesichts einer grundlegenden Asymmetrie von gesellschaftlichen Anforderungen und persönlichen Bedürfnissen verbürgen soll, sieht er Identität - hierin die Begrifflichkeit Goffmans weiterführend - balancierend zwischen persönlichen und sozialen Aspekten.

Zwischen den oftmals gegenläufigen Ansprüchen sozialer und persönlicher Identität ist im Interaktionsverlauf eine Balance herzustellen: *„Es wird also zugleich gefordert, so zu sein wie alle und so zu sein wie niemand. Auf beiden Dimensionen muß das Individuum balancieren, weil es, um Interaktion nicht zu gefährden, weder der einen noch der anderen Anforderung noch beiden voll nachgeben, noch sie gänzlich verweigern kann.“* (ebd., 78). In diesem Sinne stellt „Identitätsbalance“ ein strukturelles Erfordernis für interaktive Prozesse dar.

In ihren wesentlich auf Ausgleich bedachten Momenten erscheint Identität folglich als eine „vom Individuum für die Beteiligung an Interaktion... zu erbringende Leistung“ (ebd., 8). Sie setzt auf der Seite des Subjekts bestimmte Fähigkeiten voraus, die Krappmann mit den

²⁹ Beide AutorInnen vermeiden dabei geflissentlich jede Bezugnahme auf Stigma.

Begriffen Rollendistanz, Ambiguitätstoleranz, Empathie und Identitätsdarstellung (ebd., 132ff.) ausführlich belegt.

Wie schon bei Mead und Habermas wird die Einbettung in einen herrschaftsfreien Raum als grundlegende Bedingung für die Erlangung und Aufrechterhaltung einer vollwertigen Identität im Zuge des kommunikativen Austausches angesehen. Hier wird der idealtypische Charakter offenbar, den die Ausführungen zur Herausbildung einer balancierenden Ich-Identität tragen und die in einem späteren Zusammenhang kritisch bedacht werden sollen.

Soziale Identität bezieht sich somit auf eine zu erwartende „Kontinuität und Konsistenz des Selbsterlebens in der Auseinandersetzung mit den Anforderungen verschiedener gesellschaftlicher Einrichtungen und Handlungsfelder“, persönliche Identität verbürgt Kontinuität und Konsistenz „im Verlauf wechselnder lebensgeschichtlicher und biographischer Umstände“ (Hurrelmann 1995, 172). Ebenso wie die persönliche Identität einer Person versprechen soziale Identitäten ein stimmiges Bild, das sich von der in einer aktuellen Situation in Frage stehenden Gruppenzugehörigkeit ableitet, das jedoch im Interaktionsverlauf sowohl in Abhängigkeit konkurrierender „Fremdgruppen“ als auch individuell variiert werden kann, ja, in einem Mindestmaß sogar variiert und angereichert werden muss. Dem trägt nicht zuletzt das Reservoir vielfältiger biographischer Berührungspunkte Rechnung, über das jedes Individuum verfügt und das es seiner persönlichen Identität gestattet, sich neben verschiedenen sozialen Identitäten in Szene zu setzen.

Kollektive Abweichungen werden als Homogenität der involvierten (der eigenen wie auch der konkurrierenden) Gruppen bezüglich ausgewählter Merkmale dingfest gemacht, was eine „Fremdheit“ der beteiligten Gruppen im eigentlichen Wortsinne ausschließt. Das Wissen um verhaltensrelevante Forderungen ist vielmehr sozial verteilt in dem Sinne, dass es wesentlich im intersubjektiven Bereich angesiedelt ist und als solches vorausgesetzt wird (vgl. Pontecorvo 1993).

Individuelle Abweichungen werden demgegenüber einer persönlichen Identität zugeschrieben, die mit der je einzigartigen Lebensgeschichte und Teilhabe an verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen - möglicherweise einhergehend mit entsprechenden sozialen Identitäten, zumindest aber mit einer Anreicherung „der eigenen“ sozialen Identität durch verschiedenste (vergangene, aktuelle sowie antizipierte) Gruppenzugehörigkeiten - einhergeht.

Während soziale Identität sich als erwartungsgemäßes, den Normen der zugehörigen Gruppe konformes Verhalten realisiert, bietet die persönliche Identität einem Individuum im aktuellen Interaktionsrahmen den nötigen Spielraum zur Rechtfertigung idiosynkratischer Abweichungen und zur Zusicherung von Personalität sowie zur Einbeziehung

verschiedenster, auch der gegenwärtigen Interaktion entlegener sozialer Identitäten. In der Regel kommen beide, im Sinne Krappmanns balancierend, nicht als „Abweichungen“ in den Blick, vielmehr spielen sie als wesentliche kommunikative Erfordernisse in jeder Interaktion eine tragende Rolle.

1.5. Diskriminierungserfahrungen und ihre Bewältigung im Rahmen der Social Identity Theory

Tajfel (1978, 63) definiert soziale Identität „[a]s that part of an individual's self-concept which derives his knowledge of his membership of a social group (or groups) together with the value and emotional significance attached to that membership“. Soziale Identität umfasst somit neben einer kognitiven Dimension die Ebene der emotionalen Bewertung, deren Rezeption sich jedoch im Rahmen der Sozialpsychologie zumeist auf der Aufwertung der Eigengruppe im Dienste des eigenen Selbstwertgefühls erschöpft. Damit rückt die Theorie der sozialen Identität sowohl thematisch als auch konzeptionell in die Nähe der Bewältigungsforschung. Eine Verbindung der beiden Forschungsansätze – zumal unter Berücksichtigung der kritischen Einwände, die sich auf die kognitivistische Verkürzung und damit auf die Modellbildung richten, die beide Ansätze teilen – steht jedoch bislang noch aus. Obgleich die Theorie der sozialen Identität (vgl. Tajfel 1978, Tajfel/Turner 1986) in den letzten Jahrzehnten eine geradezu unüberschaubare Fülle an Forschungsaktivitäten entfalten konnte, bleibt im Kontext der einschlägigen sozialpsychologischen Fachliteratur eine differenziertere Bestimmung der emotionalen Komponente, die in Tajfels Definition angesprochen ist, marginal. Eine Integration mit der Copingforschung könnte hier gewiss zur stärkeren Berücksichtigung der emotionalen Bezüge im Bereich der *intergroup behavior* beitragen. Offen bleibt trotz allem in beiden Ansätzen die Frage nach einer hinreichenden Bestimmung des Begriffs des Sozialen, was sich – wie bereits ausgeführt – für eine angemessene Bestimmung des psychologischen Gegenstandsbereichs in vielerlei Hinsicht als problematisch erweist. Um die genannten Defizite zu überwinden und eine Integration der beiden Forschungsbereiche zu leisten, bietet eine Rückbesinnung auf Goffman eine Reihe von Anknüpfungspunkten an, zumal in seiner Untersuchung des Phänomens „Stigma“ beide Forschungsrichtungen im Kern bereits angelegt sind.

Gegenüber Goffmans Ansatz tritt in der *Social Identity Theory* die Face-to-Face-Interaktion in den Hintergrund: In ihrem mittlerweile in den Rang eines Klassikers aufgestiegenen Buch *The Social Construction of Reality* beschreiben Berger und Luckmann (1980, 165) Konstruktionsbedingungen für starke Wirklichkeitseffekte: „Wenn die subjektive Wirklichkeit intakt bleiben soll, so muß die Konversationsmaschine gut geölt sein und ständig laufen... Verschiedenartige Gespräche kann man in bezug auf die Wirklichkeitsdichte, die sie

schaffen oder erhalten, vergleichen. Allgemein steigert die Häufigkeit des Gesprächs seine wirklichkeitssetzende Kraft. Andererseits kann Seltenheit durch Intensität kompensiert werden. Eine Frau kann ihren Liebhaber nur einmal im Monat zu Gesicht bekommen: die Intensität der Unterhaltung bei dieser Gelegenheit mag die Seltenheit so ziemlich ausgleichen. Gewissen Gesprächen wird ausdrücklich eine eindeutige und legitime Vorzugsstellung eingeräumt: beispielsweise der Beichte oder der Analyse“. Die Theorie der sozialen Identität betont demgegenüber in kognitivistischer Attitüde die Rolle sozialer Kategorisierung. Sie bezieht sich auf die Domäne der Wahrnehmung einzelner Individuen: Eine Gruppe wird als „collection of individuals who perceive themselves to be members of the same social category, share some emotional involvement in this common definition of themselves and achieve some degree of social consensus about the evaluation of their group and of the membership in it“ (Tajfel/Turner 1986, 15) bestimmt.

Zugehörigkeit erscheint im Rahmen der *Social Identity Theory* als subjektive Angelegenheit, die sich lediglich noch auf eine Gruppendifinition stützt, die weder Interaktion noch Konsens voraussetzt: „Europäische, nationale und regionale Identitäten können damit im Sinne einer kognitiven Kategorisierung und emotionalen Zugehörigkeit (Identifikation) abgedeckt werden. Diese Zugehörigkeit schließt andere typische Gruppenphänomene wie ‚Wir-Gefühl‘, ‚Normorientierung‘, spezifische ‚Kollektivgüter‘ etc. (ebd.) zwar nicht aus, sie ist aber für die Erklärung von Intergruppenverhalten weniger zentral als die subjektive Zugehörigkeit“ (Srobanek 2004, 359). Gruppen erscheinen in diesem Zugang als „vorgestellte Gemeinschaften“ (Anderson 1998, 14 ff.), in denen sich die Gruppenmitglieder anders als im Rahmen der Kleingruppenforschung niemals begegnet sein müssen – und sich dementsprechend auch im Forschungssetting nicht persönlich gegenüber treten. Anders als bei Anderson (vgl. 1.5.2.4.) bleibt die Definition allerdings rein formal und kommt ohne jegliche Bestimmung von Qualitäten aus, die eine Kleingruppe bzw. Gruppen, deren Mitglieder sporadisch Kontakte pflegten oder sich gänzlich unbekannt sind, von größeren „Communities“ unterscheidet.

Die aus dieser Forschungstradition hervorgehenden Untersuchungen finden ihre Hypothesen typischerweise im Rahmen eines „minimal group paradigm“ bestätigt: Unter Ausschluss jeder Form von Face-to-Face-Interaktion werden vor Ort genau zwei Minimalgruppen bezüglich eines trivialen Kriteriums – oft virtuell – gegenübergestellt und die ProbandInnen individuell mit einer Aufgabe betraut, die ihnen einen Spielraum für die Kundgabe von Präferenzen gewährt (z.B. sollen VertreterInnen zweier zur Wahl stehender Minimalgruppen Gratifikationen in Form von Geldbeträgen zugeteilt werden, wobei eine der Gruppen für den Probanden/die Probandin als Eigengruppe ausgewiesen wird). Alle anderen Gruppenzugehörigkeiten werden nach experimenteller Manier als mögliche Störvariablen sorgsam aus dem Untersuchungssetting ferngehalten und ausgeklammert. Dieses

Forschungsdesign greift für die hier beabsichtigte Auseinandersetzung entschieden zu kurz. Die Grundannahmen und Befunde wurden sowohl theoretisch als auch empirisch angefochten: So liegen etwa konsistente Befunde von „outgroup favoritism“ vor und auch die Korrelationen zwischen einer Identifikation mit der Eigengruppe und „in-group favoritism“ erfüllen nicht die Erwartungen, welche die Theorie nahe legt (vgl. Hinkle/Brown 1990).³⁰ Ein in variierenden Settings wiederholt bestätigter Befund ist jedoch gerade im vorliegenden Zusammenhang relevant: Allein die Zugehörigkeit bzw. „fiktive“ Zuteilung zu einer „Gruppe“ reicht (jedenfalls in einem kompetitiven Setting, verbunden mit der Wahrnehmung einer relativen Herabstufung) im Allgemeinen aus, um Mitglieder der anderen Gruppe gegenüber eigenen Gruppenmitgliedern zu diskriminieren.

Soziale Identitäten sind demnach mit gesellschaftlichen Erwartungen verknüpft, die im Interaktionsverlauf gewissermaßen die Rolle einer normativen Instanz einnehmen. Sie sind *Identitäten als...* Studierende/r, Frau, Mann, Elternteil, MigrantIn, ManagerIn, etc. und implizieren bestimmte Bilder darüber, was von mir in/mit dieser Rolle zu erwarten ist sowie Erwartungen darüber, wie man sich (z.B. als Migrantin) zu verhalten hat. Mehrfachzugehörigkeiten könnten einer Person die Möglichkeit bieten, sich punktuell von den Erwartungen sowohl der einen als auch der anderen „Gruppe“ zu emanzipieren, etwa von Erwartungen, die von einer Herkunftskultur – und/oder einer Aufnahmekultur - an ihre „vollwertigen“ Mitglieder herangetragen werden, ohne auf persönliche und moralische Integrität verzichten zu müssen. Als Rechtfertigung hierfür kommt sie mit dem Verweis auf das Werte- und Normensystem der jeweils anderen Kultur aus, auf ein Wertesystem, das ihr im angesprochenen Bereich näher steht und/oder angemessen(er) erscheint. Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass es sich um Bezugsgruppen handelt, die von ihren InteraktionspartnerInnen anerkannt sind.

MigrantInnen sind im Allgemeinen mit Erwartungen konfrontiert, die eine Aneignung zweier kultureller Referenzmuster nahe legt. Zugleich wird ihnen jedoch die Zugehörigkeit zur ‚Aufnahmekultur‘ verweigert (Gilman 1993, 12 f., vgl. Osterkamp 1997, 100). Grundsätzlich bestünde für sie die Möglichkeit, die Vorzüge der jeweiligen kulturspezifischen Wertsetzungsprioritäten gegeneinander abzuwägen und in der eigenen Person zu synthetisieren, so dass - zumindest subjektiv – ein breiteres Repertoire und größere Authentizität der eigenen Handlungen gewährleistet wäre. Dass dies MigrantInnen jedoch

30 Für eine über die schlichte Bemängelung der ökologischen Validität hinausgehende kritische Auseinandersetzung verweise ich an dieser Stelle auf eine in der Zeitschrift für Sozialpsychologie geführte Diskussion (Schiffmann/Wicklund 1988, Zick/ Wieser /Wagner 1989 sowie Schiffmann/Wicklund 1989) . Einen Überblick über die sozialpsychologische Forschungstradition zum Schlagwort „social identity“ und ihre Weiterführung im Rahmen der „social categorization theory“ gewähren Abrams/Hogg (1990), Turner (1991), Hogg (1992), Oakes/Haslam/Turner (1993) sowie Worchel/Morales/Páez/Deschamps 1998.

keineswegs umstandslos gelingen muss, liegt auf der Hand, zumal dem – gerade im politisch sensiblen und kontroversiellen Bereich der Migration – einige gewichtige Hindernisse entgegenstehen. Eine volle Zugehörigkeit zur Aufnahmekultur wird ihnen nur selten zugestanden. Im Rahmen der Social identity Theory begegnen wir in diesem Zusammenhang dem Begriff der Ingroup-Norm: „such a norm balances a minimization of differences among ingroup members with a maximization of differences between in- and outgroup“ (Manstead / Hewstone, 1996, 557). Die anschließende Folgerung ist für unseren Untersuchungsgegenstand keineswegs belanglos: „One implication of this idea is that the ingroup norm does not necessarily have to be *the mean of ingroup members' behaviors* - on the contrary the norm may be polarized from the ingroup mean in a direction away from an outgroup“ (ebd.).

1.6. Umgang mit Rassismus: Empirische Befunde

In diesem Abschnitt soll nun versucht werden, unter Bezugnahme auf empirische Befunde mögliche Reaktionen auf die Zuschreibung einer negativen sozialen Identität bzw. auf die Abwertung sozialer Identitäten zu veranschaulichen und zu systematisieren. Die angeführten Reaktionen können vor dem Hintergrund der Erfahrung von Rassismus und Diskriminierung als Bewältigungsstrategien angesehen werden (vgl. dazu auch die nachfolgenden Tabellen).

Im Rahmen der Theorie und Forschung zur sozialen Identität zeichnen sich für MigrantInnen, die von Rassismus betroffen sind, zum einen die individualistische Strategie ab, die eigene soziale Stellung zu verbessern (ohne die Position der eigenen Gruppe zu tangieren)³¹, zum anderen aber auch eine Reihe kollektivistischer Strategien, die darauf abzielen, die gesellschaftliche Stellung der eigenen Gruppe zu verändern. Letztere kann sich wie folgt gestalten:

l) Verlagerung bzw. Verschiebung der Konfliktlinien durch Beschränkung des sozialen Vergleichs auf untergeordnete Gruppen, z.B. indem sich ArbeiterInnen mit anderen ArbeiterInnen vergleichen (etwa bei Arbeitslohnunterschieden; Vernachlässigen von Unterschieden zwischen ArbeitnehmerInnen und ArbeitgeberInnen) mit dem Ergebnis: Es

³¹ Vor dem Hintergrund der Stigmatisierung von Juden hält Kurt Lewin (1953, 274) fest, dass nur „eine wirkliche Gleichrangigkeit“ die Überwindung dieses (sozialen) Problems herbeiführen könne. Gutes Betragen stelle keine „Lösung sozialer Konflikte“ (vgl. den gleichlautenden Titel seines Buches) in Aussicht.

könnten sich einige Veränderungen zwischen den untergeordneten Gruppen ergeben; die wichtigsten Statusunterschiede bleiben jedoch unverändert.

2) Veränderung der Vergleichsdimensionen, z. B. indem neue kulturelle und musikalische Formen entwickelt bzw. erfunden werden wie bei den Punks in Großbritannien: Wenn die neuen Dimensionen soziale Anerkennung gewinnen, könnte dies das Klima für Veränderungen schaffen.

3) Direkte Konfrontation mit der dominanten Gruppe, z.B. in der Forderung nach sozialem Wandel bei Feministinnen in industrialisierten Ländern: Wenn die Gesellschaft instabil ist und die Position der dominanten Gruppe auch von anderen Gruppen in Frage gestellt wird, könnte diese Konfrontation gesellschaftliche Veränderungen herbeiführen.

Ähnliche Befunde finden sich bei Bochner (1982; vgl. hierzu Tabelle 3). Der Assimilation liegt demnach Überanpassung an das neue kulturelle Bezugssystem zugrunde, die mit einer Distanzierung von der mitgebrachten Kultur einhergeht. Konfrontation bezieht sich negativ auf die Aufnahmekultur und geht oft mit einer Überhöhung der eigenen Kultur einher. Eine weniger defensive Haltung, die den beschriebenen Bumerang-Effekt vermeidet, äußert sich allerdings – wie oben dargelegt – in der (politischen) Forderung nach sozialen Veränderungen, die bereits Bezüge zur Mediation aufweist. In der Separation zeichnen sich auf der kollektiven Ebene für Mitglieder größerer *communities* die Möglichkeit einer Gettoisierung ab, die jedoch auch individuell mit einer Marginalisierung bis hin zur Ablehnung der neuen und der mitgebrachten Kultur einhergehen kann. Letztere schlägt sich in einem Rückzug aus sozialen Kontakten, der Isolation und einem generellen Kulturpessimismus nieder. Integration bezeichnet im nachfolgenden Modell die Vermittlung und individuelle Integration der neuen und der mitgebrachten Kulturelemente.

| Kultureller Einbindungsgrad | Reaktion | Charakteristische Äußerungsformen |
|-----------------------------|---------------|------------------------------------------------------------------------------|
| Passing | Assimilation | Aufgeben der eigenen Kultur, Übernahme des neuen Wertesystems |
| Chauvinism | Konfrontation | Ablehnen der neuen Kultur, Bumerang-Effekt („Überhöhung“ der eigenen Kultur) |
| Marginalism | Separation | Ablehnung der neuen <i>und</i> der alten Kultur |
| Mediation | Integration | Individuelle Integration der neuen und alten Kultur |

Tabelle 2: Psychische Prozesse bei der Akkulturation - Einbindung und Commitment (nach Bochner 1982; siehe Trimpop/Meynhardt 2002, 194)

Im Falle der Assimilation wird die Aufnahmekultur (+) somit gegenüber der Herkunftskultur (-) aufgewertet. Bei der Konfrontation dreht sich dieses Verhältnis um: Die Aufnahmekultur (-) wird abgewertet und die Herkunftskultur (+) entsprechend aufgewertet. In der Separation

werden Herkunfts- und Aufnahmekultur (-/-) gering geschätzt, während Integration beide Bezugsgruppen hoch bewertet: Herkunfts- und Aufnahmekultur (+/+). Dieser Zusammenhang wird in Tabelle 4 veranschaulicht. Die darin ersichtlichen Bewertungsmechanismen stehen keineswegs ein für allemal fest, sie verändern sich zumeist im Laufe des Aufenthaltes in einem fremden Umfeld. Ob sie sich positiv oder negativ wenden, hängt nicht zuletzt von den Erfahrungen ab, die MigrantInnen in ihrem Aufnahmeland machen.

| BEWERTUNG | Aufnahmekultur | |
|-----------------------|-----------------------|----------------------|
| | <i>Aufwertung (+)</i> | <i>Abwertung (-)</i> |
| Herkunftskultur | | |
| <i>Aufwertung (+)</i> | Integration | Konfrontation |
| <i>Abwertung (-)</i> | Assimilation | Separation |

Tabelle 3: Bewertung der „Kultur“ des Herkunftslandes gegenüber jener des Aufnahmelandes

Die angeführten Bewertungsdimensionen beziehen sich auf Kulturen, die wie Nationen in unserer Vorstellung existieren, was jedoch keineswegs bedeutet, dass solche kollektive Vorstellungen folgenlos wären. Im Zuge der beschriebenen „Gruppendynamik“ kommt es häufig zur Stereotypenbildung über Mitglieder der jeweils anderen Gruppe. In Stereotypen schliessen wir von einem Merkmal (z.B. Dialekt) auf einen „Menschentyp“ (z.B. Ausländer) mit einer ganzen Reihe von anderen Merkmalen und Eigenschaften. Stereotype sind gekennzeichnet durch eine doppelte Verzerrung der Tatsachen: Eine Reihe von Eigenschaften wird auf bestimmte Personen/Gruppen (1.) übertragen und verallgemeinert, wodurch das Bild den betreffenden Personen (2.) extrem vereinfacht wird. Eine Diskussion des Erklärungs- und Stellenwerts der Vorurteilsforschung im Kontext der Rassismusforschung findet sich bei Zerger (1997).

Unter dem Aspekt der Gruppenidentifikation erscheint es zielführend, nach differenziellen Abgrenzungsmustern in den Orientierungen zu fragen, die jede soziale bzw. kulturelle Identität in den Augen ihrer Mitglieder und ihrer Nicht-Mitglieder bestimmen. Dabei stößt man auf Diskrepanzen, die erwartungsgemäß mit einem Werturteil verbunden sind. Diese Minimalaussage lässt sich auch angesichts der erwähnten Kritik, welche die vereinfachte Annahme einer positiven Aufwertung des *ingroup* (vgl. Tajfel 1978) erfahren hat, aufrechterhalten. Dass Abgrenzung in diesem Sinne als konstitutiv für jede Form der Identifikation anzusehen ist und diese kaum wertfrei vorgenommen werden kann, heben schließlich auch eine Reihe anderer AutorInnen hervor, darunter Deschamps und Devos

(1998, 2f.): „the feeling of belonging to a group and the phenomena of identification are only possible in connection with groups or categories one does not belong to. Thus social identity refers to the fact that the individual refers him- or herself as similar to others of the same background (the we), but social identity also refers to a difference, to a specificity of that we in connection with other groups or categories (the them).“

MigrantInnen bewegen sich vor diesem Hintergrund zwischen den Fronten einer laufenden Auseinandersetzung. In Österreich sind sie mit einer Reihe von sozialen bzw. kulturellen Identitäten konfrontiert, die in einem entsprechenden strukturierten Umfeld besondere Bedeutung erhalten und „salient“ (bedeutsam) werden. So grenzen sich Menschen unterschiedlicher Herkunftsländer voneinander ab und bestimmen ihre Identität durch die – oft wechselseitige – Negation des jeweils „anderen“, oft allzu vertrauten „fremden“ Lebensstils. Im Lebensentwurf von MigrantInnen muss diese soziale Dynamik notwendig einen besonderen Stellenwert einnehmen, zumal die Entscheidung für die Aufnahmekultur (*eine* erwartete – bzw. die erwartete *eine* – soziale Identität) in diesem Feld wechselseitiger Spannungen und Ressentiments oft eine Entscheidung gegen eine der Zugehörigkeiten einschließen müsste, die *gleichzeitig* gefordert sind.

David Mellor (2004) unterbreitet uns in einem der wenigen Beiträge, die „Coping with Racism“ zum Forschungsgegenstand erheben, eine Zusammenstellung von Coping-Taxonomien vor dem spezifischen Hintergrund von Diskriminierung. Diese werden in der Tabelle 5 wiedergegeben.

| Mode of coping | Allport (1954) | Pettigrew (1964) | Simpson and Yinger (1985) | Harrell (1979) |
|------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------|
| Problem-focused | Enhanced striving and status striving Passing (i.e., denying racial identity if possible) Clowning Sympathy with other groups Slyness and petty revenge Fighting back Prejudice against other out-groups, aggression against the in-group Hypervigilance | Achievement and seeking a place in the mainstream Passing Joking Negative stereotypes about the oppressors Cunning revenge, aggressive meekness Physical attack, militancy Vigilance Insularity | Climb-the-latter approach Passing Symbolic attacks, withdrawal of defence Physical aggression, protest, boycotts Reformism Displaced aggression Reduced contact through isolation, separation, immigration, separate state Art and humour | Piece-of-the-action style Authoritarianism Flexible style |
| Emotion-focused | Withdrawal Neuroticism | Withdrawal Extreme escapism | Acceptance and self-hatred Escapism | Apathy Engagement in countercultural lifestyle |
| Social support seeking | Strengthening in-group ties | Focusing on Negro pride | | Black Nationalist style |

| | | | | |
|---------------------------|------|------|------|------|
| Positive Reinterpretation | None | None | None | None |
|---------------------------|------|------|------|------|

Tabelle 4: Taxonomien von Formen der Auseinandersetzung mit Disriminierungserfahrungen nach Mellor (2004, 58)

Mellors empirische Befunde auf der Basis einer qualitativen Befragung von australischen *Aborigines* legen – unter besonderer Berücksichtigung der Frage nach ihrer Wirksamkeit (fous of energy) – gegenüber alternativen Modellen eine Reduktion auf drei übergeordnete Dimensionen nahe (vgl. Tabelle 6).

| Focus of energy | | |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Protecting the self | Self-control | Confronting the racism |
| (1) Displaying acceptance Withdrawal/escape Resignation to fate Avoidance of further contact (2) Engaging in cognitive reintewrpretation of events (3) Using social support (4) Denying identity (5) Attemption to achieve (6) Attemptiong to meke children strong | (1) Ignoring (2) Contained responses (3) Imagined responses | (1) Teaching-educatong the perpetrator (2) Contesting the racism (3) Asserting one´s rights (4) Asserting Koori identity (5) Taking control (6) Using external supports-authorities to address racism (7) Seeking revange |

Tabelle 5: Approaches to Coping With Racism (Mellor 2004, 61)

Dritte Zwischenbetrachtung: Sprache und Identität

Zweifellos ist das *Problem der Sprache*, was immer man darunter versteht, fast nie ein Problem unter anderen gewesen. Nie zuvor aber hatte es sich *als solches* in einem derartigen Ausmaß des gesamten Horizonts verschiedenster Untersuchungen und ihrer Intention, Methode und Ideologie nach äußerst heterogener Diskurse bemächtigt.

Jacques Derrida: Grammatologie, 16

Die Identitätsrelevanz der angesprochenen „Gruppendynamik“ zeigt sich nicht zuletzt im Umgang mit Sprache(n). Als der Kommunikation dienendes Medium nimmt gerade die Sprache bei den beschriebenen Vorgängen einen zentralen Stellenwert ein, zumal bei MigrantInnen, die zunächst und zumeist über eine Spache verfügen, die im Aufnahmeland nur in einem beschränkten gesellschaftlichen Segment, etwa einer Familie oder einer spezifischen *community*, gesprochen wird. Die in einer solchen Gemeinschaft geteilte Kultur hat ebenso wie die Identität ihrer Mitglieder einen prozesshaften Charakter: Beide sind

formbar und unterliegen insbesondere dem Einfluss plausibler Erzählungen, die in der Folge ihre eigene Handlungsrelevanz erlangen, indem sie sich im zwischenmenschlichen Umgang nachdrücklich verwirklichen. Der Zusammenhang von Sprache und Identität soll exemplarisch anhand einiger Thesen veranschaulicht werden (vgl. Pasqualoni 2003a):

- Voraussetzung für die Herausbildung von Identität ist die Aneignung einer Sprache bzw. eines Zeichensystems. Erst die Sprache versetzt das Kind in die Lage, sich selbst zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. In Bezug auf die blind geborene Helen Keller formuliert Mead (1973, 191): „Wie sie richtig erkannte, gelang es ihr erst, als sie mit anderen Personen durch Symbole in Verbindung treten konnte, die in ihr selbst die gleichen Reaktionen wie in den anderen auslösten, einen geistigen Inhalt oder eine Identität zu entwickeln.“
- Die Identität einer Person ist abhängig von einer sozialen Welt, in die sie eingebettet ist. Berger und Luckmann (1980, 169) führen im Zuge ihrer Ausführungen zur „Verwandlung subjektiver Wirklichkeit“ das Beispiel einer prominenten Konversion an: „Saulus mag in der Einsamkeit seiner religiösen Ekstase Paulus geworden sein. Paulus bleiben aber konnte er nur im Kreise der christlichen Gemeinde, die ihn als Paulus anerkannte und sein ‘neues Sein’, von dem er nun seine Identität herleitete, bestätigte.“
- Diese Welt wird vorrangig sprachlich konstruiert. Unsere Sichtweise von den Ereignissen, die uns umgeben, nimmt - ebenso wie die Wahrnehmung des Platzes, den wir in unserem Umfeld einnehmen (vgl. Harré 1997) - im Allgemeinen die Form von Erzählungen an (Bruner 1990, 115). In diesem Sinne hält jede Kultur für ihre Sprösslinge Werkzeuge bereit, „die zu der spezifischen Form von Entwicklung einladen, auffordern oder motivieren, die sie brauchen, um in einer solchen Welt“ (Shotter 1989, 192, zitiert nach Miller 1993, 357) zurechtzukommen. Diese Werkzeuge können auch als „Träger der Kultur“ (vgl. Mahlstedt 1996, 156) angesehen werden. Als wichtigstes Werkzeug erscheint nach Vygotskij die Sprache: Sie versetzt uns in die Lage, auf die Außenwelt einzuwirken und zugleich unsere Erfahrungen zu strukturieren.
- Jede Sprache hat ihre Grenze. Der Sinn von Grenzen ist die Begrenzung von Sinn. Eine neue Sprache verbirgt eine neue Grenze und eine neue Freiheit zugleich. Sprachen verweisen auf Sprachgemeinschaften bzw. Sprachkulturen, die - jede auf ihre Art - verschiedene soziale Welten darstellen. Wenn Wittgenstein (1984, 67) meint: „*Die Grenzen meiner Sprache* bedeuten die Grenzen meiner Welt“, so führt uns diese Betrachtung zur Annahme unterschiedlich umgrenzter Sprachwelten,

wobei die Grenzen jeder Sprache nach außen sowie zur jeweils anderen Sprache durchlässig bleiben. Interkulturelle Kompetenz setzt wie metalinguistisches Bewusstsein voraus, dass die Grenze im Schnittfeld zwischen den zwei Sprachen und den dazugehörigen Kulturen den SprecherInnen beider Sprachen – als Grenze – vor Augen tritt.³²

Die angeführten Thesen werfen – gerade auch in mehrsprachigen Kontexten – methodologische Fragen auf, die in den vorliegenden Studien berücksichtigt werden müssen (vgl. hierzu Teil 2). An dieser Stelle wird – ausgehend von einer qualitativen Untersuchung zur zweisprachigen Sozialisation der slowenischen Minderheit in Kärnten (Boeckmann et al. 1988) – die Komplexität des Wechselspiels von Sprache(n) und Identität verdeutlicht. Ihre Bedeutung und Reichweite für die Migrations- und Rassismusforschung soll in der Folge am Beispiel von *Code-Switching* durch Jugendliche, die der italienischen Minderheit in der Schweiz angehören (Franceschini 1999), untermauert werden. Dass identitätsrelevante Aspekte in einem wesentlich grundlegenderen Sinn im Sprachgebrauch niederschlagen, wird zuletzt mit dem Positioning-Ansatz (Davies/Harré 1996) begründet.

Zum Wechselspiel von Sprache(n) und Identität am Beispiel der slowenischen Minderheit in Kärnten

Im Folgenden werden die Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung mit VertreterInnen der slowenischen Minderheit in Südkärnten (Boeckmann et al. 1988) vorgestellt, in denen gängige Bewältigungsformen von MigrantInnen anklingen, indem sie sich mit dem beschriebenen Wechselspiel sozialer Identitäten verbinden. In der besagten Studie traten relativ klar unterscheidbare Identitätsmuster zutage, die von den AutorInnen als Identitätstypen charakterisiert werden. Jedem dieser Identitätstypen entspricht eine ganz bestimmte Art, mit Sprache umzugehen: Jeder Typus bevorzugt jeweils ganz bestimmte Sprachmuster und Sprechweisen, mit denen auch seine soziale Identität zum Ausdruck gebracht wird.

Für die Typenbildung wurden folgende Kriterien herangezogen: Selbstdefinition, Sprach(en)gebrauch, Reflexionsbasis, politisches Engagement und aktive bzw. passive Teilnahme an slowenischen Kulturveranstaltungen. Entsprechend dieser Kriterien folgende Identitätstypen ermittelt (siehe Larcher 1988, 57 ff.):

³² MigrantInnen werden aus dieser Sicht oft zu GrenzgängerInnen. Allerdings bewegen sie sich dabei weniger an ihren eigenen Grenzen, vielmehr sind es zumeist die Grenzen derer, die einer einzigen ihrer Referenzkulturen angehören.

1. Bewusste Slowenin/bewusster Slowene, politisch aktiv: Dieser Typus bezeichnet sich selbst als Slowene, auch in Situationen, in denen ein solches Bekenntnis mit einem gewissen Risiko für die eigene Person verbunden sein kann. Er strebt den Gebrauch der slowenischen Muttersprache an, wann immer sich ihm die Gelegenheit bietet und die Situation es erlaubt. Zwischen seiner individuellen Situation und politisch-soziokulturellen Bedingungen stellt er Zusammenhänge her und reflektiert individuelle Probleme als gesellschaftliche. Darüber hinaus engagiert er sich politisch für die Rechte seiner Minderheit und nimmt an slowenischen Kulturveranstaltungen teil.

2. Bewusste Slowenin/bewusster Slowene: Der Typus des bewussten Slowenen macht seine Selbstdefinition von der jeweiligen Situation abhängig, hat aber grundsätzlich ein positives Verhältnis zu seiner Primärsprache und zu seiner Volksgruppe. Slowenisch setzt er nicht immer ein, wenn sich ihm die Gelegenheit bietet. Er stellt keine Zusammenhänge zwischen seiner individuellen Situation und den soziokulturell-politischen Bedingungen her und lehnt sogenannte „extreme“ Standpunkte von beiden Seiten ab. Dieser Typus engagiert sich im Unterschied zum ersten nicht politisch oder nur dann, wenn dies unerlässlich ist. An slowenischen Kulturveranstaltungen nimmt er jedoch sowohl passiv, als auch aktiv teil.

3. KulturpendlerIn („Doppelidentität“ Slowenisch-Österreichisch): Dieser Typus ordnet sich nicht einer Volksgruppe zu, sondern besteht darauf, sowohl „Slowenisch-Österreicher“ als auch „Deutsch-Österreicher“ zu sein. Sein Verhältnis zur slowenischen Sprache ist positiv, der Gebrauch ist von der jeweiligen Situation abhängig. Er versucht, zu beiden Volksgruppen gleiche Distanz („Rollendistanz“) zu wahren und lehnt „extreme“ Standpunkte auf beiden Seiten ab. Er engagiert sich nicht politisch, ist jedoch Teilnehmer an slowenischen Kulturveranstaltungen.

4. Assimilierte/r: Der Typus des „Assimilierten“ ist dadurch gekennzeichnet, dass er Schwierigkeiten hat, seine Herkunft zu benennen. Außerhalb des Familienkreises gebraucht er die deutsche Sprache. Minderheitenfragen beantwortet er beschwichtigend, auf Widersprüche hingewiesen, reagiert er abwehrend. Politisches Engagement hält er für „radikal“.

5. Radikale Assimilantin/radikaler Assimilant: Dieser Typus bezeichnet sich als „Deutschkärntner“. Er spricht nicht slowenisch, ist der Minderheit gegenüber feindlich gesinnt und engagiert sich dementsprechend gegen die slowenische Volksgruppe. Auf diese Weise will er als besonders deutscher „Deutschkärntner“ anerkannt werden.

Die ersten drei Typen werden als Träger von ethnischem Bewusstsein identifiziert. Ihre kollektive und individuelle Identität ist in unterschiedlichem Maße ausgebildet. Folgende Faktoren werden von den AutorInnen als Bedingungen für die Herausbildung einer ethnischen Identität angesehen:

- Anerkennende und bestätigende Interaktionserfahrungen

- Bezugspersonen, die derselben Sprachgruppe angehören
- Identitätsbestätigende soziale Umwelt
- Thematisierungsmöglichkeiten von Identitätsproblemen
- Höhere Schulbildung und Erlernen der Schriftsprache in der Muttersprache
- Mitarbeit in kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Institutionen, in denen die Muttersprache bewusst gebraucht wird.

Die Möglichkeit zur Entwicklung einer kollektiven, ethnischen Identität wird für Kärntner SlowenInnen jedoch als schwierig angesehen, zumal ungleiche politische, wirtschaftliche und soziale Machtverhältnisse, ein repressives sozialpsychologisches Klima und rigide Sozialisationsstrukturen vorherrschen. Daher überwiegen insgesamt die letzten zwei Identitätstypen (4 und 5), die dem Assimilationsdruck nachgeben.

Um als Angehörige einer Minderheit handlungsfähig zu sein, müssen die SlowenInnen in Kärnten die Mehrheitssprache beherrschen. GegnerInnen der von slowenischen Organisationen geförderten Zweisprachigkeit sind vor allem die Identitätstypen 4 und 5. Sie haben ihre Muttersprache verdrängt und bekennen sich als ÖsterreicherInnen. Die „Assimilierten“ passen sich still an, mischen sich nicht ein, vermeiden identitätsbedrohende Situationen. Im Gegensatz dazu bekämpfen die „radikalen AssimilantInnen“ in ihrem Kampf gegen die Zweisprachigkeit den eigenen verdrängten Anteil, der in ihrem Unbewußten ruht und sie entsprechend verunsichert. Um einem Identitätsverlust entgegenzuwirken, bekämpft der/die AssimilantIn die eigene Herkunft, indem er/sie alles Slowenische bekämpft: Die stärksten GegnerInnen dieser Minderheit sind entsprechend in ihren Reihen anzutreffen, da der Kampf um die Aufrechterhaltung von Ich-Grenzen und einer einheitlich „österreichischen“ Identität scheinbar nur durch Aggression bewältigt werden kann. Die inneren Konflikte werden nach außen projiziert und werden so zu Feindbildern, die bekämpft werden.

Diese Identitätstypen lassen sich nun allgemein auf Minderheitenangehörige (nicht dominante Minderheit) übertragen:

- Der/Die bewusste Minderheitenangehörige spricht möglichst immer die Sprache der Minderheit, auch wenn ihm daraus Nachteile erwachsen könnten, ist politisch aktiv, kritisiert minderheitenfeindliche Politik, engagiert sich für die Interessen seiner/ihrer Volksgruppe.
- Der/Die KulturpendlerIn spricht die Sprache der Minderheit, wenn er/sie in dieser Sprache angesprochen wird, betont in der Selbstdarstellung die Affinität zur

Minderheits- und zur Mehrheitskultur und kritisiert nationale Kreise sowohl innerhalb der Minderheit als auch innerhalb der Mehrheit.

- Assimilierte und radikale AssimilantInnen sprechen nur selten bzw. nicht mehr die Sprache der Minderheit, sie sind unsicher in der Selbstdarstellung in Bezug auf die nationale Selbsteinschätzung bzw. stellen sich als Mehrheitsangehörige dar, kritisieren im Allgemeinen Minderheitenangehörige, besuchen keine Veranstaltungen der Minderheit, radikale AssimilantInnen finden sich auch in minderheitenfeindlichen Kreisen der Mehrheit.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Lebensbedingungen in Südkärnten für die SlowenInnen nur bedingt persönliche und soziale Identitätsbildung zulassen, die vor dem Hintergrund einer freien und produktiven Auseinandersetzung zwischen Mehrheit und Minderheit geschieht. Bei ökonomisch-politischer Ungleichheit, Sprachunterdrückung und Ethnozentrismus kann sich keine bilingual/bikulturelle Identität entwickeln. In diesem Fall wird die andere Volksgruppe und Kultur nicht als Lernmöglichkeit für die Mehrheit gesehen. Aus dem Vergleich der Identitätstypen kann man die Möglichkeit der kreativen Identitätsentwicklung, einer Entwicklung von individueller Identität mit Bezug auf eine kollektive, ethnische Identität, erkennen.

Zweisprachigkeit könnte jedoch auch bewusst erlebt und gelebt werden. Dann sensibilisiert sie für Widersprüche im gesellschaftlichen Umfeld und regt zu Reflexion des eigenen Ichs an. Sie ist auch die Basis für eine mögliche gleichberechtigte Beziehung zwischen Mehrheit und Minderheit. Denn Zweisprachigkeit und Identität sind Voraussetzungen interkulturellen Zusammenlebens. In einem ähnlichen Sinn lässt sich auch ein Aphorismus verstehen, den Theodor W. Adorno in *Minima Moralia* geprägt hat: „Fremdwörter sind die Juden der Sprache“ (Adorno 1983). In diesem Aphorismus schreibt Adorno Fremdwörtern die Funktion zu, dem Diskurs die Würze der Verschiedenheit, der Kritik, der Vielfalt oder – um selbst ein viel diskutiertes „Fremdwort“ aus der aktuellen philosophischen Debatte aufzugreifen – der Differenz zu verleihen. Oftmals werden sie auch zur Distinktion herangezogen, etwa um sich von dem gemeinen Fußvolk abzugrenzen, um – gleichsam auf der Sprachoberfläche – eine weitere Grenze zu markieren, die aufrechtzuerhalten privilegierten sozialen Gruppen gelegen sein muss. Eine gegenläufige Intention würde bedeuten, diese Grenze verschwimmen zu lassen, die eigene Überlegenheit und Machtposition zur Disposition zu stellen. Auf die vielfältigen Funktionen von Code-Switching, des Wechsels zwischen mehreren Sprachen im Verlauf eines Gesprächs, der uns bei der Analyse der „muttersprachlichen“ Interviews und Fokusgruppen begegnen wird, werden wir im Kontext der biographischen Interviews eingehen.

Code-Switching

Seßhaftigkeit und Einsprachigkeit sind heute mehr denn je Folien, auf denen nur unzureichende Interpretationen der komplexen Gesellschaften entstehen.

Rita Franceschini (1999, 10)

Code-Switching (im Folgenden: CS) bezieht sich auf den Wechsel von einer Sprache in eine andere im Verlauf eines Gesprächs – sowohl auf die Verwendung einzelner Wörter (intra-sentential CS), als auch auf den Rückgriff auf ganze Sätze aus einer anderen Sprache bzw. einen eingespielten Wechsel von einer Sprache in die andere und wieder zurück (inter-sentential CS). CS kann mehr oder weniger bewusst erfolgen bzw. zum Einsatz kommen.

In einem Beitrag zum Sprach(en)gebrauch von MigrantInnenjünglichen der zweiten Generation in der Schweiz führt Rita Franceschini (1999) folgende Funktionen von CS an:

- CS ist zumeist Ausdruck einer positiven Einstellung zur Sprache, in die der Wechsel erfolgt.
- CS wird eingesetzt, „um Hintergrund und Vordergrund, Erzählung und Kommentar voneinander zu unterscheiden“ (ebd., 10).
- CS kann dazu dienen, bestimmte Inhalte zu unterstreichen (beispielsweise durch hochsprachliche Elemente, die in ein im Dialekt geführtes Gespräch eingebaut werden).
- CS kann gesellschaftliche Rollen (etwa im Sinne von Über- und Unterordnung) hervorheben.
- CS kann die Funktion erfüllen, Ähnlichkeiten oder Gemeinsamkeiten mit der Gesprächspartnerin/dem Gesprächspartner zu markieren.
- CS kann dem Wunsch entspringen, verschiedenen Identitäten bzw. Identitätsanteilen Ausdruck zu verleihen.

„CS ist nicht eine Individualsprache, sondern wird immer überindividuell und mit konventionalisierten sozialen und formalen Regeln zum Zwecke der Kommunikation verwendet. Es gibt in der entsprechenden Gemeinschaft eine Sensibilität dafür, wann, mit und im Beisein von wem es angebracht ist, solches CS-Verhalten zu zeigen. Und immer

stellen die Sprechenden mit dem Code-Switching eine Kompatibilität zwischen den Sprachen – und damit eben auch zwischen den Kulturen – her“ (ebd., 10).

„Mit dem Code-Switching schafft sich die vermeintliche ‘Weder-Noch-Generation’ ihre eigene, unverwechselbare Identität“ (ebd., 8), so Franceschinis Schluss aus der Untersuchung: „CS gründet wesentlich auf sozial geteilten Sprachkompetenzen. Da Sprachkompetenzen in sozialen Kontexten erworben werden, wird durch die Praxis des CS ein ähnlicher Lebenslauf mit indiziert. Das CS gehört zu einem Gruppenverhalten, mit dem in einem bestimmten sozialen Kontext Personen ihre Zugehörigkeit zu einer Gruppe signalisieren. Kurz: Das CS dient dazu, eine soziale Identität auszudrücken, ein Wir-Gefühl aufzubauen und eine Außengrenze zu konstituieren“ (ebd., 9). Ihr Resümee ist es wert, in voller Länge wiedergegeben zu werden: „Wenn man von einem Spannungsfeld zwischen Integration (gar Assimilation) und Desintegration (gar Ghettoisierung) ausgeht, dann bietet das CS eine Lösung der dritten Art an: Es führt symbolisch vor Augen (oder besser: ans Ohr), wie aus zwei Kulturen und Sprachen etwas kreativ Neues heranwachsen kann. Typischerweise ist das CS bei Jugendlichen entstanden, die man hie und da als ‘Weder-Noch-Generation’ schubladiert hatte. Sie führen seit geraumer Zeit vor, wie unangebracht diese Außensicht-Metapher war. Das erstaunt eigentlich nicht: Denn dass Innovation und Kreativität an den Rändern einer Gesellschaft freigesetzt wird, ist eine alte Weisheit“ (ebd., 11).

Positioning

Als „positioning“ bezeichnen Bronwyn Davies und Rom Harré eine grundlegend neue Version der vorliegenden rollen- und identitätstheoretischen Entwürfe. Sie entwickeln ihre Sichtweise in Anlehnung an Wittgenstein (1953) und Vygotsky (1962, 1978) und wenden sich damit insbesondere gegen die in der bisherigen Darstellung ausgesparte Rollentheorie bei Parsons und Durkheim, die auch im Rahmen der interaktionistischen Theorien, die bereits vorgestellt wurden, einen gemeinsamen Ausgangspunkt sowie ein Steckenpferd der Kritik darstellt.

Gegenüber dem klassischen Rollenkonzept hebt Harré die aktive Komponente der Verortung von Personen in einem Diskurszusammenhang hervor. Identität kommt als diskursives Phänomen in den Blick, d.h. als Phänomen, das sich (zumindest im Falle interaktiver linguistischer Praktiken) im Gespräch ergibt und auf den Gesprächskontext zugeschnitten ist: „the constructive force of each discursive practice lies in its provision of subject positions. A subject position incorporates both a conceptual repertoire and a location for persons within the structure of rights [and duties - P.P.P.] for those that use that repertoire... Among the

products of discursive practice are the very persons who engage in them..." (Davies/Harré 1996, 46).

Wie man sich den angesprochenen Prozess nun im einzelnen vorzustellen hat, legen Davies/Harré (ebd., 48) wie folgt dar: „Positioning... is the discursive process whereby selves are located in conversations as observably and subjectively coherent participants in jointly produced story lines. There can be interactive positioning in which what one person says positions another. And there can be reflexive positioning in which one positions oneself.“ Dabei kommt es Harré im Wesentlichen darauf an, die Erfahrung³³ der vielfältigen Formen interaktiver und reflexiver Positionierung im Hinblick auf die Bedingungen ihres Zustandekommens³⁴ sowie bezüglich der Konsequenzen, die sie im Kommunikationsfluss generiert³⁵, zu beleuchten.

Die durchgängige Identitätsrelevanz einer solchen Konzeptualisierung soll anhand eines weiteren Zitates verdeutlicht werden. In ihm wird offenbar, was einer aktiven Verortung im moralischen Universum³⁶ gleichkommt und dadurch von genuin politischer Bedeutung ist: „Personal identity is one's sense of being located in space and having a position in the moral order of the little group with which one is conversing. ...selfhood is discursively produced for others by the use of the first person pronoun, and at the same time is discursively produced for ourselves“ (Harré/Gillett 1991, 107f.). In diesem Zusammenhang eröffnet uns der diskurstheoretische Zugang einen zusätzlichen Aspekt: „there are multiple choices in relation not only to the possible lines that we can produce but to the form of the play itself. We are thus agent (producer/director) as well as author and player and the other participants coauthor and coproduce the drama“ (Davies/Harré 1996, 52).

Trotz divergenter theoretischer Referenzen fügen sich diese Betrachtungen nahezu lückenlos in Bourdieus Ausführungen zum sozialen Raum (vgl. 1.6.) ein. Das darin bekundete Verständnis sozialer Strukturen und Dynamiken liefert einen soliden Hintergrund zur Einbeziehung der vorliegenden Forschungsansätze zur Erklärung politischer Partizipation, wie etwa der „locus of control“-Forschung sowie deren Weiterentwicklung in einer interaktionistischen Sicht von Kontrollbewusstsein (vgl. hierzu insbesondere die

33 „...to experience oneself as having a location in a manifold of places and in relation to others...“ (Harré/Gillett 1991, 111)

34 „Social structures are coercive to the extent that to be recognisably and acceptably a person we must operate within their terms.“ (Harré 1996, 52)

35 „the concept of positioning... serves to direct our attention to a process by which certain trains of consequences, intended or unintended, are set in motion.“ (ebd., 51)

36 „...the speaker's „position“ or standing in the moral order...“ (ebd.)

Beiträge von Hoff 1982, 1990; Hohner 1984, 1987a, 1987b; sowie Hoff/Hohner 1982). Im Kontext einer Positionierungstheorie sind sie besonders dazu geeignet, der Tatsache Rechnung zu tragen, dass persönliches und kollektives Kontrollbewusstsein eng verbunden sind mit dem Ort, den eine Person bzw. eine soziale Gruppe im gesellschaftlichen Gefüge innehat, und mit den kategorialen Bestimmungen, die diesem Ort – insbesondere in Bezug auf die Wahrnehmung eines Spielraums zur Einflussnahme auf eine gesellschaftlich geteilte sowie (idealiter) gemeinsam gestaltete Wirklichkeit – zukommen.

Bei der Darstellung der Forschungsergebnisse werden in den nachfolgenden Bänden einige wesentliche Dimensionen der Dynamik im sozialen Raum berührt. Im vorliegenden Einleitungsband sollen – im Versuch einer Überleitung zu den vordergründig interessierenden empirischen Zusammenhängen – lediglich erste Hypothesen zur spezifischen Relevanz sozialer Identität(en) von MigrantInnen unterschiedlicher Herkunftsländer für die realisierten Muster einer Positionierung gegenüber der eigenen community, anderen MigrantInnen und MigrantInnengruppen sowie der Mehrheitsgesellschaft zur Sprache kommen, einem Bereich, der aller Voraussicht nach die unterschiedlichsten Reaktionen – von Ablehnung, (Des-)Interesse und Ironie bis zur Bekundung vielfältiger (insbesondere auch unkonventioneller) Protestformen – umfasst.

2. Aktionsforschung als Vernetzungsarbeit: Kontext, Zielsetzung und Methoden

Migranten erscheinen einem Teil der Einheimischen als Bedrohung. Sie sind Auslöser von Zukunftsängsten. Sie sind zugleich eine Manövriermasse der Politik.

Wer hierzulande von Arbeitsmigration redet, denkt fast immer nur an Ausländer in Österreich...

Heinz Fassmann & Rainer Münz (1995, 7 und 47)

In diesem Zitat spielen die Autoren auf die paradox erscheinende Tatsache an, dass noch zu Beginn der Neunzigerjahre den 550.000 in Österreich ansässigen „AusländerInnen“ beinahe ebenso viele AuslandsösterreicherInnen gegenüberstanden³⁷, die in den öffentlichen Debatten bis heute kaum Erwähnung finden und die wohl kaum jemals als Wirtschaftsflüchtlinge in Betracht kämen (vgl. Viehböck/Bratic 1994, 25). In jüngerer Zeit gewinnt vielmehr die Rede über ein *brain drain*, den Abzug hoch qualifizierter Arbeitskräfte, die attraktivere Standorte im Ausland aufsuchen, an suggestiver Kraft; anderen Herkunftsländern wird eine ähnliche Problematik in umso geringerem Masse zugestanden, je weniger sie in der vorherrschenden Rhetorik der Standortsicherung als Konkurrenz in den Blick kommen.

Diese Überlegungen verweisen auf einen blinden Fleck in der tagespolitischen Diskussion: „Außerhalb der Kategorie Asylwerber, Flüchtling, ‚Gast‘-Arbeiter, Student oder Tourist“ und wohl auch Angehörige/r eines (anderen) Mitgliedstaates der Europäischen Union „gibt es für den Aufenthalt eines Ausländers in Österreich keine rechtliche Basis“ (ebd.). Der strukturelle Aspekt der Ungleichheit ist schon bei einem Schnelldurchlauf der Migrationsgeschichte in den letzten Jahrzehnten unübersehbar; der politische Diskurs der letzten Jahre spiegelt die Ambivalenz eines Themas wider, das wie kaum ein anderes von den unterschiedlichsten politischen Kräften instrumentalisiert wird: „Akkulturationsprozesse, das zeigt die Beschäftigung mit dem „Gastarbeiter“-Problem, müssen stets vor dem Hintergrund ihrer

³⁷ Die Abwanderung österreichischer Arbeitskräfte setzte bereits Mitte der fünfziger Jahre ein... Derzeit leben ca. 430.000 österreichische Staatsbürger außer Landes, darunter etwa 250.000 in anderen europäischen Staaten. Hinzu kommen jene Österreicherinnen und Österreicher, die 1938-40 vertrieben wurden, sowie jene, die nach ihrer Auswanderung später freiwillig auf die österreichische Staatsbürgerschaft verzichteten“ (Fassmann/Münz 1995, 47). Dass die Erlangung einer neuen Staatsbürgerschaft und die Zurücklegung der früheren mit einem „Verzicht“ einhergeht, wird BürgerInnen der Europäischen Union im Allgemeinen eher unterstellt als so genannten „Drittstaatsangehörigen“.

politisch-ökonomischen Verursachung..., unter Berücksichtigung kulturell-gesellschaftlicher *Machtunterschiede* und im Zusammenhang mit dem Entstehen von *Randgruppen...* untersucht und diskutiert werden“ (Griese 2002, 214). Nach einigen grundsätzlichen Überlegungen (nach Ivanova/Pasqualoni 2004b, 69 f.) erfolgt an dieser Stelle zumindest eine – wenn auch skizzenhafte – Bezugnahme auf zeithistorische und gesellschaftspolitische Entwicklungen, die für die vorliegende Untersuchung wesentlich sind.

Wenn Rassismus und Sexismus, Ausschlussmechanismen und Ausgrenzungspraktiken bereits in den begrifflichen Unterscheidungen angelegt sind, die im gesellschaftlichen Leben wirksam werden, wäre es dann nicht erstrebenswert, ohne jegliche Unterscheidung und Differenzierung auszukommen? Liegen diese Differenzen andererseits – über die gesetzlichen Bestimmungen hinaus – nicht gerade unserer Wahrnehmung und unserem Denken zugrunde, die ohne sie gar nicht möglich wären? Wie immer die Antworten auf diese Fragen ausfallen mögen, für Integration und Gleichberechtigung greifen solche Fragen zu kurz. In diesem Feld erscheint es wenig ratsam, Unterschiede generell auszublenden und nicht weiter zu berücksichtigen. Eine Nivellierung von Unterschieden bedeutet zumeist, dass sich die partikuläre Norm der stärkeren Gruppe (z.B. der Mehrheit) *allgemein* (durch)setzt. Dies ebnet den Weg für die Assimilation derer, die sich der Norm anpassen, und für die Ausgrenzung jener, die dieser Norm weniger entsprechen (können). Es verhindert insgesamt eine produktive Auseinandersetzung mit Unterschieden und impliziert Ausblendung und Verlust von Vielfalt. Die Unterscheidungskategorien und ihre gesellschaftliche Hierarchisierung bleiben durch Assimilation unangetastet.

Die Wahrnehmung von Unterschieden – anstelle ihres Ausblendens – scheint für Integration von nicht geringerer Bedeutung zu sein als für ausgrenzende Unterdrückungsideologien. Entscheidend ist, wie wir mit Differenzen umgehen. Das Problem liegt nicht darin, dass wir Unterschiede wahrnehmen, sondern *wie* wir sie wahrnehmen; es liegt weniger in der Tatsache, dass wir in Kategorien denken, sondern ob und wie wir darüber reflektieren und uns darüber austauschen. Das Problem besteht auch nicht darin, dass wir uns in unserem Handeln durch Unterschiede, die wir wahrnehmen, leiten lassen, sondern wie wir darauf in unserem Handeln, ebenso wie in gesetzlichen Bestimmungen, Bezug nehmen und uns den jeweils „anderen“ gegenüber positionieren. Nicht die Unterschiede als solche führen demnach zu Konflikten, sondern ihre Handhabung (vgl. Heimannsberg 2000). Die nachfolgenden Überlegungen sind von der Überzeugung getragen, dass sich allein im Umgang mit Unterschieden und in einer Auseinandersetzung, die alle Beteiligten zu Wort kommen lässt, eine befriedigende Lösung abzeichnen kann.

Die historischen Hintergründe und die wechselhafte Geschichte gesetzlicher Grundlagen für die Migration nach Österreich soll hier lediglich angerissen werden. Eine Darstellung der Migrationsbewegungen in Europa seit dem späten 18. Jahrhundert findet sich in Bade

(2002). Die jüngsten Entwicklungen in Deutschland werden alle zwei Jahre in einer Buchreihe des Rates für Migration diskutiert (vgl. Bade/Münz 2002; Bade et al. 2004). Im internationalen Vergleich fällt auf, dass sich Österreich erst relativ spät am Migrationsgeschäft beteiligt hat. Dieses hatte in anderen westlichen Industriestaaten bereits viel früher und im größeren Stil eingesetzt.

Die ersten Anwerbeabkommen, in denen jeweils Kontingente für bestimmte Berufsgruppen vorgesehen waren, datieren in Österreich mit 1962 (Spanien), 1964 (Türkei), 1966 (Jugoslawien) und 1970 (Tunesien). Eine Trendwende zeichnete sich – im Gefolge der Konjunkturkrise – mit dem 1975 beschlossenen Ausländerbeschäftigungsgesetz ab, welches nach einem sprunghaften Anstieg der Ausländerbeschäftigung innerhalb weniger Jahre (vgl. Matuschek 1985, 173) beschlossen wurde und das Prinzip der Inländerbevorzugung festschrieb. Die Beschäftigungsbewilligung wurde künftig nicht mehr den ArbeitnehmerInnen erteilt, sondern ihrem Arbeitgeber. Wer eine durchgängige fünfjährige Beschäftigung in Österreich vorweisen konnte, erlangte einen *Befreiungsschein*. Nach frühestens fünf Jahren durchgängiger Erwerbstätigkeit in Österreich konnten MigrantInnen somit beginnen, sich im Arbeitsmarkt zu integrieren.

1988 und 1990 erfolgten (längst überfällige) Novellierungen des Ausländerbeschäftigungsgesetzes, die es MigrantInnen erlaubten, selbst eine Arbeitserlaubnis zu erlangen. Auch der Befreiungsschein wurde leichter zugänglich. Im Gegenzug wurden Bundeshöchstgrenzen eingeführt, die seither jedes Jahr vom zuständigen Bundesministerium angepasst werden: Der Anteil unselbständig beschäftigter und arbeitsloser MigrantInnen darf dabei zehn Prozent des InländerInnenanteils nicht überschreiten. Schließlich trat 1993 das Fremdenrecht in Kraft, dessen weitreichende Konsequenzen bei Schmidt/Tanger/Petrovic (1993) diskutiert werden. Die laut Fremdenrechtsnovelle 2002 in Österreich geltenden gesetzlichen Bestimmungen sind in der „Gesetzessammlung Fremdenrecht“ (Schumacher 2003) zusammengestellt und im „Ratgeber Fremdenrecht“ (Schumacher 2003) erläutert. Patrik Volf und Rainer Bauböck (2001) stellen in ihrem Buch „Wege zur Integration“ den weiter bestehenden Integrationsdefiziten in den Bereichen Arbeitsmarkt, Ethnic Business, Asyl, Medien, öffentlicher Dienst, Schule, soziale Sicherung und Gesundheit sowie Wohnen beispielgebende Initiativen und Modelle aus dem In- und Ausland gegenüber.

Auf europäischer Ebene haben mit der Festschreibung einer Antidiskriminierungsbestimmung (Artikel 13 des Vertrags zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft) Bemühungen eingesetzt, die in den Richtlinien 2000/43/EG („Anwendung des Gleichbehandlungsgrundsatzes ohne Unterschied der Rasse oder der ethnischen Herkunft“) und 2000/78/EG („Festlegung eines allgemeinen Rahmens für die Verwirklichung der Gleichbehandlung in Beschäftigung und Beruf“) eingingen und in allen Mitgliedstaaten und

innerhalb von drei Jahren umgesetzt werden sollten. Die Ausschreibung EQUAL, in deren Rahmen das vorliegende Projekt eingereicht und gefördert wurde, erfolgte in der Intention, europaweit diesem Ziel näher zu kommen.

Eine Zielsetzung des Projektes *MIDAS – Wirksame Strategien gegen Rassismus und Diskriminierung am Arbeitsmarkt* bestand darin, über die Vernetzung von MigrantInnenvereinen in mehreren österreichischen Bundesländern zum Empowerment (vgl. Rappaport 1985; Keupp 1997) von MigrantInnen und zur Bekämpfung von rassistischer und sexistischer Diskriminierung in Österreich beizutragen.³⁸ Hierfür erwies sich die Aktionsforschung (Action Research – im Folgenden kurz: AR) als ‚Methode‘ der Wahl.³⁹ AR versteht sich als ein Forschungszugang, durch den das Verhältnis von Theorie und Praxis (bzw. Empirie) und die Interaktion von Forschenden und Erforschten neu gefasst werden⁴⁰: „AR is social research carried out by a team encompassing a professional action researcher and members of an organisation or community seeking to improve their situation. AR promotes broad participation in the research process and supports action leading to a more just or satisfying situation for the stakeholders” (Greenwood/Levin 1998, 4). Diese Zielsetzung impliziert eine Distanzierung vom empiristischen Forschungsverständnis, das weiten Teilen der Sozialwissenschaften unhinterfragt zugrunde liegt, schließt jedoch keine der in diesem Feld etablierten Methoden prinzipiell aus.

In der gebotenen Kürze kann der Ansatz anhand folgender Eckpfeiler umrissen werden, die gleichzeitig die Wahl dieses Forschungszugangs im Kontext der Zielsetzung des Gesamtprojekts begründen: AR zielt auf

Praxisrelevanz

Aufgegriffen werden jene Themen, mit denen bestimmte Personen bzw. Gruppen konfrontiert sind und die von diesen als relevant angesehen werden: „Members of communities or organisations are unlikely to accept as credible the ‘objective’ theories of outsiders if they cannot recognise the connection to the local situation, or because local knowledge makes it clear that the frameworks are either too abstract or simply wrong for the specific context” (Greenwood/Levin 1998, 81).

Kooperation

38 Eine ausgiebige und empirisch begründete Diskussion zum Integrationspotential von MigrantInnenorganisationen findet sich etwa in Fijalkowski/Gillmeister (1997), Lehmann (2001), Schiffauer (2004).

39 Zu den nachfolgenden Ausführungen vgl. Pasqualoni/Oberprantacher, im Erscheinen.

40 AR wird im Allgemeinen auf Kurt Lewin (vgl. 1946; 1948) zurückgeführt.

Ein besonderer Stellenwert kommt daher der aktiven Teilnahme von PraktikerInnen, Betroffenen und anderen für das Forschungsvorhaben relevanten Bezugsgruppen (*stakeholders*) zu. Diese sind durchgängig als KooperationspartnerInnen anzusehen und nach Möglichkeit einzubeziehen, sofern sie ein legitimes Mitspracherecht an der behandelten Thematik anmelden können. Während sie im traditionellen sozialwissenschaftlichen Jargon als ‚Untersuchungsobjekte‘ in den Blick kommen, nehmen sie im Rahmen von AR im gleichen Maße wie die ForscherInnen selbst eine forschungsbezogene Rolle ein. Entsprechend ihrer Motivation und Verfügbarkeit sind sie am Projekt beteiligt: AR „is a cogenerative process through which professional researchers and interested members of a local organisation, community or a specially created organisation collaborate to research, understand and resolve problems of mutual interest“ (Greenwood/Levin 1998, 93).

Vernetzung

AR geht einher mit einer Intensivierung der Zusammenarbeit, für die im Zuge eines Projektes Strukturen geschaffen werden, und erweist sich somit für Vernetzungsaktivitäten als besonders geeignet. Im Zuge des Forschungsprozesses wird darauf geachtet, die TeilnehmerInnen auf koordiniertes und/oder gemeinsames Handeln hin zu orientieren. Die Kontakte, die dabei geknüpft werden, können und sollen sich auch über das Projekt hinaus als nützlich erweisen.

Empowerment

AR zielt damit auf das *Empowerment* der Bezugsgruppen, auf ihre Stärkung durch Zusammenarbeit. Die TeilnehmerInnen werden dabei unterstützt und dazu ermutigt, ihre Probleme selbst in die Hand zu nehmen: „AR aims to increase the ability of the involved community or organisation members to control their own destinies more effectively and to keep improving their capacity to do so“ (Greenwood/Levin 1998, 6). Empowerment steht dabei für eine wechselseitige Bereicherung von ForscherInnen und PraktikerInnen im Verlauf eines gemeinsamen Arbeitsprozesses. Auch „[d]er Wissenschaftler wird, wenn er mehr als nur sachkundig ist, - mit seinen Gefühlen und seinem Intellekt – ‚in seiner Arbeit‘ sein und von Erfahrungen, die er im Forschungsprozess gemacht hat, tief beeinflusst werden“ (Strauss 1991, 35). Im Bemühen um nachhaltige Lösungen für praktische Probleme befruchten sich das Fach- und Dienstwissen (Weber 1922, 128 f.; vgl. Burtscher/Pasqualoni/Scott, im Erscheinen) der Beteiligten gegenseitig.

Veränderung

Im Verhandlungsprozess wird immer deutlicher, welche Veränderungen erwünscht und welche möglich sind. Unumgänglich ist dabei die Auseinandersetzung mit der Frage, welche

Mittel für nötig erachtet werden, um erwünschte Veränderungen einzuleiten und gemeinsame Ziele zu erreichen. Im Versuch, die Situation und das gesellschaftliche Umfeld der Projektbeteiligten zu verändern, erschließen sich auch ihre Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata (vgl. Bourdieu 1993, 101).

Emanzipation

Die unterschiedlichen Sichtweisen der TeilnehmerInnen sind als gleichwertig zu integrieren, was für die beteiligten Personen und Organisationen nicht nur einen problembezogenen, sondern auch einen egalitären Umgang nahe legt. Da gerade Rassismus und Sexismus, die nicht nur in der Mehrheitsgesellschaft anzutreffen sind, auf Formen gesellschaftlicher Hierarchisierung beruhen, erscheint uns ein emanzipatorischer Zugang im vorliegenden Projektzusammenhang besonders wichtig: „So hat die Ideologie des Sexismus dazu beigetragen, dass Frauen in beträchtlichem Umfang vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen und ihre Tätigkeiten auf die unbezahlte Arbeit im Bereich von Haushalt und Familie beschränkt wurden. In ähnlicher Weise trägt die Rassismuskonstruktion von Bevölkerungen dazu bei, eine Eignungshierarchie aufzubauen und die ideologische Grundlage für Ausgrenzungspraktiken zu errichten“ (Miles 1991, 170). Der emanzipatorische Anspruch zielt durchaus in einem weiteren Sinne auf Selbstbestimmung und auf die Freisetzung aus Abhängigkeitsverhältnissen, die uns in Herrschaftsstrukturen gefangen halten, uns entmündigen und unsere Handlungsfähigkeit einschränken.

Verbreitung

Im Rahmen von AR wird neben der Erhebung und Auswertung der Forschungsergebnisse auch ihre Vermittlung und Verbreitung zu einem integralen Bestandteil des Forschungsprozesses. Damit wird die Trennung zwischen diesen typischen Etappen eines Forschungsprojekts - mit der gängigen Privilegierung der ersten und der Beschränkung der letzten auf eine *scientific community* - tendenziell aufgehoben.

Während viele sozialwissenschaftliche Ansätze im Versuch, sich von einem positivistischen Zugang abzugrenzen, die Frage offen lassen, wie Forschung aus der Domäne der Bibliotheken ausbrechen kann, bietet AR eine praktikable Alternative an: Es folgt einem zyklischen Verlauf, in dem Pläne entworfen, umgesetzt, deren Effekte beobachtet und reflektiert werden, um die folgenden Planungsschritte - lösungsorientiert und reflektiert zugleich - anzugehen.

Im Diskussions- und Handlungsverlauf ergreifen und bestätigen die TeilnehmerInnen bestimmte Handlungsoptionen und verwerfen andere. In der Reflexion der Fortschritte und Rückschläge im Zuge konkreter Projektaktivitäten werden wissenschaftliche Erkenntnisse

und praktische Konsequenzen aufeinander bezogen: „Interpretationen sind kein Privileg der Wissenschaft. Sie sind Prozesse, die im alltäglichen Lebensvollzug kontinuierlich geleistet werden. Im Zusammentreffen mit Situationen, in denen die selbstverständliche Geltung der Welt zerbricht, beginnt die Interpretation“ (Kannonier-Finster/Ziegler 1996, 46).

Neben den Relevanzschemata der beteiligten Personen erschließt sich dabei das Bezugs- und Handlungssystem der wesentlichen Akteure und Akteurinnen eines Feldes im beständigen Versuch, reale Probleme zu lösen und eine gewünschte Veränderung einzuleiten: Im Verlauf des Projekts wurde zunehmend deutlich, wie sehr gerade Rassismus und Sexismus von sozialen Konstruktionen (Frindte 1998; 1999; Hund 1999) und von ideologischen Strukturen (Miles 1991) abhängen, zugleich hat sich aber auch gezeigt, wie sehr diese „Konstruktionen in ihren Folgen real“ (Thomas 1965) sind - und dass man ihnen mit konkreten Aktivitäten entgegentreten kann. Sowohl die TeilnehmerInnen, als auch die ForscherInnen und MitarbeiterInnen vollziehen dabei selbst einen Veränderungsprozess, erfahren die Folgen und die Wirksamkeit ihres Handelns und erlangen ein klareres Bewusstsein für Hindernisse und für Strukturen, die einer Problemlösung entgegenstehen und auf die einzuwirken sich lohnt (bzw. noch aussteht).

2.1. Bekämpfung von Rassismus und Sexismus: Aktionsforschung zur Stärkung der Zusammenarbeit

Man nehme sogenannte Risikogruppen und rette sie vor sich selbst, ob sie es wollen oder nicht, indem man ihnen, oder besser noch ihren Kindern, Programme gibt, die wir als Professionelle selbst entwickeln, verpacken, verkaufen, anwenden oder auf irgend eine andere Weise kontrollieren. Man bringe ihnen bei, wie sie sich diesen Programmen anzupassen haben und dadurch weniger Ärger machen. Dann überzeuge man sie, dass eine Veränderung ihrer Testwerte einer Veränderung ihres Lebens entspricht.

Julian Rappaport 1985, 267

Es wird gewissermaßen mit bewegten Worten zu einem Treffen aller Gutwilligen eingeladen, aber es wird nicht dazu gesagt, wann und wo dieses Treffen stattfinden soll.

Manfred Sader 2002, 10

Bedingung für eine Ziefindung, die die Erkenntnisse aus dem Wissenschaftssystem benutzt und der Interessendurchsetzung der

Betroffenen dient, ist ein von strukturellen Teilveränderungen begleiteter Kommunikationsprozeß, der den Betroffenen zunehmend die Möglichkeit bietet, Ursachen und Perspektiven ihrer Situation zu durchschauen und an den auf das Ziel gerichteten Umstrukturierungsprozessen nicht nur als Erkennende und Reierende, sondern als Oranisierende teilzunehmen.

Sabine Hering 1975, 188

Im Rahmen des Projektes MIDAS haben wir versucht, Rappaports Sarkasmus gegenüber den Interventionsformen von „Professionellen“ im (psycho)sozialen Feld und Saders Kritik an der gewiss verbreitetsten Form wissenschaftlicher Auseinandersetzung (gelehrten Abhandlungen und „Grundsatzdiskussionen“) mit dem Thema Migration und Rassismus beim Wort zu nehmen und die Herausforderung durch AR anzunehmen. Vordergründig erfolgte dabei der Versuch, zur Bildung von Sozialkapital⁴¹ beizutragen und Veränderungsprozesse anzuleiten, die wichtige Anliegen von MigrantInnen berücksichtigen. Mögliche Veränderungen hängen nicht zuletzt von Ressourcen ab, eine Frage, die uns im Verlauf des Projekts auf Schritt und Tritt begleitet hat und hier zunächst auf drei Ebenen (vgl. Bourdieu 1983) erläutert werden soll: Zum einen waren uns auf der Ebene des ökonomischen Kapitals (die Projektmittel sind nicht nur quantitativ, sondern auch zeitlich beschränkt) enge Grenzen gesetzt, die auszuweiten wir laufend bemüht sein mussten (etwa über Folgeprojekte). Ohne ehrenamtliches Engagement wäre unser Projekt nicht ausgekommen. Zum anderen brachten die Beteiligten oftmals ein beachtliches Ausmaß an sozialem und kulturellem Kapital⁴² ins Projekt ein. Auf der Ebene des kulturellen Kapitals sind jedenfalls Sprachkenntnisse und kulturspezifische, aber auch interkulturelle Qualifikationen (die allzu selten als solche wahrgenommen und anerkannt werden) anzuführen. Auf der Ebene des sozialen Kapitals können die projektleitenden Institutionen (insbesondere die in der ARGE MigrantInnenberatung Österreich vertretenen regionalen Beratungseinrichtungen und ihre MitarbeiterInnen) und die TeilnehmerInnen auf einen breiten Zugang zu unterschiedlichen MigrantInnengruppen und zu EntscheidungsträgerInnen über das gesamte

41 Vgl. hierzu Bourdieu 1983; Bourdieu/Coleman 1991; Bourdieu/Wacquant 1992; Coleman 1988-89; 1990; 1994; Putnam 1993; 1995; 2000; eine Diskussion und Zusammenschau dieser unterschiedlichen Ansätze findet sich in Lin 2001 und Field 2003.

42 Kulturelles Kapital, das in inkorporierter, objektivierter und institutionalisierter Form vorliegt, kommt in den jüngeren Publikationen Bourdieus unter dem Begriff „Informationskapital“ in den Blick, ein Begriff, welcher der Universalität der angesprochenen Kapitalvariante erst in vollem Ausmaß gerecht wird. Einen zentralen Stellenwert räumt Bourdieu über die drei genannten Kapitalsorten hinaus der verbindenden Struktur des symbolischen Kapitals ein. Dieses bezeichnet „die Form..., die eine dieser Kapitalsorten annimmt, wenn sie über Wahrnehmungskategorien wahrgenommen wird, die seine spezifische Logik anerkennen“ [BORDIEU/WACQUANT 1996, 151].

Bundesgebiet verweisen. Eine Stärke des Projekts liegt gewiss auch darin, dass es für alle Beteiligten nicht wenig zur Ausweitung des sozialen Kapitals beiträgt, welches in einer vernetzten Welt zunehmend mehr auf Diversität und Vielfalt angewiesen ist (Boltanski/Chiapello 1999). Diese beiden Kapitalsorten wurden wiederum durch den bezeichnenden Mangel an Internetzugängen, welche in den MigrantInnenvereinen entsprechend ihrer prekären ökonomischen Situation dünn gestreut waren (zum Zeitpunkt der Erhebung im Frühjahr 2003 verfügte nur jeder zehnte der erhobenen Vereine über einen Internetzugang), eingeschränkt. Selektionsprozesse, die einer breiteren Projektbeteiligung entgegenstehen, sind demnach im Projekt in mehrfacher Weise angelegt. Ihnen systematisch entgegenzuwirken, würde wiederum ein beträchtlich höheres Ausmaß an ökonomischen und personellen Ressourcen voraussetzen.

Als Forschungsteam arbeiteten wir mit den TeilnehmerInnen zusammen, die sich an unserem Projekt beteiligen (konnten), und nahmen dabei im Wesentlichen eine moderierende Rolle ein, was eine punktuell auch problematisierende und konfrontative Beteiligung am Geschehen keineswegs ausschließt (Greenwood/Levin 1998, 105 f.). Zielführende Handlungsoptionen sollten sich in der Konfrontation unterschiedlicher Perspektiven erschließen, sie sollten diskursiv gewonnen und in einem koordinierten Handlungsverlauf getestet werden: „For a process to be called AR, it must be systematic and oriented around posing questions whose answers require the gathering and analysis of data and the generation of interpretations directly tested in the field of action“ (Greenwood/Levin 1998, 122).

Als Forschende hatten wir darüber hinaus Sorge zu tragen, alle für unsere Fragestellungen relevanten Bezugsgruppen einzubeziehen und eine möglichst breite Beteiligung anzustreben bzw. zu ermöglichen. Eine Besonderheit des Projekts liegt gewiss auch in der Beteiligung von MigrantInnen im Forschungsteam. Voraussetzung für die Gestaltung der wesentlichen Forschungsetappen war in unserem Fall, dass wir im Forschungsteam und mit den TeilnehmerInnen über den Fortgang des Projekts übereinkamen. Das Projekt sollte zu einem *gemeinsamen Anliegen* werden und insgesamt dazu beitragen, die Bedürfnisse der MigrantInnen in Österreich - vor dem Hintergrund eines umfassenden Handlungsbedarfs - zu klären und konkrete Aktivitäten einzuleiten, die zur Verbesserung ihrer Situation beitragen können.

Die vorbereitenden Studienteile setzten auf mehreren Ebenen an und erstreckten sich auf die meisten österreichischen Bundesländer. Sie umfassen Interviews und Fokusgruppen mit MigrantInnen unterschiedlicher Herkunftsländer, deren Ergebnisse in drei regionalen MigrantInnenforen - im Sinne einer kommunikativen Validierung - diskutiert wurden. Bei diesen Foren wurden Arbeitsgruppen gebildet, die ihre jeweiligen Schwerpunktthemen und entsprechende problembezogene Aktivitäten im Hinblick auf Vernetzungstreffen (und

darüber hinaus) weiterverfolgten. In (a) den drei überregionalen MigrantInnenforen (Graz, Innsbruck, Linz) und (b) daran anknüpfenden Vernetzungstreffen sollte die Vernetzung von (a) MigrantInnen untereinander, aber auch jene mit (b) EntscheidungsträgerInnen in österreichischen Institutionen unterstützt werden, um konkrete Schritte zur Bekämpfung der Diskriminierung aufgrund von Rassismus und Sexismus einzuleiten: „Individuen sind den gesellschaftlichen Strukturen... nicht als ‚passive Opfer‘ ausgeliefert, sondern gesellschaftliche Strukturen und individuelles Handeln stehen in einem komplexen Wechselverhältnis zueinander. Individuen nehmen soziale Strukturen in ganz spezifischer Weise wahr und ‚bearbeiten‘ diese, indem sie eigene Strategien im Umgang mit ihnen entwickeln: Erst im Handeln der Individuen vollzieht sich überhaupt die laufende Reproduktion und Produktion gesellschaftlicher Strukturen“ (Juhasz/Mey 2003, 40).

Der Frage nach Bedeutung und Umfang von Diskriminierungserfahrungen und nach darauf bezogenen Bewältigungsstrategien von MigrantInnen sind wir im Rahmen von 23 biographischen Interviews und 7 Fokusgruppen nachgegangen.⁴³

2.2. Interviews und Fokusgruppen im Rahmen von Action Research: Kohärenz und Gütekriterien

On one occasion, I presented an analysis to a group of Aboriginal people that implied their responses to racism were inappropriate. My explanation outlined a theory of minority responses to racism that highlighted apathy, avoidance, and aggression as typical behaviors that derived from a history of oppression. The anger directed at me by the Aboriginal people present was a humbling experience.

In retrospect, I understand their anger and wonder about my naiveté. Not only was I interpreting their situation, from my perspective, but I was judging their behavior in stereotypical ways, implicitly criticizing their responses to situations they faced. Today, I ensure that any analysis I make is drawn from terms

⁴³ Parallel dazu erfolgte eine Erhebung aller MigrantInnenvereine in Österreich mit Ausnahme der Vereine in Wien, die bereits erhoben worden waren und entsprechend besser vernetzt sind. Mit Verantwortlichen und EntscheidungsträgerInnen in ausgewählten Vereinen von und für MigrantInnen, aber auch mit einzelnen wichtigen AkteurInnen wurden daraufhin 127 leitfadensorientierte Interviews geführt. Dabei kam es uns im Wesentlichen darauf an, ihre Vernetzungsbereitschaft und die von ihnen für notwendig erachteten Rahmenbedingungen zu eruieren, die bei der Planung der Vernetzungsaktivitäten zu berücksichtigen waren. Vera Sartori und Anita Konrad (Sartori/Konrad, im Erscheinen) geben Einblick in den weiteren Verlauf unserer Forschungsaktivitäten, indem sie über Erfahrungen und erste Ergebnisse aus den drei MigrantInnenforen berichten und die daran anknüpfenden Aktivitäten der themenbezogenen Arbeitsgruppen schildern.

known to the people with whom I am working, is expressed in their language, and is derived from their experience-near concepts. My own role in this process is to assist them in articulating their ideas and to ensure that they are expressed clearly and accurately. I also ask probing questions that challenge the rigor of their interpretations to ensure that they will hold up in the court of public scrutiny and future action.

Ernest T. Stringer (1999, 91 f.)

In der Einleitung zu den Aufsätzen, die im Band *Theorie und Praxis* gesammelt erschienen sind, weist Habermas (1978, 18) im Zuge seiner Differenzierung „sprach- und handlungsfähiger Subjekte“ auf folgende Problematik hin: „Die methodischen Forderungen nach einem Typus von action research, der Erhebung mit politischer Aufklärung verbinden soll, übersehen den auch für die Sozialwissenschaften geltenden Umstand, daß eine unkontrollierte Veränderung des Feldes mit der gleichzeitigen Erhebung von Daten im Feld unvereinbar ist.“ Mit dieser Einschätzung grenzt sich Habermas von der durchaus positiven Aufnahme ab, welche die Aktionsforschung im Rahmen der Frankfurter Schule erfuhr.

Implizit scheint Habermas von einem Verhältnis von ForscherInnen zu ihrem Gegenstand auszugehen, das bei zu großer Nähe gefährdet wäre und den distanzierenden Blick des Forschers/der Forscherin allzu leicht schwimmen ließe. Die Dimension dieser Abgrenzung ist jedoch tiefgründiger formuliert: „In Handlungen werden die faktisch erhobenen Geltungsansprüche, die den tragenden Konsensus bilden, naiv angenommen. Der Diskurs hingegen dient der Begründung problematisierter Geltungsansprüche von Meinungen und Normen. Insofern verweist das System von Handeln und Erfahrung zwingend auf eine Form der Kommunikation, in der die Beteiligten keine Informationen austauschen, weder Handlungen steuern und ausführen, noch Erfahrungen machen oder vermitteln, sondern Argumente suchen und Begründungen geben. Diskurse verlangen deshalb die Virtualisierung von Handlungszwängen, die dazu führen soll, daß alle Motive außer dem einzigen einer kooperativen Verständigungsbereitschaft außer Kraft gesetzt und Fragen der Geltung von denen der Genesis getrennt werden“ (ebd., 25). Wie diese von allen anderen Motiven bereinigte Verständigungsbereitschaft in einer sozialen Situation entsteht oder hergestellt werden kann, wird als Gegenstand der Forschung vorschnell verworfen bzw. zurückgestellt. Zur Aufrechterhaltung der Dimensionen von Sprach- und Handlungsfähigkeit wäre es nur konsequent, wenn Habermas sich von der Aktionsforschung abgrenzt, mit der ein ganz anderer Entwurf der Rolle der ForscherInnen und des Verhältnisses von Prozess und Ergebnis vorliegt und worin gerade die Frage der Genese, der prozesshafte Charakter von Erkenntnisprozessen im Mittelpunkt steht: Ein Handlungssystem erschließt sich dabei jeweils im Versuch, es zu verändern.

Habermas scheint demgegenüber in einem traditionellen Rollenverständnis von ForscherInnen und Forschungsobjekten verhaftet zu bleiben, die das Ergebnis gegenüber dem Prozess privilegieren: „Im Diskurs klammern wir, um mit Husserl zu sprechen, die Generalthesis ein. So verwandeln sich Tatsachen in Sachverhalte, die der Fall, aber auch nicht der Fall, und Normen in Empfehlungen und Warnungen, die richtig oder angemessen, aber auch unrichtig oder unangemessen sein können. Allein die Struktur dieser eigentümlich irrealen Form der Kommunikation verbürgt die Möglichkeit eines diskursiv zu erzielenden Konsensus, der als vernünftig gelten darf“ (ebd.). In der Aktionsforschung liegt der Akzent auf zielführenden Handlungsstrategien, die Ziele sind dabei jedoch höher gesteckt: Die Angemessenheit eines Konsenses bemisst sich nicht lediglich daran, ob sie sich in einer idealen Sprechsituation als vernünftig erweisen, sie bemisst sich vielmehr auch daran, ob die Handlungsimplicationen geeignet sind, den eigenen Zielen gerecht zu werden – und näher zu kommen. „[D]er zwanglose Zwang des besten Arguments“ (Habermas) kann sich vor diesem Hintergrund einstellen, muss jedoch in seinen Handlungsimplicationen getestet werden und seine Umsetzbarkeit unter Beweis stellen.

In Habermas' Kritik (3.) klingt somit ein traditionelles Rollenverständnis an, welches vielfach problematisiert wurde, nicht zuletzt von Devereux (1984), der „[d]ie Angst des Forschers vor dem Feld“ hervorhebt und in ein psychoanalytisches Vokabular von Übertragung und Gegenübertragung kleidet. Max Webers Dämon – der Beruf, verstanden als Berufung – klingt an dieser Stelle wohl auch bei Habermas an: Wissenschaft braucht ihre Subjekte und nimmt sie ganz für sich in Anspruch – damit „jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der seines Lebens Fäden hält“ (Weber 1968, 613). In ihrer Zuspitzung negiert die an Aktionsforschung adressierte Kritik weniger die Möglichkeit einer Wissenschaft, die sich als eine Form der Praxis (neben anderen) versteht und die darauf Rücksicht nehmen kann, auf welche Weise in den (übergeordneten) Handlungszusammenhang ihres Gegenstandsbereichs (mit den wichtigsten AkteurInnen des Feldes, in das sie sich begibt) eingebettet zu sein – das kann man gerade Habermas wahrlich nicht vorwerfen. Sie beharrt vielmehr darauf, dass die Eigenlogik der Wissenschaft zu wahren sei – über Vorkehrungen, die sich zu einer klaren institutionellen Trennung zwischen Wissenschaft und ihren Praxisfeldern verdichten.

Die berechtigte Frage, ob auf der Ebene des Forschungsprozesses die Vorkehrungen nicht auch anderer als institutioneller Art sein können (etwa jener, wie sie in der Aktionsforschung berücksichtigt ist), soll an dieser Stelle noch etwas zurückgestellt werden. Habermas Kritik kann uns nämlich auch einige wesentliche Punkte vor Augen führen, die in der Aktionsforschungspraxis leicht aus dem Blick geraten und sie in die Nähe der Beratungstätigkeit oder der politischen Agitation rückt. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit seinen kritischen Einwänden sollte die Zurückweisung der Aktionsforschung, die im oben

wiedergegebenen Zitat ebenso komprimiert wie beiläufig und verkürzt – gewissermaßen im Vorübergehen – erfolgt, präzisieren und damit auch relativieren. Jedenfalls lohnt es sich – gerade im vorliegenden Forschungsfeld – seine Argumentation etwas ausführlicher wiederzugeben.

Eine Rückbesinnung auf den politischen Kontext, in dem sich Habermas zu einer abgrenzenden Haltung gegenüber einer bestimmten Rezeption von AR veranlasst sieht, kann bereits einiges Licht auf die Hintergründe seiner Abfertigung der Aktionsforschung werfen: Studierende hatten im Dezember 1968 das Soziologische Seminar der Frankfurter Universität besetzt, um „die Vorbereitung politischer Aktivitäten zum Bestandteil des Seminarbetriebs zu machen“ (Habermas 1981, 261). Habermas sieht sich veranlasst, in seinen „Seminarthesen“ das zugrunde liegende Verständnis (insbesondere in Bezug auf Konsequenzen, die aus der Einheit von Theorie und Praxis gezogen würden) zurückzuweisen und das „Verhältnis von Aktionsvorbereitung und wissenschaftlicher Diskussion“ (ebd.), wie es sich ihm darstellt, zur Diskussion zu stellen: „Aus der systematischen Einheit von Theorie und Praxis“, die in seinem Werk *Erkenntnis und Interesse* begründet wird, „folgt... nicht die Einheit von wissenschaftlicher Analyse und unmittelbarer Vorbereitung politischen Handelns. Deshalb kann die Berufung auf Einheit von Theorie und Praxis auch nicht die Forderung nach einer institutionellen Einheit von Wissenschaft und Aktionsvorbereitung begründen. Eine Trennung beider Bereiche ist notwendig“ (Habermas 1981, 262). Wenn wir Habermas in diesen Überlegungen folgen, stellt sich die Frage nach der Art und Weise, wie Theorie und Praxis getrennt werden müssen, eine Frage, die Habermas auch prompt unter drei Gesichtspunkten aufschlüsselt (ebd., 262 ff.):

1. Der Zeithorizont: Zum einen (a) unterliegt die Aktionsvorbereitung Handlungszwängen, zum anderen (b) „richtet [sie] sich nach pragmatischen Zwecken, für die ad-hoc Wissen mobilisiert wird.“ (ebd., 262). Wissenschaft bewegt sich demgegenüber (a) notwendigerweise „innerhalb eines virtualen Zeithorizonts“, in dem der Primat immanent wissenschaftlicher Kriterien gegenüber externen Terminvorgaben gewährleistet sein muss. (b) Zudem stehen „die Zwecke, die forschungsrelevante Entscheidungen bestimmen“, grundsätzlich immer zur Disposition und werden in der wissenschaftlichen Diskussion oft genug revidiert.
2. Das Verhältnis von Erkenntnis und Interesse: (a) „Aktionsvorbereitung verlangt eine subjektiv interessierte Aneignung von Informationen, die vorweggenommene Ziele präzisieren und die Wahl von Mitteln zu deren Realisierung erleichtern“ (ebd., 262 f.). Darüber hinaus ist sie (b) „auf Agitation angewiesen“ (ebd., 263). Das erkenntnisleitende Interesse der Wissenschaft (a) „fällt nicht zusammen mit den

empirischen Bedürfnissen politisch Handelnder“ und (b) setzt eine offene Diskussion voraus, „die allseitige Lernprozesse herbeiführen und auch Relevanzstrukturen verändern kann“ (ebd.).

3. Wissenschaftliche Standards und Handlungseffektivität: Während Aktionsvorbereitung (a) ihren Erfolg „allein an der Effektivität des Handelns, zu der sie führt“ zu messen hat, und (b) „keine speziellen Qualifikationen“ voraussetzt, verlangt die Wissenschaft (a) die Einhaltung von „Standards, die... Erkenntnisfortschritte garantieren“ und (b) „spezielle Qualifikationen, die in fachlich orientierten Lernprozessen eingeübt werden müssen“ (ebd.) und Disziplinierungen voraussetzen.

Bei näherer Betrachtung der angeführten Vorkehrungen, durch welche die Eigenlogik der Wissenschaft hervortreten soll, fällt auf, dass sich deren Einlösung nicht notwendigerweise auf rein *institutionelle* Aspekte beschränken lässt: Um die Trennung in der Weise aufrechtzuerhalten, wie Habermas dies fordert, muss sie nicht notwendigerweise institutioneller Art sein. Vielmehr ist es durchaus möglich, Habermas Forderungen auch auf andere Weise genüge zu tun – und gerade die Aktionsforschung hat hierzu eine Reihe von Vorkehrungen vorzuweisen: So ist gerade eine Klärung und Abstimmung der jeweiligen *Rollen*, die WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen im Forschungsprozess innehaben, integraler Bestandteil jedes Aktionsforschungsprozesses. Auch die *sequenzielle* Aufarbeitung bzw. Umwidmung der Ergebnisse eines gemeinsamen Diskussions- und Planungsprozesses zu wissenschaftlichen Zwecken oder für praktische Belange steht im Rahmen von AR außer Frage, ihre Reflexion und Berücksichtigung ist den ForscherInnen anheim gestellt. Eine *rollenbezogene* und *sequenzielle* Trennung muss somit im Aktionsforschungsprozess gewährleistet sein, wenn sie darin auch weniger institutionellen, als vielmehr prozesshaften Charakter hat.

Wenn – und insofern – sich die Studierenden den Kriterien, die Habermas anführt, nicht beugen, wenn sie nicht klären, ob sie jeweils wissenschaftlich oder agitatorisch agieren und auch eine Rollendifferenzierung verweigern, wie sei in einem Aktionsforschungsprozess weniger vorliegen, als vielmehr ausgehandelt werden muss, so ist Habermas Kritik berechtigt. Eine solche Kritik kann auch auf Projekte ausgeweitet werden, die sich zur Untermauerung ihrer politischen Forderungen oder zum Vertrieb kommerzieller Beratungsangebote auf AR berufen. Aktionsforschung stellt, wie bereits ausgeführt, einen *Forschungszugang* dar, weniger eine Methodologie oder gar eine vorgefertigte Methode. Dass diese Art der Forschung (im Unterschied zu ihren Ergebnissen) nicht zur Legitimation politischer Forderungen herangezogen werden kann, soll die Legitimität solcher Forderungen (wie auch die Qualität der Beratungsangebote) keineswegs schmälern.

Ein speziellerer Einwand gegenüber der studentischen Forderung, der den Studierenden vor dem Hintergrund der Aktionsforschung gerade aus Aktionsforschungssicht nicht erspart bleiben dürfte, insofern sie sich dieses Labels bedienen, betrifft die Kernfrage nach der Zugangs- und Beteiligungsmöglichkeit relevanter *stakeholders*. Die Universität zu besetzen bedeutet keineswegs, sie gegenüber der Öffentlichkeit zu öffnen und ihr gleichermaßen zugänglich zu machen. Das Machtgefälle der eingestammten Population gegenüber universitätsexternen *AkteurInnen* wäre in einer solchen Situation kaum aufgehoben, sondern im Gegenteil noch verstärkt. Im Rahmen der qualitativen Sozialforschung gründet die Empfehlung, Menschen in ihrem natürlichen Umfeld oder auf „neutralem“ Boden aufzusuchen und keinesfalls zu einem „Heimspiel“ (für uns ForscherInnen) in die universitären Strukturen einzuladen, eben auf dieser Überlegung. AR zielt gerade auf eine Vermittlung von Theorie und Praxis ab, die unter den genannten Umständen in der Tat schwer möglich scheint. In ihrer politischen Signalwirkung und strategischen Reichweite (auch für die interne Organisation des Protests) kann die Forderung trotzdem aufrechterhalten und die interne Gruppenzusammensetzung beschönigt werden, selbst wenn im Rahmen einer Besetzung eine breite Beteiligung – nicht zuletzt auch der Lehrenden – kaum erzwungen werden kann.

Wenn sich Interviews in ihrem Fokus auf das Individuum beschränken, unterscheiden sie sich deutlich von einem Zugang, wie er der Aktionsforschung zugrunde liegt. Fokusgruppen (im Folgenden: FG) erscheinen einem solchen Zugang viel näher, vor allem, wenn sich die Gruppen aus *stakeholders* zusammensetzen und/oder wenn alle relevanten (Bezugs-)Gruppen zu einem späteren Zeitpunkt zusammentreffen, um die Ergebnisse zu diskutieren (vgl. Stringer 1999, 81 ff.).

Es gibt jedoch nicht wenige Parallelen, die gerade biographische Interviews (im Folgenden: BI) als eine in hohem Grade mit AR kompatible Forschungsmethode erscheinen lassen: „Die biographische Methode will durch Erhebung und Veröffentlichung in die soziokulturelle Debatte über das richtige Leben und die menschenwürdige Zukunft der Gesellschaft eingreifen“ (Bernart/Krapp 1998, 19, vgl. Fuchs 1984, 135). AR und BI unternehmen darüber hinaus jeweils auf ihre Weise den Versuch, die Lebensnähe der Forschung aufrechtzuerhalten bzw. diese wieder herzustellen: „Hinter der biographischen Methode liegt zweifellos eine Rebellion gegen die ‚Lebensferne‘ gängiger Wissenschaft. Es ist eine Rebellion gegen die Kasernierung der Forschung in hochprofessionalisierten Instituten, deren Personal der erfrischenden Realität nur noch in Form von Verteilungen von Merkmalen begegnet“ (Kohli 1981, 290).

AR, BI und FG teilen darüber hinaus eine für Forschungsaktivitäten spezifische Handlungsorientierung, aus der sie sich - etwa im Unterschied zu weiten Bereichen

quantitativer Forschung - bewusst nicht ausnehmen: Forschung erscheint als eine spezielle Form der Praxis, die auf spezifische Weise auf andere Praxisformen bezogen ist.

AR erfüllt gewiss ebenso wenig wie biographische Interviews oder Fokusgruppen die Kriterien statistischer Repräsentativität. Ihre Forschungsstrategie kann jedoch als theoretisch repräsentativ angesehen werden: „Die theoretische Stichprobenbildung folgt einem ganz anderen Prinzip als die Stichprobenbildung bei quantitativen Studien: Bei quantitativen Studien stellt die Stichprobe ein verkleinertes Abbild der empirisch vorfindbaren ‚Fälle‘ dar: also etwa Personen einer Region, Angehörige einer Berufs- oder Altersgruppe, Heimanweisungen, Umzüge, u.a.m. Die Stichprobe ist so eine Repräsentation der Gesamtgrundheit auf der Ebene des Falls. (...) Die theoretische Stichprobenbildung hat ein anderes Kriterium von Repräsentativität: hier soll die Stichprobe ein Abbild der theoretisch relevanten Kategorien darstellen. Die Einheit ist hier also die theoretische Kategorie, mit der Aspekte der Wirklichkeit beschrieben werden können“ (Hermanns 1992, 116). Nicht Falsifikation und Verifikation stehen dabei im Vordergrund, sondern „die Explikation der gewonnenen ‚Daten‘: Nicht die objektiv feststellbare Wahrheit, sondern die subjektiven Perzeptionsmuster der Probanden sollen rekonstruiert und expliziert werden“ (Bernart/Krapp 1998, 33).

Die Aktionsforscher Greenwood und Levin (1998) nehmen allerdings für sich in Anspruch, dass AR einige der wesentlichen Gütekriterien wissenschaftlicher Forschung besser erfülle als herkömmliche sozialwissenschaftliche Methoden – ja, dass es darin naturwissenschaftliche Maßstäbe erreiche: „We make a simple but bold claim: AR is much closer to the practices of physical and biological sciences than any of the mainstream varieties of academic social research. We affirm this not because we want to sanctify AR with the name of science, but because we insist that AR is far more likely than conventional forms of social research to produce reliable and useful information and interpretations of social phenomena... We agree that the praxis of AR is fundamentally different from that found in most of social research, but we argue that AR proceeds by methods quite likely to produce valid research results, whereas conventional social research rarely produces results whose validity can be tested in action“ (Greenwood/Levin 1998, 53 f.).

Wenngleich sich ihr Argument für alle Gütekriterien wissenschaftlicher Forschung nur schwer aufrechterhalten lässt, so liegt die Stärke von AR doch gewiss in der Validität der Ergebnisse. Diese Feststellung bezieht sich keineswegs nur auf die ökologische Validität, die AR für das Feld, in dem es ansetzt, aufgrund seiner konsequenten Kontextbezogenheit und der systematischen Herbeiführung von Rückkoppelungsschleifen nur schwer abgesprochen werden kann. Validität ist vielmehr in einem breiten Sinne die unumstrittene Stärke auch der wissenschaftlichen Ergebnisse eines Aktionsforschungsprozesses.

Die kommunikative Validierung allein kann die Objektivität und Reliabilität der Forschungsergebnisse allerdings nicht sicherstellen. Hierzu bedarf es einer Handlungsvalidierung, die gerade im Rahmen von AR systematisch angelegt und unverzichtbar ist: „[I]n der kommunikativen Validierung wird geprüft, ob die Kognitionen angemessen rekonstruiert wurden; in der Handlungsvalidierung wird geprüft, ob es empirisch nachweisbare Zusammenhänge zwischen Rekonstruktion und beobachtbarem Verhalten gibt“ (Wahl 1994, 259). Die Objektivität von Ergebnissen, die mit AR gewonnen wurden, steht damit außer Frage, ihre Reliabilität liegt im Wesentlichen in ihrer Reproduzierbarkeit auf der Grundlage intersubjektiver Überprüfbarkeit (vgl. Bohnsack 1991, 172 ff.).

2.3. Interviews in MigrantInnenvereinen und mit ausgewählten EinzelakteurInnen

Noch die ihrem Anspruch nach objektivistischste Theorie muß die Vorstellungen in sich aufnehmen, die sich die Akteure von der sozialen Welt machen; genauer: muß in Rechnung stellen, was diese zur Konstruktion der Sicht von sozialer Welt, und damit zur Konstruktion dieser Welt selber beitragen – vermittelt jener unaufhörlichen *Repräsentationsarbeit* (im weitesten Sinne des Wortes), mit der sie ihre Weltsicht bzw. ihre Auffassung von ihrer eigenen Stellung in dieser Welt, mit anderen Worten: ihre gesellschaftliche Identität, durchzusetzen suchen.

Pierre Bourdieu (1985, 15 f.)

Nach einer Erhebung der MigrantInnenvereine in allen österreichischen Bundesländern mit Ausnahme von Wien, wo eine solche Erhebung bereits vorlag (vgl. Band 2), gingen wir in 127 Interviews mit EntscheidungsträgerInnen in Vereinen von und für MigrantInnen und mit wichtigen EinzelakteurInnen folgenden Fragen nach: Besteht der Bedarf nach einer Vernetzung von MigrantInneninitiativen in Österreich? In welchen Bereichen bzw. für welche Aktivitäten wird dieser Bedarf von den wesentlichen AkteurInnen am stärksten gesehen? Welche Rahmenbedingungen können eine Vernetzung fördern? Was steht einer Vernetzung entgegen?

Aus dem Pool von Vereinen, die im Rahmen der Vollerhebung kontaktiert worden waren, wurden in jene für ein Leitfaden-Interview angefragt, die das größte Interesse an einer Kooperation und an Vernetzungsangeboten signalisiert hatten und in denen bereits eine Auseinandersetzung mit Ungleichbehandlung stattfand. Zusätzliche Kriterien für die Auswahl von Vereinsverantwortlichen für ein teifergehendes Gespräch waren eine gewisse ethnische Ausgewogenheit und die Berücksichtigung von Frauen, selbst wenn sie diese keine Leitungsfunktion innehatten.

Für die Kontaktaufnahme und die Interviewführung mit MigrantInnenvereinen wurden den InterviewerInnen folgende Schritte nahe gelegt (vgl. Pasqualoni 2003b sowie den Leitfaden im Anhang):

- Erstkontakt über Brief oder Fax, in dem auf das Projekt und – dankend – auf die Teilnahme des Vereins an der Erhebung Bezug genommen wird
- Telefonisch a) nachfragen, ob der Brief/das Fax erhalten wurden sowie b) ob die Bereitschaft besteht, ein Interview zu führen, das etwa eine Stunde dauern würde, c) erklären, worum es geht, d) Termin und Ort (vorzugsweise – falls vorhanden – das Vereinslokal) vereinbaren
- Datenblatt aus Vollerhebung studieren, fehlende Angaben markieren und das Formblatt für die Leitfaden-Interviews (siehe Anhang) soweit möglich schon vor dem Interview ausfüllen: Angaben aus der Vollerhebung mit blauem Stift, Notizen während des Interviews in schwarzer Farbe oder mit Bleistift festhalten.
- Interviewführung: Sich bedanken und nach dem üblichen small talk (falls erwünscht) fragen, ob mit dem Interview begonnen werden kann und ob das Gespräch aufgezeichnet werden kann (alle Angaben würden vertraulich behandelt, nicht veröffentlicht bzw., wenn das Interview auszugsweise verschriftlicht würde, entsprechend anonymisiert...)

Die entspannte Atmosphäre sollte einerseits zur Gesprächsqualität beitragen, andererseits hatte das Interview auch den Zweck, das Interesse für die weitere Zusammenarbeit im Rahmen des Projekts zu wecken. Die InterviewerInnen signalisierten dementsprechend ihrerseits Interesse am Gegenüber, am Verein und an den Vereinsstrukturen. Entsprechend wurde die Auswahl der Vereine auch nach Gesichtspunkten gegenseitiger Interessensbekundung und Kooperationsbereitschaft im Rahmen der Erhebung von MigrantInnenvereinen vorgenommen. Kontaktaufnahme und Gesprächsführung mit den ausgewählten EinzelakteurInnen, die im Integrationsbereich aktiv sind, verliefen ähnlich (vgl. Pasqualoni 2003c sowie Anhang).

Die Analyse der 127 leitfadenorientierten Interviews erfolgte mittels des inhaltsanalytischen Verfahrens GABEK, eine Darstellung des Verfahrens und der damit erlangten Auswertungsergebnisse findet sich in Band 3. Im Unterschied zu den biographischen Interviews, die zum Teil mehrere Stunden gedauert hatten und – in starker Anlehnung an narrative Interviews – keinen strukturierten Gesprächsverlauf vorsahen, waren die Leitfaden-Interviews meist kürzer und zielgerichtet. Für die Auswertung der in MigrantInnenvereinen geführten Interviews wurden von den InterviewerInnen zusammengefasste Antworten auf folgende Fragen herangezogen:

1. Aus welchem Grund wurde der Verein gegründet? Welche Zielsetzungen wurden/werden damit verfolgt?
2. Welche Diskriminierungserfahrungen wurden/werden im Verein bzw. mit dem Verein gemacht?
3. Was wurde/wird im Verein gegen Diskriminierung unternommen?
4. Welche Erfahrungen wurden/werden im Verein mit Vernetzungsaktivitäten bzw. mit Vernetzungsversuchen gemacht?
5. Welche sind die wichtigsten Anliegen in Bezug auf Vernetzung? Welche Bedingungen müssen bei Kooperationen erfüllt sein?
6. In welcher Form wäre Vernetzung für den Verein attraktiv? Wie könnte ein solches Vernetzungsangebot aussehen?

Die Analyse der Gespräche, die mit EntscheidungsträgerInnen und Verantwortlichen unterschiedlichster Vereine geführt wurden, sollte Einblick in die Funktion und Arbeitsweise von Vereinen als Orte der Kommunikation, der Gruppenbildung, der Integration und manchmal auch der Desintegration von MigrantInnen gewähren. Des Weiteren ging es auch darum, sichtbar zu machen, welchen Stellenwert das Sprechen über Rassismus im Verein hat und inwiefern antirassistische Maßnahmen gesetzt oder emanzipatorische Veränderungsprozesse unterstützt werden. Die Aussagen der engagierten Einzelpersonen, die nicht in einem Verein tätig waren, fungierten als Regulativ zu dieser ‚Innenperspektive‘ und erwiesen sich als geeignet, Erfahrungen mit Vernetzung abseits der Vereinsstrukturen zu erschließen. In diesem Falle gingen Zusammenfassungen der Interviewaussagen zu folgenden Fragen in die GABEK-Auswertung ein:

1. Maßnahmen/Aktivitäten/Angebote gegen Diskriminierung: Was wurde/wird gegen Diskriminierung unternommen? Mit welchem Erfolg?
2. Vernetzungserfahrungen: Welche Erfahrungen wurden/werden mit Vernetzungsaktivitäten bzw. mit Vernetzungsversuchen gemacht?
3. Vernetzungsbereitschaft – unter welchen Bedingungen (für Kooperation und Vernetzung): Welche sind die wichtigsten Anliegen in Bezug auf Vernetzung? Was ist für die Ansprechperson wichtig, wenn sie sich auf eine Kooperation einlässt bzw. eine solche mitinitiiert?
4. Vorstellungen/Vorschläge/Anregungen für ein attraktives Vernetzungsangebot: In welcher Form wäre nach Ansicht der Auskunftsperson (vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen) Vernetzung für MigrantInnenvereine attraktiv? Wie könnte ein solches Vernetzungsangebot aussehen?

Die Auswertung aller Ergebnisse mit GABEK ermöglichte, im Vorfeld der Foren die Vernetzungsbereitschaft der Vereine von und für MigrantInnen im Hinblick auf allgemeine Rahmenbedingungen und spezifische Widerstände und Konflikte abzusehen. Das Wissen, das uns durch die Auswertung der Leitfaden-Interviews zugänglich gemacht wurde, wurde bei den MigrantInnenforen entsprechend berücksichtigt, um Arbeitsgruppen einzuleiten und konkrete Vernetzungsprojekte zu initiieren. Im Rahmen der inhaltsanalytischen Auswertung war es möglich, die Aussagen unserer GesprächspartnerInnen systematisch aufzubereiten und ihnen (sowie einem weiteren Kreis der am Projekt beteiligten Personen) wesentliche Ergebnisse in einer Weise zurückzuspielen, welche die Anforderungen an eine *kommunikative Validierung* geradezu exemplarisch erfüllt (vgl. Lechler 1994; Kannonier-Finster/Ziegler 1996, 56 ff.). Eine Voraussetzung dafür war, dass die wesentlichen Forschungsergebnisse unseren Auskunftspersonen anschaulich und transparent präsentiert werden konnten. Dass dies mit GABEK möglich ist, war nicht zuletzt einer der Gründe, warum es für das Projekt herangezogen wurde. Im Unterschied zu anderen Analyseverfahren erlaubt GABEK, die Hypothesen und subjektiven Theorien der InterviewpartnerInnen auch auf einer höheren Abstraktionsebene sehr nahe an ihrer alltagssprachlichen Formulierung zu kodieren und zusammenzufassen.

Die Ergebnisse erwiesen sich darüber hinaus als äußerst hilfreich, um eine *Vernetzung* der MigrantInnen über ihre jeweiligen Herkunftskulturen hinaus in Gang zu setzen und mögliche Allianzen abzusehen und anzuregen. Die Themen, die sich aus der Analyse ergaben, waren für die Akteure und Akteurinnen anschlussfähig und erwiesen sich als *praxisrelevant*, da sie nicht von den WissenschaftlerInnen bestimmt wurden, sondern sich unmittelbar aus Gesprächen mit den Betroffenen ableiten ließen.

2.4. Biographische Interviews und Fokusgruppen: Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien von MigrantInnen

Der Frage nach der Bedeutung und Bewertung von Diskriminierungserfahrungen und darauf bezogenen Bewältigungsstrategien von MigrantInnen sind wir im Rahmen von 23 biographischen Interviews und 7 Fokusgruppen nachgegangen, deren Ergebnisse in MigrantInnenforen zur Diskussion gestellt wurden, um – über eine kommunikative Validierung hinaus – Reflexionsprozesse und koordinierte Aktivitäten zur Bekämpfung von Rassismus und Sexismus einzuleiten. Erzählungen, Beispiele und Episoden aus dem Arbeits(suche)alltag, zur Wohnungssuche, zu Nachbarschaftsverhältnissen, Behördengängen, Kindererziehung, etc. bildeten das reichhaltige Datenmaterial für die

Inhaltsanalyse, in der den Interpretationen, Argumentations- und Erklärungsmustern eine besondere Aufmerksamkeit zukam. Die Methodenkonzeption wurde in Schulungsskripten dokumentiert, die zudem Anleitungen und Empfehlungen für InterviewerInnen und ModeratorInnen enthalten (Pasqualoni/Ivanova 2003; Ivanova/Pasqualoni 2003). Die folgenden zwei Abschnitte beschränken sich auf eine knappe Darstellung der Methoden und des Forschungsdesigns, die Ergebnisse der vorliegenden Studienteile werden in den Bänden 4 und 5 vorgestellt und diskutiert.

2.4.1. Biographische Interviews

Der ‚erzählgenerierende Impuls‘ löst die erste Phase der autobiographischen Erzählung aus. Für den Interviewer gilt in dieser Phase die Regel der absoluten Nichteinmischung. Er hört still zu. Hat der ‚Informant‘ seine Erzählung abgeschlossen, beginnt die zweite Phase der narrativen Nachfragen. In dieser Phase bedient sich der Interviewer einer Rückgriff-Frage-Strategie... Dabei spricht der Interviewer berührte, aber wieder abgebrochene Erzähllinien und ‚Stellen mangelnder Plausibilität‘ im Text der gehörten Haupterzählung an und bittet den Interviewten um die Schließung dieser offenen Stellen. Schließlich folgt die dritte Phase der Bilanzierung... Die eigentätigen Bilanzierungen des Erzählers, aber auch theoretische Kommentare, die durch argumentative Stimuli des Interviewers (Warum-Fragen) angeregt worden sind, werden in dieser Phase erhoben.

Heinz Bude (1985, 328)

Für das hier zugrunde liegende Forschungsinteresse empfahl sich zunächst ein Zugang, der die konkrete Situation und Lebensgeschichte von MigrantInnen – in ihrer subjektiven Bedeutung und Relevanz – in den Vordergrund rückt: „Der biographische Zugang erlaubt es, ... die Lebenslage von Personen ausländischer Herkunft in ihrer Vielfaltigkeit und Komplexität abzubilden“ (Juhász/Mey 2003, 36).

Die 23 biographischen Interviews lehnten sich in ihrer Durchführung am narrativen Interview (Schütze 1983, 1987) an, dessen Ablauf bereits im Eingangszitat kurz umrissen wurde: Im narrativen Interview wird der/die Interviewpartner/in darum gebeten und dabei unterstützt, die eigene (Lebens-)Geschichte zu erzählen. Der/Die Befragte soll möglichst auf seine/ihre Weise Erlebnisse, lebensgeschichtliche Ereignisse und Episoden erzählen (können), in die

er/sie selbst verwickelt war. Das Resultat stellt eine *Stegreiferzählung* dar, eine Erzählung, die im Hier und Jetzt (ad hoc) konstruiert und aufgerollt wird.

Eine interessierte und möglichst zurückhaltende Grundhaltung der InterviewerInnen ermöglicht den InterviewpartnerInnen, den eigenen Relevanzstrukturen zu folgen. Zur Erläuterung soll uns ein längeres Zitat aus der Studie *Frauenleben im Exil* von Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler (1996, 36 f.) dienen: „Das narrative Interview wurde von Fritz Schütze (1983 und 1987) besonders für jene Forschungsfragen entwickelt, bei denen eigenerlebte Erfahrungen von Menschen vorrangiger Gegenstand einer Untersuchung sind. Die Interviewtechnik zielt darauf, die Befragten darüber erzählen zu lassen, wie sie bestimmte lebensgeschichtliche, situative und alltägliche oder auch historische Ereignisse und Prozesse erlebt haben, an denen sie selbst teilgenommen haben. In diesem Sinne ist das narrative Interview auch besonders für die Erzählung der eigenen Lebensgeschichte geeignet.“

Die InterviewpartnerInnen wurden nach folgenden Gesichtspunkten ausgewählt: Sie sollten in ihrem jeweiligen Herkunftsland aufgewachsen, mindestens 25 Jahre alt, nicht in Österreich geboren sein, jedoch seit mindestens zehn Jahren in Österreich leben. Die InterviewerInnen sollten sich in ihrem Bekanntenkreis nach geeigneten Personen erkundigen, die sie selbst nicht kannten, und darauf achten, ihre InterviewpartnerInnen nicht ausschließlich im akademischen Kontext zu suchen. Folgende Kriterien sollten in der Gesamtgruppe der InterviewpartnerInnen (für einzelne Herkunftsländer wie auch innerhalb der jeweiligen Herkunftsländer) im Sinne eines *theoretical sampling* möglichst systematisch variieren:

- Auffälligkeit, (in Österreich) hervorstechende Merkmale der Person
- Religion, konfessioneller Hintergrund
- Berufliche Tätigkeit/Status in Österreich
- Bildungsniveau
- Umgebung bzw. Wohnsitz (Stadt/Land)

Um dies sicher zu stellen, wurden die InterviewerInnen beauftragt, eine Liste mit Eckdaten zu möglichen InterviewpartnerInnen zu erstellen, in denen diese Kriterien angeführt wurden. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen wurde – noch vor der Kontaktaufnahme durch die InterviewerInnen – zentral koordiniert.

Die Herkunftsländer der InterviewpartnerInnen waren mit Bosnien, Bulgarien, Iran, Kroatien, Nigeria, Polen, Tunesien, Türkei, Serbien und Vietnam weit gestreut, ebenso die

Bundesländer, in denen sie zum Zeitpunkt der Interviews ihren Wohnsitz hatten (Kärnten, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien; vgl. Band 3).

Bei allen biographischen Interviews und bei einzelnen Fokusgruppen wurde darauf geachtet, dass die Frage nach der für die Interviews angemessenen Sprache keineswegs im Vorfeld zu beantworten war. Durch eine gezielte Auswahl der InterviewerInnen konnte gewährleistet werden, dass diese dieselben Sprachen beherrschten, die für ihre jeweiligen GesprächspartnerInnen in Frage kamen. Die oben angeführten Kriterien wurden entsprechend bereits im Vorfeld in der Auswahl der InterviewerInnen angelegt.

Die InterviewerInnen waren sowohl muttersprachlich als auch in der deutschen Sprache kompetent und konnten in der Sprachwahl den InterviewpartnerInnen folgen. Die Sprachwahl und auch die Freiheit, zwischen den Sprachen zu wechseln, wurden jeweils dem/der Interviewpartner/in überlassen. Zudem wurden Frauen von Frauen und Männer von Männern interviewt, um einen möglichst offenen Gesprächsverlauf – gerade auch zu heiklen Themen wie zur Erfahrung von Sexismus, welcher nicht selten mit Rassismus einhergeht und auf vielfältige Weise mit diesem verstrickt ist – zu gewährleisten.

3.4.1.1. Forschungsdesign

Die Interviews wurden demnach von MitarbeiterInnen geführt, die mit ihren InterviewpartnerInnen einen (inter-)kulturellen Horizont teilen. Damit wurden sie den zusammenhängenden Erwartungen (sprachliche Kompetenzen, Code-Switching usw.) auch besser gerecht. Ein solches Naheverhältnis war für die zugrunde liegende Fragestellung (Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien) von großer Bedeutung. Die InterviewerInnen erhielten eine Schulung zur Klärung des Forschungsansatzes, seiner Zielsetzung und der erforderlichen Grundhaltung sowie zur Interviewführung (vgl. Paqualoni/Ivanova 2003). Die gemeinsame Erarbeitung im Rahmen der Schulung konnte einerseits dazu beitragen, den Blick der InterviewerInnen für relevante Fragebereiche zu schärfen, andererseits wurde dadurch die Qualität des Forschungsdesigns nochmals bewusst auf die Probe gestellt und – durch eine letzte Adaptation aufgrund des Diskussionsprozesses – gesteigert.

Der Erstkontakt der InterviewerInnen mit ihren InterviewpartnerInnen erfolgte telefonisch. Verwiesen wurde dabei auf eine Person aus dem eigenen Bekanntenkreis, die den Kontakt vermittelt hatte, auf die Zielsetzung des Projekts und auf den Rahmen, in dem das Interview stattfinden sollte. Um den/die (potentielle) Interviewpartner/in über Zielsetzung und Ablauf des biographischen Interviews ins Bild zu setzen, offene Fragen bezüglich der Rahmenbedingungen zu beantworten und einen geeigneten Ort und Zeitraum für das Interview zu vereinbaren, wurde ein Vorgespräch vereinbart. Den InterviewpartnerInnen

wurde bei diesem Anlass die Vertraulichkeit im Umgang mit ihren Erzählungen zugesichert: Das Gespräch sollte aufgezeichnet werden; um die Anonymität der InterviewpartnerInnen zu wahren, wurden alle Angaben, die Rückschlüsse auf die Person erlauben, im Zuge der Transkription⁴⁴ anonymisiert. Bei Interesse konnten den InterviewpartnerInnen die Transkripte ihres Interviews zugestellt werden.

Sprachlich richteten sich die InterviewerInnen von Anfang an nach den Vorlieben der InterviewpartnerInnen. Bei den Interviews selbst, auf die sich die InterviewerInnen mit ihren InterviewpartnerInnen im Vorgespräch geeinigt und verabredet hatten, bestand eingangs die Wahlmöglichkeit eines deutschen oder eines muttersprachlichen Einleitungstextes: „Möchten Sie das Gespräch auf Deutsch oder auf (eine Muttersprache) führen/fortsetzen – Sie können selbstverständlich jederzeit (in die andere Sprache) wechseln, wenn Sie Lust dazu haben.“

Nachdem sich der/die Interviewpartner/in entschieden hatte, folgte der Erzählstimulus, der im Vorfeld in beiden Sprachen, die für das Interview in Frage kamen, vorbereitet worden war: „Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Besonders interessieren mich Episoden und Erfahrungen, die damit zusammenhängen, dass Sie aus (Ihrem Herkunftsland) nach Österreich gekommen sind: Wo sind Sie geboren, wie sind sie aufgewachsen? Wie haben Sie Ihren ersten Kontakt mit Österreich erlebt und wie ist es dann weitergegangen?“

In der nachfolgenden Haupterzählung sollte der/die Interviewpartner/in erzählen und der/die Interviewer/in zuhören, wobei letztere ihr Interesse und ihre Aufmerksamkeit – etwa durch Zunicken oder geeignete parasprachliche Äußerungen des Verstehens – aktiv dokumentierten. Die InterviewerInnen waren bemüht, den Erzählfluss zu unterstützen und in Gang zu halten, ihre GesprächspartnerInnen zum Weitererzählen zu animieren, sie nicht zu unterbrechen und erst nachzufragen, wenn das Erzählpotential ausgeschöpft war. Wenn die InterviewpartnerInnen kurz angebanden oder ihre Ausführungen nicht ergiebig waren, wurde versucht, ihre Erzählungen neu anzustoßen. Eine zurückhaltende, aufmerksame Interviewführung, bei der die Führung gewissermaßen an die interviewte Person abgegeben wird, sollte dazu dienen, die Selbstläufigkeit des Erzählens in Gang zu setzen.

Anknüpfend an bestimmte querliegende Erzählfäden, an Passagen mit mangelnder Plausibilität oder mit großer Unbestimmtheit wurden von den Interviewenden im zweiten Abschnitt so genannte narrative Nachfragen angestellt, um zu den entsprechenden Themen neuerlich eine Erzählung auszulösen. Dabei wurden bereits angesprochene bzw. gestreifte, aber unterbelichtete oder widersprüchliche Themen, Episoden, Kontexte und Lebensabschnitte aufgegriffen, um in der Erzählung Lücken zu füllen (Wie-Fragen).

⁴⁴ Vgl. hierzu die Transkriptionsregeln, die im Anhang wiedergegeben sind.

Im dritten und letzten Abschnitt wurde der/die Interviewpartner/in gebeten, bestimmte wichtige Hintergrundzustände, Abläufe und soziale Rahmenbedingungen genauer zu beschreiben. Hierher gehören bei dieser Interviewtechnik auch die Fragen nach dem Warum und Wieso. Die Befragten werden aufgefordert, ihre Erklärungen und Bewertungen zu den erzählten Ereignissen und Entwicklungen kundzutun.

Die InterviewerInnen sollten hier an dem anknüpfen, was von dem/der Interviewpartner/in erzählt wurde – zuletzt auch auf Widersprüche eingehen, nachhaken und versuchen, diese im Rahmen des Relevanzschemas ihres Gegenüber aufzuklären und die subjektiven Gründe zu verstehen bzw. Erklärungen zu bekommen. Eine „Weil...“-Antwort lässt sich etwa dadurch provozieren, dass ein Wort des Gesprächspartners/der Gesprächspartnerin wiederholt wird bzw. mit „Warum...?“ oder Ähnlichem nachhakt. Fragen mit argumentationsgenerierender Kraft sollen auf eigentheoretische Kommentare und Erklärungsmuster fokussieren und subjektive Theorien evozieren: Wie erklärt sich der/die InterviewpartnerIn seine/ihre Welt bzw. die Tatsache, dass er/sie (keine) Diskriminierung erfahren hat, wie glaubt er/sie, könnte/sollte man damit umgehen, rassistischen Übergriffen entgegenzutreten, etc.

Folgende Möglichkeiten, mit Bezug auf eine bzw. mehrere Episoden, in denen Diskriminierung erlebt wurde, in Phase 3 überzuleiten, wurden im Rahmen der Schulung erarbeitet:

- Gefühle ansprechen: Sie haben von... erzählt, wie war das für Sie? Wie haben Sie das empfunden? Was haben Sie in dem Moment gefühlt? Wie ist es Ihnen danach gegangen?
- Gedanken evozieren: Wie erklären Sie sich die Tatsache, dass Sie (nicht) diskriminiert bzw. benachteiligt wurden/werden? Wie erklären Sie sich sein/ihr Verhalten? Was glauben Sie, warum er/sie so reagiert hat?
- Reaktionsweisen befragen: Was haben Sie gemacht? Wie haben Sie reagiert?
- Handlungsalternativen überlegen: Wie würden Sie heute reagieren? Was würden Sie in dieser Lage/Situation einem Freund/einer Freundin empfehlen?
- Bedürfnisse ansprechen: Was hätten Sie damals gebraucht, um so zu reagieren (wie Sie gern reagiert hätten)?

Die angeführten Fragen dienen als mögliche Impulse, um das Gespräch abzurunden und die Gestalt der lebensgeschichtlichen Erzählung zu schließen. Zum Abschluss sollte noch eine Frage gestellt werden, welche dem Verhältnis und einer Bewertung der Interviewpartnerin/des Interviewpartners zum Thema, zum Projekt, zum Verlauf des Interviews und zum/zur InterviewerIn Raum gibt: „Was haben Sie sich gedacht, als ich Sie

zum ersten Mal angerufen und gefragt habe, ob Sie bereit wären, mit mir dieses Gespräch zu führen?“ Diese Frage spielt explizit auf die Beziehungsebene (vgl. Watzlawick et al. 1996; Thun 1981) an; die Antworten auf diese Frage erwiesen sich in den Interviews, in denen sie gestellt wurde, als äußerst aufschlussreich.

Die Interviews wurden auf Tonträgern aufgezeichnet. Im Anschluss an das Interview fertigten die InterviewerInnen ein Reflexions- bzw. Gedächtnisprotokoll an. Ziel war es, den persönlichen Eindruck zum Verlauf des Interviews wiederzugeben und Besonderheiten festzuhalten, die aus dem Text (auch unter Berücksichtigung der Tatsache, dass für die Auswertung in den meisten Fällen Übersetzungen herangezogen wurden) nicht hervorgingen. Die Fragen, die der Reflexion der Interviewerfahrung seitens des Interviewers/der Interviewerin dienen, sind im Anhang wiedergegeben.

Abschließend wurden die Interviews von den InterviewerInnen transkribiert, muttersprachliche Stellen wurden ins Deutsche übersetzt. Auf der Grundlage der deutschsprachigen Textversionen erfolgte die computerunterstützte Auswertung aller Interviews mittels des Verfahrens GABEK, welche die Auswahl relevanter Ergebnisse zum Zwecke ihrer Präsentation und Validierung in den MigrantInnenforen erleichterte. Der berechtigte Einwand, dass ein inhaltsanalytischer Zugang leitfadensorientierten Interviews im Allgemeinen eher gerecht wird als biographischen Interviews – zumal solchen, die sich an das narrative Interview anlehnen und für die entsprechend eine sequenzanalytische Auswertung angesagt wäre (vgl. Schütze 1976; Wiedemann 1986; Hermanns 1992; Bernart/Krapp 1998; Lucius-Hoene/Deppermann 2002; Glinka 2003) – lässt sich mit dem Verweis auf das Gesamtdesign und die Zielsetzung des Projekts zwar nicht entkräften, aber sehr wohl begründen. Der übergeordnete Aktionsforschungsrahmen sollte zudem sicherstellen, dass die Problematik „der konstruktivistischen Wende in der Biographieforschung...“, die der Annahme ‚struktureller Hinterwelten jenseits der Subjekte‘ eine Absage erteilt und deshalb soziostrukturelle Bedingungen menschlichen Handelns aus der Analyse ausklammert“ (Juhasz/Mey 2003, 36), vermieden wird.

2.4.3. Fokusgruppen

Depending on the research question, focus groups can be: (1) homogeneous (where participants share key features) or heterogeneous (where participants are different), (2) pre-existing (e.g. a group of friends or work colleagues) or new, and (3) concerned (where participants have a stake in the subject matter) or naive (where participants do not have any particular commitment in relation to the subject matter).

Im Rahmen des übergeordneten Aktionsforschungsdesigns sollten Fokusgruppen den Stellenwert von Selbst(hilfe)organisationsstrukturen gegenüber den biographischen Interviews deutlicher ins Blickfeld rücken. Zur Erhebung von Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien im Gruppenkontext fanden somit sieben Fokusgruppen mit jeweils vier bis sieben DiskussionsteilnehmerInnen statt. Über die Ermittlung der Meinungen und Einstellungen Einzelner hinaus zeichnen sich darin kollektiv verankerte Orientierungen, informelle „Gruppenmeinungen“, die sich in bestimmten Kollektiven ausbilden (vgl. Mangold 1959): Als Produkt sozialer Interaktionsprozesse sind sie mehr als die Summe von Einzelmeinungen und weisen kollektive Bezüge auf, die bei individualisierenden Interviewverfahren leicht übersehen und/oder übergangen werden. In diesem Sinne stellen Fokusgruppen mit MigrantInnen gegenüber den leitfadensorientierten und den biographischen Interviews im Rahmen des Projekts nicht nur eine Ergänzung und Erweiterung dar, sondern auch eine Vertiefung im Verständnis der Wirklichkeitskonstruktionen von MigrantInnen.

In der Gruppenzusammensetzung waren wir bemüht, auf der ersten Dimension, die im Eingangszitat von Carla Willig angeführt wird (*homogeneous versus heterogeneous*) diese möglichst zu variieren, während auf der zweiten und dritten Dimension eine eindeutige Zuordnung zu *pre-existing* und *concerned* vorgenommen wurde. Während die Auswahl „naiver“, möglichst wenig betroffener TeilnehmerInnen im Rahmen von AR grundsätzlich schwer vorstellbar ist, entschieden wir uns für Realgruppen (Gruppen, die auch außerhalb der Erhebungssituation existieren oder Gruppen, deren Mitglieder über strukturidentische sozialgeschichtliche Hintergründe verfügen), um die Auswahl mit einer systematischen Reflexion über die spezifischen Hintergründe (Milieu, Geschlecht, Generation, etc.) der Gruppe verbinden zu können (Loos und Schäffer 2001, 13 sowie 103). Die Fokusgruppen sollten in bestehenden Vereinen stattfinden und nach Geschlecht (Frauen-, Männergruppen, gemischtgeschlechtliche Gruppen), Herkunftskultur (mono-/multikulturell) – soweit bei einer Beschränkung auf sieben Fokusgruppen möglich – systematisch variieren. Weitere Kriterien, die wir bei der Gruppenzusammensetzung berücksichtigten, waren die Größe der *community* in der jeweiligen Region sowie ihre Auffälligkeit in Österreich (Hautfarbe als hervorstechendes Merkmal), die auf sieben beschränkte Anzahl der Fokusgruppen erlaubte keine weitere Differenzierung, so dass wir für die Ergebnisse keine Form der Repräsentativität beanspruchen können (vgl. hierzu Band 5).

Die Fokusgruppen fanden in monokultureller und multikultureller, gleich- und gemischtgeschlechtlicher Zusammensetzung statt. Herkunftsländer, Anzahl und Ansässigkeit (Wohnsitz) der TeilnehmerInnen an den jeweiligen Fokusgruppen werden im Anhang

tabellarisch aufgeschlüsselt. In den monokulturellen Fokusgruppen wurde die Sprachwahl den InterviewpartnerInnen überlassen.⁴⁵ Dieses Naheverhältnis dürfte für die Erhebung von Bewältigungsstrategien Vorzüge haben, kann aber auch mit Einschränkungen verbunden sein.⁴⁶

2.4.3.1. Forschungsdesign

Die Aufgabe der Moderation von Fokusgruppen umfasst die äußerst komplexe Aufgabe, eine Selbstläufigkeit der Diskussion zu ermöglichen, möglichst alle TeilnehmerInnen einzubinden und auf das Thema zu beziehen. Dazu muss der/die ModeratorIn die Ausgangsfrage sporadisch in Erinnerung rufen, aufgeworfene Probleme weiterverfolgen, auf relevante Problembereiche fokussieren sowie Kontroversen und Konsensmomente, die sich im Diskussionsverlauf abzeichnen, mit Verweis auf die Aussagen einzelner TeilnehmerInnen aufgreifen. Die ModeratorInnen konnten in einer Schulung mit der Zielsetzung und der Methode sowie mit den Erfordernissen der Moderation vertraut gemacht werden, um die nötige Sicherheit in der Anleitung der Fokusgruppen zu erlangen (vgl. Ivanova/Pasqualoni 2003). Wie die TeilnehmerInnen der InterviewerInnenschulung konnten auch die ModeratorInnen ihre Ideen und Bedenken zum Forschungsdesign gewinnbringend einbringen.

Nach der (telefonischen) Kontaktaufnahme mit einem Verein wurden im Rahmen eines persönlichen Vorgesprächs die Rahmenbedingungen (Aufnahmemodalitäten und Anonymisierung, zeitlicher Rahmen, Raumerfordernisse, Aufwandsentschädigung, etc.) mit den TeilnehmerInnen abgestimmt sowie Zeit und Ort für die Fokusgruppe vereinbart. Die Fokusgruppe selbst folgte schließlich folgendem Verlauf: Nach der persönlichen Begrüßung

⁴⁵ Die monokulturellen Fokusgruppen erfolgten vorwiegend in der Muttersprache (Kurdisch, Türkisch – in einer monokulturellen Männergruppe wurde besonders häufig zwischen Türkisch und Deutsch gewechselt). Sie wurden wiederum von den InterviewerInnen transkribiert und ins Deutsche übersetzt.

⁴⁶ Neben zwei ModeratorInnen aus der Türkei und einem aus Nigeria haben – im Unterschied zu den biographischen Interviews – auch ein Mitarbeiter aus Südtirol (Italien) und eine Mitarbeiterin österreichischer Herkunft Fokusgruppen moderiert. In der gemischtgeschlechtlichen multikulturellen Fokusgruppe, die vom Autor des vorliegenden Bandes moderiert wurde, nahm auch eine Mehrheitsösterreicherin teil. Diese Gruppenzusammensetzung stellte keineswegs nur eine Beschränkung dar, sie ermöglichte auch eine Form der Auseinandersetzung, die in den anderen Gruppen auf diese Weise nicht stattfinden konnte.

der eingetroffenen TeilnehmerInnen und informellen Gesprächen zur Auflockerung der Atmosphäre bei der Vorbereitung des Raums (Sesselrunde, Flipchart, etc.) und der Aufnahmegeräte konnte mit der Fokusgruppe begonnen werden: Die TeilnehmerInnen wurden nach einführenden Worten mit der Einstiegsfrage konfrontiert. Mit dem Ziel, eine Selbstläufigkeit der Diskussion herbeizuführen, wurde die Einstiegsfrage wie folgt angeleitet: Alle TeilnehmerInnen erhielten Stifte sowie drei Kärtchen, die bereits mit Buchstaben (A, B, C) auf der Vorderseite und Zahlen auf der Rückseite (1 bis 8, je nach Anzahl der TeilnehmerInnen) versehen waren. Der Buchstabe auf der Vorderseite zeigte die Gewichtung der Kärtchen an:

- A - wichtigstes Thema,
- B - zweitwichtigstes Thema,
- C - drittwichtigstes Thema.

Die Zahl auf der Rückseite entsprach der Zahl des Teilnehmers/der Teilnehmerin, die entsprechend der Sitzordnung von links nach rechts vergeben wurde. Die TeilnehmerInnen wurden gebeten, auf den Kärtchen stichwortartig und für sich persönlich die Einstiegsfrage zu beantworten: „Wo sind Migrantinnen und Migranten meiner Meinung nach am stärksten von Diskriminierung betroffen?“

Das Ergebnis dieses Prozesses bestand aus drei Stichwörtern pro TeilnehmerIn, gewichtet nach der Bedeutung, die ihnen jeweils persönlich beigemessen wurde. Nachdem die Kärtchen von dem/der ModeratorIn entgegengenommen und auf Flipchart sichtbar aufgehängt worden waren, wurden die TeilnehmerInnen darum gebeten, ihre Kärtchen vorzulesen und kurz zu erläutern, was damit gemeint war.⁴⁷ Die Stichwörter wurden von den TeilnehmerInnen reihum vorgestellt: In drei Runden erläuterten zuerst alle ihre A-Kärtchen, dann ihre B- und abschließend ihre C-Kärtchen. Dies ermöglichte allen TeilnehmerInnen, bereits in den ersten Minuten mindestens drei Mal zu Wort zu kommen. Dies trug zu einer gleichmäßigen Beteiligung der TeilnehmerInnen und zur Selbstläufigkeit der anschließenden Diskussion bei.

Der nächste Schritt zielte auf die Zuordnung der einzelnen Stichworte zu größeren Themenkomplexen ab. Auf dem Flipchart wurde zu diesem Zweck jedem Kärtchen eine Zahl zugeteilt, die dieses Kärtchen (gemeinsam mit anderen) einem Thema zuordnet. Bei Kärtchen, die zu mehreren Themen passten, war eine Mehrfachzuordnung möglich (siehe Flipchart 1). Die Zuordnung der Stichworte zu größeren Themenkomplexen erfolgte in Absprache mit den TeilnehmerInnen.

Flipchart 1: Zuordnung der gesammelten Stichworte zu Themenbereichen

⁴⁷ In zwei der Fokusgruppen musste aus Zeitgründen auf die Moderation nach diesem Raster verzichtet werden.

| | | |
|-----------------|-----------------|-------------------|
| A | B | C |
| A 1 | B 5 | C 6 |
| A 2 | B 1 | C 3/6 |
| etc. | etc. | etc. |

Nachdem alle Kärtchen einem Themenbereich zugeteilt waren, wurden die Themenbereiche auf einem neuen zweiten Flipchartbogen aufgelistet (siehe Flipchart 2).

Flipchart 2: Auflistung der Themenbereiche

| |
|----------|
| Themen |
| 1. (...) |
| 2. (...) |
| 3. (...) |
| 4. (...) |
| 5. (...) |
| 6. (...) |

Die Gruppe erhielt die Möglichkeit, das Thema zu wählen, zu dem anschließend diskutiert werden sollte. Die Themenwahl erfolgte durch Punktevergabe: jede/r TeilnehmerIn erhielt drei Klebepunkte und konnte ihre/seine Vorlieben für ein Thema kundtun, indem sie/er diese Punkte alle für ein Thema einsetzte oder auf mehrere Themen aufteilte. Die Punkte wurden zu den Wunschthemen auf Flipchart 2 angebracht.

Nach dieser Hinführung folgte die Gruppendiskussion zum Thema, das die höchste Punktezahl erlangt hatte. Die ModeratorInnen orientierten sich dabei an folgendem Leitfaden:

- Erfahrungen: Über welche Erfahrungen können die TeilnehmerInnen berichten (Beispiele, Episoden, etc.)?
- Interpretationen: Wie interpretieren die TeilnehmerInnen diese Erfahrungen, wie erklären sie sich ihr Zustandekommen?

- Lösungs- bzw. Bewältigungsstrategien: Welche Handlungsmöglichkeiten sehen die TeilnehmerInnen in solchen Situationen? Was wurde in bestimmten Situationen unternommen? Wie könnte man anders reagieren?
- Bewertungen: Wie sinnvoll, angemessen bzw. erfolgversprechend erscheinen den TeilnehmerInnen die Strategien, die zur Diskussion gestellt werden?

Sobald sich die Diskussion erschöpft hatte, leiteten die ModeratorInnen die Abschlussrunde an: Zur Überleitung in eine Metadiskussion und um sicherzustellen, dass alle ihre Ansichten und Einstellungen einbringen konnten, wurden den TeilnehmerInnen in einer abschließenden Feedbackrunde folgende Fragen gestellt: „Was ist offen geblieben? Wurde etwas Wichtiges noch nicht angesprochen?“

Zuletzt wurden die TeilnehmerInnen gebeten, den wichtigsten Punkt, der für sie persönlich aus der Diskussion resultierte, im Sinne eines Resümees bzw. einer Ergebnissicherung schriftlich festzuhalten.

Hierzu wurden wiederum Kärtchen verteilt, die Vorgehensweise wurde erläutert⁴⁸ und Flipchart 3 mit folgender Frage enthüllt:

Der wichtigste Punkt, den ich
aus dieser Diskussion mitnehme:

(1 Satz)

Zum Zweck der Dokumentation und der Auswertung fertigten die ModeratorInnen neben der Transkription und Übersetzung der Fokusgruppen, die nicht (durchgängig) in deutscher Sprache abgehalten wurden, wiederum ein Gedächtnisprotokoll an und trugen die Ergebnisse zur Einstiegsfrage und die Abschlussstatements in einem vorgegebenen Raster zusammen. Im Anhang sind die Grobauswertungen⁴⁹ zu den Stichworten und Sätzen, die auf den Kärtchen vermerkt waren, ihre Gewichtung und Zuordnung zu Themenbereichen wiedergegeben. Die vollständigen Transkripte wurden inhaltsanalytisch ausgewertet. Die Ergebnisse der inhaltsanalytischen Auswertung werden von Mishlea Ivanova in Band 5

⁴⁸ Den TeilnehmerInnen wurde versichert, dass die Kärtchen eingesammelt, aber nicht in der Gruppe vorgelesen würden. Dies sollte es ihnen ermöglichen, auch ganz persönliche Standpunkte kund zu tun, die in der Gruppe nur schwer Eingang gefunden hätten.

⁴⁹ Eine Grobauswertung liegt für fünf der sieben Fokusgruppen vollständig vor.

dargestellt, jene Ergebnisse, die für die Präsentation und die kommunikative Validierung bei den MigrantInnenforen ausgewählt wurden (Ivanova/Pasqualoni 2004c), sind im Anhang wiedergegeben: Sie wurden von den anwesenden TeilnehmerInnen der Fokusgruppen und einem weiteren Kreis von projektbeteiligten AkteurInnen bestätigt. Gruppendynamische Prozesse wurden im Gedächtnisprotokoll festgehalten und reflektiert, sie wurden im Rahmen des Projektes jedoch nicht explizit zum Gegenstand der Analyse gemacht.

2.5. MigrantInnenforen, Arbeitsgruppen, Vernetzungstreffen

In larger projects, researchers may work through three phases of group activity: intragroup circles, intergroup meetings and formal working parties or comitees.

Ernest T. Stringer (1999, 81)

Folgen wir der Diktion Ernest Stringers, so hatten die Fokusgruppen den Charakter von *intragroup circles*. Die TeilnehmerInnen setzten sich aus Mitgliedern bestehender Gruppen zusammen, die auch jenseits dieses Settings über gemeinsame Aktivitäten verbunden waren. Die Fokusgruppen waren dazu gedacht, zu den MigrantInnenforen (als *intergoup meetings*) hinzuführen, bei denen sich Arbeitsgruppen konstituieren sollten, die im Rahmen kleinerer, möglichst heterogener Arbeitsgruppen konkrete Aktivitäten planen und umsetzen und diese bei den Vernetzungstreffen zur Diskussion stellen sollten.

Im Rahmen der MigrantInnenforen und Vernetzungstreffen sollten die Ergebnisse der vorbereitenden Studien und der Arbeitsgruppen gleichzeitig berücksichtigt und erprobt werden: Die Präsentation der Forschungsergebnisse und ihre kommunikative Validierung im Rahmen der Foren in Graz, Innsbruck und Linz erlaubten die *Verbreitung* wesentlicher Ergebnisse und Erfahrungen.

Die Auswertung der Leitfaden-Interviews lieferte eine Reihe von Anhaltspunkten für die Eruierung jener Problemfelder, in denen von unseren GesprächspartnerInnen der dringendste Handlungsbedarf angemeldet wurde. Der Identifikation und Beschreibung dieser Bereiche kam gerade bei der Bildung von Arbeitsgruppen im Verlauf der MigrantInnenforen eine besondere Bedeutung zu: Als Vorschläge für die thematische Eingrenzung und Auffächerung von Arbeitsgruppen, die ohne Anspruch auf Vollständigkeit zur Diskussion gestellt wurden, strukturierten sie unterschiedliche - und nicht selten gegensätzliche - Interessen der TeilnehmerInnen vor. Zu folgenden Zielsetzungen erschien es den befragten Verantwortlichen in Vereinen und im Integrationsbereich engagierten Einzelpersonen

besonders wichtig, sich mit (anderen) Vereinen zu vernetzen (vgl. Pasqualoni/Oberprantacher, im Erscheinen):

1. **Öffentlichkeitsarbeit/Medienkampagnen:** Nach Ansicht vieler MigrantInnen herrscht in Österreich noch immer ein negatives Bild von MigrantInnen als „Ausländer“ vor. Konkreter Handlungsbedarf wurde daher im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit verortet.
2. **Bewusstseinsarbeit/Stärkung von MigrantInnen:** Vorgeschlagen wurde eine Vernetzung zum Thema, welche Unterstützung MigrantInnen im Umgang mit Formen von Alltagsrassismus und Diskriminierung geboten werden könne.
3. **Beratung/Information:** Ein weiterer Vorschlag betraf die Einrichtung von Beratungsstellen und die Verbreitung von Informationen, welche die Handlungskompetenz von MigrantInnen sinnvoll erweitern könnten.
4. **Frauen stärken/Emanzipation:** Mehreren Vereinen war es ein wichtiges Anliegen, sich mit anderen Vereinen auseinanderzusetzen, um mehr über die Gestaltung von Frauengruppen und über Möglichkeiten emanzipatorischer Strategien zu erfahren und gegebenenfalls gemeinsame Aktionen zu setzen.
5. **Jugendliche/Kinder/MigrantInnen der zweiten und dritten Generation:** Schließlich gab es viele Vorschläge, gemeinsam mit anderen Vereinen der Frage nachzugehen, wie die Kinder von MigrantInnen gleichberechtigt in die österreichische Gesellschaft integriert werden könnten.

Als Vorselektion wichtiger Themenbereiche wurden diese Zielsetzungen bei den MigrantInnenforen als Vorschlag zur Bildung von Arbeitsgruppen herangezogen: Die Arbeitsgruppen erlaubten den MigrantInnen, sich jeweils mit ihren dringlichsten Anliegen in den vorgestellten Ergebnissen wiederzufinden, diese aber auch in einen breiteren Kontext von Missständen einzubetten und sich jeweils arbeitsteilig (mit zumindest in einer Hinsicht thematisch gleichermaßen Interessierten bzw. Gleichgesinnten) einem bestimmten Themenbereich zu widmen. Dabei sollten und konnten auch zusätzliche Themen und Ziele, die bei den MigrantInnenforen selbst vorgeschlagen wurden, Berücksichtigung finden.

In so gestalteten Arbeitsgruppen konnten ein gemeinsames Interesse und entsprechende Veränderungswünsche vorausgesetzt werden, wodurch wiederum eine konstruktive Zusammenarbeit in Aussicht stand. Dies war in unserem Untersuchungskontext nicht zuletzt deshalb entscheidend, weil unter den TeilnehmerInnen an den MigrantInnenforen die Unterschiede vorherrschend, ja allgegenwärtig waren und weil sich im Projektverlauf sowie im Zuge der Auswertung – wenig überraschend – bereits Vorbehalte von einigen MigrantInnengruppen bzw. Vereinstypen gegenüber anderen oder anders orientierten Gruppen bzw. Vereinen abgezeichnet hatten. Damit eine konstruktive Zusammenarbeit

gelingen konnte, musste schon im Vorfeld und bei der Planung der MigrantInnenforen alles daran gesetzt werden, einer Polarisierung von bestehenden (Unter-)Gruppen - mit ihren jeweiligen Naheverhältnissen und Distanzierungsdynamiken - entgegenzuwirken.

Resümee

Indem die Zeugnisse, die dem empirischen Teil dieser Arbeit zugrunde liegen, wie alle Erzählungen einerseits (a) darauf abzielen, aus der eigenen Lebenssituation und dem Umfeld Sinn zu machen sowie andererseits (b) eine bestimmte Wirkung zu erzielen und persönliche Anliegen durchzusetzen, d.h. bei anderen (etwa den InterviewerInnen) einen erwünschten Eindruck zu hinterlassen oder sie dazu zu bringen, sich den ErzählerInnen gegenüber auf bestimmte Weise zu verhalten (vgl. Bruner 1986), können sie entsprechend in zweierlei Hinsicht im Sinne der Aktionsforschung genutzt werden: Maßgeblich für die Auswertung waren entsprechend dieser beiden Funktionen von Erzählungen die Erfassung und durchgängige Berücksichtigung (a) der Sinngebungsprozesse (sensemaking), deren Bedeutung etwa von Weick (1995, 18 ff.) im organisationalen Kontext hervorgehoben wurde - als „grounded in identity construction... retrospective... enactive of sensible environments... social... ongoing... focused on and by extracted cues... driven by plausibility rather than accuracy“ – (b) in ihrer handlungsleitenden Dimension:

- a) Sensemaking: Zum einen war in der Auswertung darauf zu achten, die Aussagen unserer InterviewpartnerInnen systematisch aufzubereiten und wesentliche Ergebnisse in einer Weise an diese (und einen weiteren Kreis der am Projekt beteiligten Personen) zurückzuspielen, welche die Anforderungen an eine kommunikative Validierung erfüllen konnte. Der GABEK-Präsentationsmodus, der es den InterviewpartnerInnen erlaubt, sich in den Ergebnissen wiederzufinden, und in dem jederzeit die Möglichkeit besteht, auf Originalaussagen zurückzugreifen, erwies sich hierbei als besonders geeignet: Ausgewählte Aussagen konnten exemplarisch die Authentizität des „Datenmaterials“ in Erinnerung rufen und wichtige Ergebnisse illustrieren. Die wesentlichen Forschungsergebnisse zu den Interviews und Fokusgruppen (deren Präsentation sich an das GABEK-Modell anlehnte, vgl. Ivanova/Pasqualoni 2004c⁵⁰) konnten unseren Auskunftspersonen und ForschungspartnerInnen anschaulich und transparent dargelegt werden.

50 Die deutschsprachige Volltextversion der Präsentation „Wie gehen MigrantInnen mit Diskriminierung um?“, die bei den MigrantInnenforen in mehreren Übersetzungen (Englisch, Serbokroatisch und Türkisch) aufgelegt wurde, findet sich im Anhang.

b) Enacting: Zum anderen erwies sich insbesondere die Auswertung mittels GABEK (vgl. Pasqualoni/Oberprantacher, im Erscheinen; eine detaillierte Darstellung des Verfahrens findet sich in Band 3 des vorliegenden Forschungsberichts) als äußerst praktikabel für die Eruierung jener Problemfelder, in denen von unseren GesprächspartnerInnen der dringendste Handlungsbedarf angemeldet wurde. Der Identifikation und Beschreibung dieser Themenbereiche kam gerade bei der beabsichtigten Bildung von Arbeitsgruppen im Verlauf der MigrantInnenforen eine besondere Bedeutung zu: Als Vorschläge für die thematische Eingrenzung und Auffächerung von Arbeitsgruppen, die ohne Anspruch auf Vollständigkeit zur Diskussion gestellt wurden, strukturierten sie unterschiedliche – und nicht selten gegensätzliche – Interessenbereiche der TeilnehmerInnen vor und erlaubten diesen, sich mit ihren dringlichsten Anliegen in den vorgestellten Ergebnissen wiederzufinden, diese aber auch in einen breiteren Kontext von Missständen einzubetten und sich jeweils arbeitsteilig (mit zumindest in einer Hinsicht thematisch gleichermaßen Interessierten bzw. Gleichgesinnten) einem bestimmten Themenbereich zu widmen, in dem ein gemeinsames Interesse und entsprechende Veränderungswünsche vorausgesetzt werden konnten, die wiederum eine konstruktive Zusammenarbeit in Aussicht stellten. Dies war in unserem Untersuchungskontext nicht zuletzt deshalb entscheidend, weil unter den TeilnehmerInnen an den MigrantInnenforen die Unterschiede vorherrschend, ja allgegenwärtig waren und weil sich im Projektverlauf sowie im Zuge der Auswertung – im Rahmen der Social Identity Theory wenig überraschend⁵¹ – bereits Vorbehalte in einigen MigrantInnengruppen bzw. Vereinstypen gegen andere oder anders orientierte Gruppen bzw. Vereine abgezeichnet hatten. Sollte eine konstruktive Zusammenarbeit gelingen, musste demnach schon im Vorfeld und bei der Planung der MigrantInnenforen alles daran gesetzt werden, einer Polarisierung von bestehenden Gruppen – mit ihren jeweiligen Naheverhältnissen und Distanzierungsdynamiken – entgegenzuwirken. In dieser zweiten Hinsicht wurden durch das Rückspielen der Ergebnisse über die kommunikative Validierung hinaus Anschlussmöglichkeiten für eine Handlungsvalidierung eröffnet.

Die Ergebnisse der MigrantInnenforen, der Arbeitsgruppen und der Fokusgruppen werden in Band 6 des vorliegenden Forschungsberichts dokumentiert und reflektiert. Eine frühere Darstellung findet sich in Sartori/Konrad (im Erscheinen). Der hier erprobte

⁵¹ „Wir übersehen gern die triviale Tatsache, dass auch... Einwanderer – genau wie wir – ethnische Vorurteile haben können“ (Sader 2002, 21).

Forschungsansatz, in dem sich die beteiligten ForscherInnen als ModeratorInnen eines Veränderungsprozesses begreifen, konnte einen wesentlichen Beitrag leisten, um einen emanzipatorischen Prozess in Gang zu setzen. Nach Abschluss des Projekts und Erschöpfung der vorhandenen Mittel besteht die Herausforderung nun darin, das einmal begonnene Gespräch mit den TeilnehmerInnen in diesem Forschungsprozess weiter in Gang zu halten und unter Einbeziehung aller (im weitesten Sinn) am Geschehen Beteiligten konkrete Veränderungen einzuleiten und mitzugestalten. In diesem Sinne geht der Aktionsforschungsansatz über die einmalige Projektform⁵² hinaus, wie auch Davydd Greenwood und Morten Levin (1998, 86) im Anschluss an Richard Rorty (1989) festhalten: „AR is, first and foremost, a way of ‚keeping the conversation going.‘ AR’s methods aim to open horizons of discussion, to create spaces for collective reflection in which new descriptions and analyses of important situations may be developed as the basis for new actions”.

52 „Projekte sind dabei grundsätzlich befristet und haben nur als solche Bestand. Sie sind Zwischenlösungen, Etappen auf einem zunehmend unbeständigen, grundsätzlich unvorhersehbaren Lebensweg. Jedes Projekt bietet jedoch die Möglichkeit, die eigene employability weiterzuentwickeln. Die Stärke schwacher Bindungen (vgl. Granovetter 1973) wird in der *cité par projets* zum Prinzip erhoben, was nicht zuletzt in der ubiquitären Metapher des Netzwerks seine Entsprechung findet. Die Bewährungsprobe besteht nach Boltanski und Chiapello gerade im übergangslosen oder gar vorzeitigen Wechsel von einem Projekt ins nächste, das die ProjektträgerInnen durch seine innere Vielfalt vor noch größere Herausforderungen stellt.“ (Ivanova/Pasqualoni 2004a, 34 f.)

Literatur

- Abrams, Dominik/Hogg, Michael A. (eds) (1990): *Social Identity Theory: Constructive and Critical Advances*. New York: Springer
- Adams, P.L. (1991): *Prejudice and Exclusion as Social Traumata*. In: Noshpitz, J.D./Coddington, R.D. (eds), *Stressors and the Adjustment Disorders*. New York: Wiley, 362-391
- Adorno, Theodor W. (1973): *Studien zum autoritären Charakter*. Frankfurt am Main
- Adorno, Theodor W. (1983): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Aleemi, Janet (1991): *Zur sozialen und psychischen Situation von Bilingualen. Persönlichkeitsentwicklung und Identitätsbildung*. Frankfurt am Main: Peter Lang
- Allport, Gordon W. (1971): *Die Natur des Vorurteils*. Köln:
- Anderson, Benedict (1998): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Berlin: Ullstein
- Assman, Jan (1992): *Das kulturelle Gedächtnis*. München:
- Auernheimer, Georg (1995): *Einführung in die interkulturelle Erziehung*. 2. Aufl., Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Averill, James R. (1985): *The Social Construction of Emotion: With Special Reference to Love*. In: Gergen, K.J./Davis, K.E. (eds), *The Social Construction of The Person*. New York: , 89-110
- Bade, Klaus J. (2000): *Europa in Bewegung: Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. München: Beck
- Bade, Klaus J./Bommes, Michael/Münz, Rainer (Hrsg.)(2004): *Migrationsreport 2004: Fakten – Analysen – Perspektiven*. Frankfurt am Main/New York: Campus
- Bade, Klaus J./Münz, Rainer (Hrsg.)(2002): *Migrationsreport 2002: Fakten – Analysen – Perspektiven*. Frankfurt am Main/New York: Campus
- Bakhurst, David/Synowich, Christine (eds)(1995): *The Social Self*. London: Sage
- Balibar, Etienne/Immanuel Wallerstein (1990): *Rasse – Klasse – Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg/Berlin
- Banton, Michael (1967): *The Idea of Race*. : Tavistock
- Banton, Michael (2001): *Progress in Ethnic and Racial Studies*. In: *Ethnic and Racial Studies* 24, 2, -
- Banton, Michael (2002): *The International Politics of Race*. : Polity Press
- Banton, Michael/Harwood, Jonathan (1967): *The Race Concept*. : David and Charles
- Barot, Rohit/Bird, John (2001): *Racialisation: the genealogy and critique of a concept*. In: *Ethnic and Racial Studies* 24, 4, -
- Bateson, Gregory (1981): *Form, Substanz und Differenz*. In: *Ökologie des Geistes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 576-598
- Bauman, Zygmunt (1991): *Moderne und Ambivalenz*. In: Bielefeld, Uli (Hrsg.): *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?* Hamburg: Junius, 23-49
- Bauman, Zygmunt (2000): *Vereint in Verschiedenheit*. In: Berghold, J./E. Menasse/K. Ottomeyer (Hrsg.), *Trennlinien. Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen*. Klagenfurt: Drava, 35-46
- Baur, Siegfried (2000): *Die Tücken der Nähe. Kommunikation und Kooperation in Mehrheits-/Minderheitssituationen*. Meran: Alpha & Beta
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.)(1994): *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Beck, Ulrich/Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main 1990
- Beehr, Terry A./McGrath, Joseph E. (1996): *The Methodology of Research on Coping: Conceptual, Strategic, and Operational-Level Issues*. In: Zeidner, Moshe; Endler, Norman S. (eds): *Handbook of Coping. Theory, Research, Applications*. New York: Wiley, 65-82
- Benedikt, Ruth (1943): *Race and Racism*. : Routledge

- Benjamin, Jessica (1982): Die Antinomien des Patriarchalischen Denkens. In: Bonß; Wolfgang/Axel Honneth (Hrsg.): Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der Kritischen Theorie. Frankfurt am Main, 426-455
- Benyard, /Graham-Bermann, (1993):
- Berger, Peter L./ Luckmann, Thomas (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer
- Berger, Peter L./Thomas Luckmann (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer
- Berghold, Joe (1997): Italien – Austria. Von der Erbfeindschaft zur europäischen Öffnung. Wien: Eichbauer
- Berghold, Joe (2002): Feindbilder und Verständigung. Grundfragen der politischen Psychologie. Opladen: Leske + Budrich
- Bergmann, Werner (1987): Psychologische und soziologische Theorien zu Vorurteil und Diskriminierung. In: Strauss, Herbert A. /Werner Bergmann (Hrsg.): Lerntag über Vorurteilsforschung heute. Berlin, 9-27
- Bernart, Yvonne/Krapp, Stefanie (1998): Das narrative Interview. Ein Leitfaden zur rekonstruktiven Auswertung. Landau: Verlag Empirische Pädagogik
- Bielefeld, Uli (1991): Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären. In: ders. (Hrsg.), Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg: Junius, 97-128
- Bielefeld, Uli (Hrsg.)(1991): Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg: Junius
- Blommaert, Jan/Verschueren, Jef (1999): Debating Diversity: Analysing the Disourse of Tolerance. : Routledge
- Bochner, S. (1982): The social psychology of cross-cultural relations. In: S. Bochner (ed.), Cultures in Context. Studies in cross-cultural interactions. Oxford: Pergamon, 5-44
- Boeckmann, Klaus-Börge/Brunner, Karl-Michael/Egger, Mariola/Gombus, Georg/Juric, Marija/Larcher, Dietmar (Hrsg.) (1988): Zweisprachigkeit und Identität. Klagenfurt: Drava
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (1999): Le nouvel esprit du capitalisme. Paris: Gallimard (dt. 2003: Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK)
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2001): Die Rolle der Kritik in der Dynamik des Kapitalismus und der normative Wandel. Berliner Journal für Soziologie, 4, 459-477
- Boudon, Raymond (1988): Ideologie. Geschichte und Kritik eines Begriffs. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen, 183-198
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und „Klassen“. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1988): Homo academicus. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1989): Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen. Berlin: Wagenbach
- Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1. Hamburg: VSA
- Bourdieu, Pierre (1992): Ökonomisches Kapital - Kulturelles Kapital - Soziales Kapital. In: ders., Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1. Hamburg: VSA, 49-79
- Bourdieu, Pierre (1993): Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen. Frankfurt am Main: Fischer

- Bourdieu, Pierre (1993a): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1993b): Soziologische Fragen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1997): Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik & Kultur 2. Hamburg: VSA
- Bourdieu, Pierre (1997): Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld. In: Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik & Kultur 2. Hamburg: VSA, 59-78
- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (1991): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin: de Gruyter
- Bourdieu, Pierre/Coleman, James S./ (eds) (1991): Social Theory for a Changing Society. Boulder: Westview Press
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J.D. (1992): An Invitation to Reflexive Sociology. Chicago: University of Chicago Press (dt. 1996: Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp)
- Broek, Linda van den (1988): Am Ende der Weißheit. Vorurteile überwinden. Ein Handbuch. Berlin
- Bruner, Jerome (1986): Actual Minds, Possible Worlds. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press
- Bruner, Jerome (1990): Acts of Meaning. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press (dt. 1997: Sinn, Kultur und Ich-Identität. Zur Kulturpsychologie des Sinns. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme)
- Bruner, Jerome (1991): Self-Making and World-Making. Journal of Aesthetic Education 25, 1, 67-78
- Bruner, Jerome S. (1999): Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt werden. Journal für Psychologie 7/1, 11-21
- Brüsemeister, Thomas (2000): Qualitative Forschung. Ein Überblick. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Brydon-Miller, Mary/Greenwood, Davydd/Maguire, Patricia (2003): Why action research? Action Research 1/1, 9-28
- Buchwald, Petra/Schwarzer, Christiane/Hobfoll, Stevan E. (Hrsg.) (2004): Stress gemeinsam bewältigen. Ressourcenmanagement und multiaxiales Coping. Göttingen: Hogrefe
- Bude, Heinz (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. Kölner Zeitschrift für Sozialpsychologie und Soziologie 37/2, 327-336
- Burgmer, Christoph (Hrsg.) (1999): Rassismus in der Diskussion. Gespräche mit Robert Miles, Edward W. Said, Albert Memmi, Günter Grass, Wolfgang Benz, Wolfgang Wippermann, Birgit Rommelspacher, Theun A. van Dijk, Stuard Hall. Berlin: Elefanten Press
- Burke, Kenneth (1945). A Grammar of Motives. New York:
- Burtscher, Christian/Pasqualoni, Pier-Paolo/Scott, Alan (im Erscheinen, 2005): Das österreichische Universitätssystem im Schatten zweier Gesetze. In: Welte, Heike/Auer, Manfred/Meister-Scheytt, Claudia (Hrsg.), Management von Universitäten. Zwischen Tradition und (Post-)Moderne. München/Mering: Rainer Hampp Verlag, 143-170
- Burzan, Nicole (2004): Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Chapman, Michael/Roger A. Dixon (eds)(1987): Meaning and the Growth of Understanding. Wittgenstein's Significance for Developmental Psychology. Berlin: Springer-Verlag
- Cohen, Philip (1994): Gefährliche Erbschaften: Studien zur Entstehung einer multirassistischen Kultur in Großbritannien. In: Kalpaka, Annita/Räthzel, Nora (Hrsg.), Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Rassismus in Politik, Kultur und Alltag. Köln: Dreisam-Verlag, 81-144
- Cole, Michael (1997): Cultural Psychology.
- Coleman, James S. (1988-89): Social Capital in the Creation of Human Capital. American Journal of Sociology 94, 95-120
- Coleman, James S. (1990): Equality and Achievement in Education. Boulder: Westview Press

Coleman, James S. (1994): Foundations of Social Theory. Cambridge, MA: Belknap Press

Costa, Paul T. Jr./Somerfield, Mark R./McCrae, Robert R. (1996): Personality and Coping: A Reconceptualization. In: Zeidner, Moshe; Endler, Norman S. (eds): Handbook of Coping. Theory, Research, Applications. New York: Wiley, 44-61

Coupland, Nikolas/Jon F. Nussbaum (eds)(1993): Discourse and Lifespan Identity. Newbury Park: Sage

Danziger, Kurt (1974): Sozialisation. Düsseldorf

Danziger, Kurt (1990): Constructing the Subject. Historical Origins of Psychological Research. Cambridge: Cambridge University Press

Danziger, Kurt (1997): Naming the Mind. How Psychology Found its Language. London: Sage

Datan, N./L.H. Ginsberg (eds): Life-span Development Psychology: Normative Life Crises. New York:

Davies, Bronwyn/Rom Harré (1996): Positioning: The Discursive Production of Selves. Journal for the Theory of Social Behaviour 20, 1, 43-63

Devereux, G. (): Die Angst des Forschers vor dem Feld.

Devereux, George (1984): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Di Blasio, Paola (a cura di)(1995): Contesti relazionali e processi di sviluppo. Milano: Raffaello Cortina Editore

Dijk, Teun A. van (1984): Prejudice in Discourse: An Analysis of Ethnic Prejudice in Cognition and Conversation. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins

Dijk, Theun A. van (1991): Racism and the Press. : Routledge

Dijk, Theun A. van (1993): Elite Discourse and Racism. : Sage

Dijk, Theun A. van(1987): Communicating Racism. : Sage

Dijk, Theun A. van/Wodack, Ruth (eds) (2000): Racism at the Top: Parliamentary discourses on ethnic issues in six European countries. Klagenfurt: Drava

Döbert, R./Jürgen Habermas/G. Nunner-Winkler (Hrsg.)(1977): Entwicklung des Ichs. Köln:

Dunn, Judy (1988): The Beginnings of Social Understanding. Oxford: Cambridge

Durkheim, Emile (1977): Die Entwicklung der Pädagogik. Weinheim/Basel: Beltz

Eco, Umberto (1994): Six Walks in the Fictional Woods. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press

Edwards, Derek (1997): Discourse and Cognition, London: Sage

Edwards, Derek/Potter, Jonathan (1992): Discursive Psychology. London: Sage

Edwards, Derek/Potter, Jonathan (1992): Discursive Psychology. London: Sage

Elder, G.H./A. Caspi (1990): Persönliche Entwicklung und sozialer Wandel. Die Entstehung der Lebensverlaufsforschung. In:

Elias, Norbert (1976) [1939]: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Elias, Norbert (1987): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Elias, Norbert/Scotson, John L. (1993): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Engeström, Yrjö (1991): Activity Theory and Individual and Social Transformation. Activity Theory 7/8, 1991, 6-17

Erdheim, Mario (1982): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Erdheim, Mario (1988): Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur. Aufsätze 1980-1987. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Erikson, E.H. (): Lebensgeschichte und historischer Augenblick

Erikson, E.H. (1968/74): Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Stuttgart: Klett-Cotta

Erikson, E.H.(1959/89): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Essed, Philomena (1991): Die Niederländer als Alltagsproblem. Einige Anmerkungen zum Charakter des Weissen Rassismus. In: Essed, Philomena/Mullard, Chris (Hrsg.),

Antirassistische Erziehung. Grundlagen und Überlegungen für eine antirassistische Erziehungstheorie. Felsberg, 11-44

Essed, Philomena (1991): Understanding Everyday Racism. : Sage

Essed, Philomena (1992): Multikulturalismus und kultureller Rassismus in den Niederlanden. In: Institut für Migrations- und Rassismusforschung (Hrsg.), 373-387

Essed, Philomena (1992): Multikulturalismus und kultureller Rassismus in den Niederlanden. In: Institut für Migrations- und Rassismusforschung (Hrsg.), 373-387

Faltermaier, Toni/Philipp Mayring/Winfried Saup/Petra Strehmel (1992): Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters. Stuttgart: Kohlhammer

Fassmann, Heinz/Amesberger, Helga (Hrsg.) (2003): Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen, rechtliche Rahmenbedingungen. Klagenfurt: Drava

Fassmann, Heinz/Münz, Rainer (1995): Einwanderungsland Österreich? Historische Migrationsmuster, aktuelle Trends und politische Maßnahmen. Wien : Jugend & Volk

Fassmann, Heinz/Stachner, Migrationsbericht. Klagenfurt: Drava

Festinger, Leon (1978): Theorie der kognitiven Dissonanz. Bern/Wien: Huber

Field, John (2003): Social Capital. London/New York: Routledge

Fijalkowski, Jürgen/Gillmeister, Helmut (1997): Ausländervereine – ein Forschungsbericht. Über die Funktion von Eigenorganisationen für die Integration heterogener Zuwanderer in eine Aufnahmegesellschaft – am Beispiel Berlins. Reihe Völkervielfalt und Minderheitenrechte in Europa; Band 5. Berlin: Hitit

Flick, Uwe (Hrsg.) (1995): Psychologie des Sozialen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Flood, R. L. & Romm, N. (2000): Diversity Management: Triple Loop Learning. Chichester: Wiley.

Fox, Dennis/Prilleltensky, Isaac (eds) (1997): Critical Psychology. An Introduction. London: Sage

Franceschini, Rita (1999): Identität dank Sprachmix. Code-Switching als sprachliches und soziales Phänomen. Psychoscope 2, 8-11

Frey, Hans-Peter/Karl Haußer (Hg.)(1987): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschungen. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag

Frindte, Wolfgang (1998): Soziale Konstruktionen. Sozialpsychologische Vorlesungen. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Frindte, Wolfgang (Hrsg.)(1999): Fremde, Feinde, Feindlichkeiten. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Frindte, Wolfgang (Hrsg.)(1999): Fremde, Feinde, Feindlichkeiten. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Fuchs, Werner (1984): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen: Westdeutscher Verlag

Gaines, S.O./Reed, E.S. (1995): Prejudice: From Allport to DuBois. American Psychologist 50, 96-103

Garz, Detlef (1989): Sozialpsychologische Entwicklungstheorien. Von Mead, Piaget und Kohlberg bis zur Gegenwart. Opladen: Westdeutscher Verlag

Geertz, Clifford (1964): Ideology as a Cultural System. In: Apter (ed.), Ideology and Discontent. Glencoe, 47-76

Geertz, Clifford (1983): Dichte Beschreibung. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Geiss, Immanuel (1988): Geschichte des Rassismus. Frankfurt am Main

Gellner, Ernest (1999): Nationalismus: Kultur und Macht. Berlin: Siedler

Georgogiannis, Pantelis (1985): Identität und Zweisprachigkeit. Bochum: Studienverlag Brockmeyer

Gergen, Kenneth J. (1990): Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. Psychologische Rundschau 41, 191-199

Gergen, Kenneth J. (1990): Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. Psychologische Rundschau 41, 191-199

Gergen, Kenneth J. (1991): The Saturated Self. Dilemmas of Identity in Contemporary Life. New York: Basic Books

Gerhardt, U. (1986): Verstehende Strukturanalyse: Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien. In H.-G. Soeffner (Hrsg.), Sozialstruktur und soziale Typen. Frankfurt a.M./New York: Metzler, 31-83

Geulen, Dieter (1989): Das vergesellschaftete Subjekt. Zur Grundlegung der Sozialisierungstheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Giddens, Anthony (1991): Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age. Stanford: Stanford University Press

Glaser, B./Strauss, A. (1965): Discovery of Substantive Theory: A Basic Strategy Underlying Qualitative Research. American Behavioral Scientist, 8/6, 5-12

Glaser, B.G./Strauss, A.L. (1968): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. London: Weidenfeld & Nicolson

Glaserfeld, Ernst von (1997): Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Glinka, Hans-Jürgen (2003): Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen. 2. Aufl., Weinheim/München: Juventa Verlag

Goffman, Erving (1959): The presentation of self in everyday life. Garden City, NY: Doubleday (dt. 1983: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper)

Goffman, Erving (1971): Relations in public. New York: Basic Books

Goffman, Erving (1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung geschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Gottschalch, Wilfried (1985): Sozialisierung. Theoretische Annäherungen und Gegenwartsprobleme. Weinheim: Beltz

Granovetter, Mark (1973): The Strength of Weak Ties. In: American Journal of Sociology 78, 1360-1380

Greenglass, E.R. (1993): The Contribution of Social Support to Coping Strategies. In: Applied Psychology: An International Review 42/4, 323-340

Greenwood, Davydd/Levin, Morten (1998): Introduction to Action Research. Social Research for Social Change. London: Sage.

Greenwood, Davydd/Levin, Morten (1998): Introduction to Action Research. Social Research for Social Change. London: Sage

Greve, W. (1997): Sparsame Bewältigung - Perspektiven für eine ökonomische Taxonomie von Bewältigungsformen. In: Psychologie der Bewältigung. Weinheim: Beltz - Psychologie Verlags Union, 18-41

Griese, Hartmut M. (2002): Kritik der „Interkulturellen Pädagogik“. Essays gegen Kulturalismus, Ethnisierung, Entpolitisierung und einen latenten Rassismus. Münster: LIT

Grosjean, Francois (1982): Life with Two Languages. An Introduction to Bilingualism. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press

Haan, (1965):

Habermas, Jürgen (1969): Das chronische Leiden der Hochschulreform. In: Protestbewegung und Hochschulreform. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 51-82

Habermas, Jürgen (1969): Protestbewegung und Hochschulreform. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Habermas, Jürgen (1970): Arbeit, Erkenntnis, Fortschritt. Amsterdam:

Habermas, Jürgen (1970): Protestbewegung und Hochschulreform. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp

Habermas, Jürgen (1970): Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Habermas, Jürgen (1973/92): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Habermas, Jürgen (1977): Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp

Habermas, Jürgen (1977): Stichworte zur Theorie der Sozialisierung. In: Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp, 118-194

Habermas, Jürgen (1978): Einleitung zur Neuausgabe. In: Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien. Frankfurt am Main: Suhrkamp,

- Habermas, Jürgen (1978): Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1981) [1968]: Seminarthesen. In: Kleine politische Schriften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 261-264
- Habermas, Jürgen (1981): Kleine politische Schriften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1988): Nachmetaphysisches Denken. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1995a): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1995b): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (1997): Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Hage, Jerald/Charles H. Powers (1992): Post-Industrial Lives. Roles and Relationships in the 21-th Century. Newbury Park: Sage
- Halbwachs, Maurice (1985): Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer
- Hall, Stuart (1989a): Rassismus als ideologischer Diskurs. In: Das Argument 178, 6, November/Dezember, 913-921
- Hall, Stuart (1989b): Gramscis Erneuerung des Marxismus und ihre Bedeutung für die Erforschung von „Rasse“ und Ethnizität. In: Ausgewählte Schriften. Hamburg/Berlin, 56-91
- Hall, Stuart (1989c): Die Konstruktion von „Rasse“ in den Medien. In: Ausgewählte Schriften. Hamburg/Berlin, 150-171
- Hamburger, Franz/Seus, Lydia/Wolter, Otto (1984): Über die Unmöglichkeit, Politik durch Pädagogik zu ersetzen. Reflexionen nach einer Untersuchung „Bedingungen und Verfestigungsprozesse der Delinquenz bei ausländischen Jugendlichen“. In: Griese, Harmut M. (Hrsg.): Der gläserne Fremde. Bilanz und Kritik der Gastarbeiterforschung und der Ausländerpädagogik. Opladen: Leske + Budrich, 32-42
- Hannaford, Ivan (1996): Race: The history of an idea in the West. : John Hopkins University Press
- Harré, Rom (1993): Social Being. Second edition, Oxford: Blackwell
- Harré, Rom (1993): The Social Psychology of Political Activity. In: Social Being. Oxford: Blackwell, p.256-274
- Harré, Rom (1997): The Singular Self. An Introduction to the Psychology of Personhood. London: Sage
- Harré, Rom/Grant Gillet (1994): Agency and Personality. In: The Discursive Mind. Thousand Oaks: Sage, 112-143
- Harré, Rom/Grant Gillet (1994): The Discursive Mind. Thousand Oaks: Sage
- Harré, Rom/Grant Gillet (1994): The Discursive Origins of the Sense of Self. In: The Discursive Mind. Thousand Oaks: Sage, 97-111
- Harré, Rom/Stearns, Peter (eds) (1995): Discursive Psychology in Practice. London: Sage
- Haug, Wolfgang Fritz (1992): Zur Dialektik des Antirassismus. In: Institut für Migrations- und Rassismusforschung (Hrsg.), 407-430
- Heimannsberg, Barbara (2000): Einleitung: Zum Umgang mit kulturellen Unterschieden. In: Heimannsberg, Barbara/Schmidt-Lellek, Christoph J. (Hrsg.), Interkulturelle Beratung und Mediation. Konzepte, Erfahrungen, Perspektiven. Köln, 13-22
- Heimannsberg, Barbara/Schmidt-Lellek, Christoph J. (Hrsg.)(2000): Interkulturelle Beratung und Mediation. Konzepte, Erfahrungen, Perspektiven. Köln
- Henry, Frances/Tator, Carol (2002): Discourses of Domination: Racial bias in the Canadian English-language press. : University of Toronto Press
- Herdina, Philip/ Oberprantacher, Andreas/Zelger, Josef (Hrsg.) (im Erscheinen, 2005): Integration und Lernen in Organisationen – Integration and Learning in Organizations. Münster
- Hering, Sabine (1975): Randgruppenstrategien und Aktionsforschung. In: Haag, Fritz/Krüger, Helga/Schwärzel, Wildtrud/Wildt, Johannes (Hrsg.), Aktionsforschung. Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne. 2. Auflage, München: Juventa, 176-188

- Hermanns, H. (1992): Die Auswertung narrativer Interviews. Ein Beispiel für qualitative Verfahren. In: Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. (Hrsg.), Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten. Opladen: Westdeutscher Verlag, 110-141
- Hillmann, Karl-Heinz (1994): Wörterbuch der Soziologie. 4. Aufl., Stuttgart: Kröner
- Hobfoll, Stevan E. (1986): Stress, Social Support, and Women. Washington DC: Hemisphere
- Hobfoll, Stevan E. (1988): The Ecology of Stress. Washington DC: Hemisphere
- Hobfoll, Stevan E. (1989): Conservation of Resources: A New Attempt at Conceptualizing Stress. In: The American Psychologist 44, 513-524
- Hobfoll, Stevan E. (1998): Stress, Culture, and Community. The Psychology and Philosophy of Stress. New York: Plenum
- Hobfoll, Stevan E./Bansal, A./Schurg, R./Young, S./Pierce, C. A./Hobfoll, I./Johnson, R. (2002): The impact of perceived child physical and sexual abuse history on Native American women's psychological well-being and AIDS risk. In: Journal of Consulting and Clinical Psychology, 70, 252-257
- Hobfoll, Stevan E./Jackson, A. P./Lavin, J./Johnson, R./Schröder, K. E. E. (2002): Effects and generalizability of communally-oriented HIV/AIDS prevention versus general health promotion group for single, inner-city women in urban clinics. In: Journal of Consulting and Clinical Psychology 70, 950-960
- Hobfoll, Stevan E./Johnson, R. J./Ennis, N. E./Jackson, A. P. (2003): Resource Loss, Resource Gain, and Emotional Outcomes Among Inner-city Women. In: Journal of Personality and Social Psychology 84, 632-643
- Hobsbawm, Eric/Ranger, Terence O. (1983): The Invention of Tradition. Cambridge:
- Hochschild, Arlie Russel (1990): Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt am Main: Campus
- Hoff, Ernst-Hartmut (1990): Identität und Arbeit. Zum Verständnis der Bezüge in Wissenschaft und Alltag. Psychosozial 43, 13. Jahrgang, Heft 3, 7-25
- Hogg, Michael A. (1995): Social Identity Theory. In: Manstead A.S.R./Hewstone, M. (eds): The Blackwell Encyclopedia of Social Psychology. Oxford, 555-560
- Hogg, Michael A. (1988): Social Identification. (BUE 732/S - n - 84)
- Hogg, Michael A. (1995): Social Identity Theory. In: Manstead Anthony S.R.; Hewstone, Miles (eds): The Blackwell Encyclopedia of Social Psychology. Oxford: Blackwell, 555-560
- Hohner, Hans-Uwe (1984): Zwischen Kontrolle und Ohnmacht in einem zunehmend restriktiven Arbeitsmarkt. Thesen zur psychologischen Bestimmung von Kontrollbewußtsein. In: Moser, H./Preiser, S. (Hrsg.), Umweltprobleme und Arbeitslosigkeit. Herausforderungen an die politische Psychologie. Weinheim: , S.
- Hohner, Hans-Uwe (1987a): Kontrollbewußtsein und berufliches Handeln. Motivationale und identitätsbezogene Funktionen subjektiver Kontrollkonzepte. Bern: Huber
- Hohner, Hans-Uwe (1987b): Kontrollbewußtsein, Arbeit und Beruf. Identitätspsychologische Aspekte. In: Frey, Hans-Peter/Haußer, Karl (Hrsg.), Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschungen. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, 88-101
- Holahan, Charles J./Moos, Rudolf H./Schaefer, Jeanne A. (1996): Coping, Stress Resistance, and Growth. Conceptualizing Adaptive Functioning. In: Zeidner, Moshe; Endler, Norman S. (eds): Handbook of Coping. Theory, Research, Applications. New York: Wiley, 24-43
- Holland-Cunz, Barbara (2003): Die alte neue Frauenfrage. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Holzkamp, Klaus (1997): Antirassistische Erziehung als Änderung rassistischer „Einstellungen“? Funktionskritik und subjektwissenschaftliche Alternative. In: Schriften I. Normierung, Ausgrenzung, Widerstand. Hamburg: Argument Verlag, 279-299
- Holzkamp, Klaus (1997): Schriften I. Normierung, Ausgrenzung, Widerstand. Hamburg: Argument-Verlag
- Honneth, Axel (1994): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Huber, Günter L./Mandl, Heinz (Hrsg.)(1994): Verbale Daten. Eine Einführung in die Grundlagen und Methoden der Erhebung und Auswertung. 2. Aufl., Weinheim/Basel: Beltz, PsychologieVerlagsUnion

- Hund, Wulf D. (1999): Rassismus. Die soziale Konstruktion natürlicher Ungleichheit. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Hurrelmann, Klaus/Dieter Ulich (1991): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz
- Hurrelmann, Klaus/Dieter Ulich (1991): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz
- Ibáñez, Tomás/Iniguez, Lupicinio (eds) (1997): Critical Social Psychology. London: Sage
- Institut für Migrations- und Rassismusforschung (Hrsg.)(1992):
- Ivanova, Mishela (2004): Diskriminierungserfahrungen und Coping von in Österreich lebenden Migrantinnen und Migranten: Fokusgruppen mit MigrantInnen. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Ivanova, Mishela/Pasqualoni, Pier-Paolo (2003): Moderation und Dokumentation von Fokusgruppen mit MigrantInnen: Skript zur Schulung der ModeratorInnen im Rahmen des Projektes MIDAS. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Ivanova, Mishela/Pasqualoni, Pier-Paolo (2004a): Der politische Anspruch - Sinn und Unsinn des Tutoriumsprojektes. In: Haas, Wolfgang/Pokorny, Petra/Fuchs, Ulli (Hrsg.), TUTORial: Handbuch für Projektgruppen aller Studienrichtungen und Thementutorien. Wien: BV der Österreichischen HochschülerInnenschaft, 23-37
- Ivanova, Mishela/Pasqualoni, Pier-Paolo (2004b): Integrationstutorien: Zur Integration von in- und ausländischen Studierenden. In: Haas, Wolfgang/Pokorny, Petra /Fuchs, Ulli (Hrsg.), TUTORial: Handbuch für Projektgruppen aller Studienrichtungen und Thementutorien. Wien: BV der Österreichischen HochschülerInnenschaft, 66-74
- Ivanova, Mishela/Pasqualoni, Pier-Paolo (2004c): Wie gehen MigrantInnen mit Diskriminierung um? Ergebnisbericht und Diskussionsvorlage für die MigrantInnenforen im Rahmen des Projektes MIDAS. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript (siehe Anhang)
- Iyengar, Shanto/William J. McGuire (eds)(1993): Explorations in Political Psychology. Durham, NC: Duke University Press
- Jäger, Margret/Jäger, Siegfried (1992): Rassistische Alltagsdiskurse. Zum Stellenwert empirischer Untersuchungen. In: Das Argument - Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 195, 685-694
- Jäger, Siegfried (1996): Wie die Rechten reden. Sprachwissenschaftliche und diskursanalytische Veröffentlichungen zu den Themen Faschismus, Rechtsextremismus und Rassismus. Eine kommentierte Bibliographie. 4. Aufl., Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung
- Jäger, Siegfried/Link, Jürgen (1993): Die vierte Gewalt: Rassismus und die Medien. Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung
- Jenkins, Richard (1996): Social Identity. London: Routledge
- Jones, J.M. (1997): Prejudice and Racism revisited. New York: McGraw-Hill
- Juhász, Anne/Mey, Eva (2003): Die zweite Generation: Etablierte oder Außenseiter? Biographien von Jugendlichen ausländischer Herkunft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- K.U. Mayer (Hrsg.): Lebensverläufe und sozialer Wandel. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Bd. 31/1990. Westdeutscher Verlag
- Kalpaka, Annita/Räthzel, Nora (1994): Wirkungsweisen von Rassismus und Ethnozentrismus. In: Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Rassismus in Politik, Kultur und Alltag. Köln: Dreisam-Verlag, 12-80
- Kalpaka, Annita/Räthzel, Nora (Hrsg.)(1994): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Rassismus in Politik, Kultur und Alltag. Köln: Dreisam-Verlag
- Kannonier-Finster, Waltraud/Ziegler, Meinrad (1996): Frauen-Leben im Exil. Biographische Fallgeschichten. Wien: Böhlau
- Keupp, Heiner (1996): Wer erzählt mir, wer ich bin? Identitätsofferten auf dem Markt der Postmoderne. Psychologie & Gesellschaftskritik 4, 39-64
- Keupp, Heiner (1997): Ermutigung zum aufrechten Gang. Tübingen: dgvt
- Keupp, Heiner et al. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hrsg.)(1997): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp

- Kohli, M. (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit
- Kohli, M. (Hg.)(1978): Soziologie des Lebenslaufs. Neuwied
- Kohli, Martin (1981): Wie es zur ‚biographischen Methode‘ kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. Zeitschrift für Soziologie 10/3, 273-293
- Krappmann, Lothar (1969): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart: Klett-Cotta
- Krappmann, Lothar (1985): Mead und die Sozialisationsforschung. In: Joas, H., Das Problem der Intersubjektivität. Frankfurt: Suhrkamp, 156-178.
- La Rochefoucauld, François: Maximen und Reflexionen. Stuttgart 1995
- Lamnek, Siegfried (1995a): Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie. 3., korrigierte Auflage, Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion - 207
- Lamnek, Siegfried (1995b): Qualitative Sozialforschung. Band 2: Methoden und Techniken. 3., korrigierte Auflage, Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion
- Lamnek, Siegfried (1998): Gruppendiskussion. Theorie und Praxis. Weinheim: Beltz
- Langenhove, Luk van/Rom Harré (1993): Positioning and Autobiography: Telling Your Life. In: Coupland, N./J.F. Nussbaum (eds): Discourse and Lifespan Identity. Newbury Park: Sage, 81-99.
- Lapsley, Daniel K./F. Clark Power (eds)(1988): Self, Ego, and Identity. Integrative Approaches. New York: Springer-Verlag
- Larcher, Dietmar (1988): Soziogenese der Urangst. In: Boeckmann, Klaus-Börge et al. (Hrsg.): Zweisprachigkeit und Identität. Klagenfurt: Drava, 15-64
- Larcher, Dietmar (1992): Kulturschock. Fallgeschichten aus dem sozialen Dschungel. Meran: ALPHA & BETA
- Larcher, Dietmar (2000): Die Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in interkulturellen Paarbeziehungen. Klagenfurt: Drava-Verlag
- Laux, L./Weber, H. (1987): Erträge biographischer Forschung im Bereich von Stress und Bewältigung. In: Jüttemann, Gerd/Thomae, Hans (Hrsg.), Biographie und Psychologie. Berlin: Springer, 285-298
- Lazarsfeld, P.F./H. Menzel (1969): On the Relation between Individual and Collective Properties. In: Etzioni, A. (ed.): A Sociological Reader on Complex Organizations. New York, 499-516
- Lazarus (1997): In: Malatesta, (),
- Lazarus, Richard S. (1966): Psychological Stress and the Coping Process. New York:
- Lazarus, Richard S. (1990): Streß und Streßbewältigung – ein Paradigma. In: Filipp, Sigrun-Heide (Hrsg.): Kritische Lebensereignisse. 2. Aufl., München: Psychologie Verlags Union, 198-232
- Lazarus, Richard S./Folkman, Susan (1984): Stress, Appraisal, and Coping. New York:
- Lazarus, Richard S.: Emotion and Adaptation. New York 1991
- Lechler, Peter (1994): Kommunikative Validierung. In: Huber, Günter L./Mandl, Heinz (Hrsg.): Verbale Daten. Eine Einführung in die Grundlagen und Methoden der Erhebung und Auswertung. 2. Aufl., Weinheim/Basel: Beltz, PsychologieVerlagsUnion, 243-258
- Lehmann, Karsten (2001): Vereine als Medium der Integration. Zu Entwicklung und Strukturwandel von Migrantenvereinen.
- Leinberger, Paul/Bruce Tucker (1991): The New Individualists. The Generation after the Organization Man. New York: HarperCollins
- Leontjew, Alexej (1982): Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit. 2. Aufl., Berlin: Volk und Wissen Volkseigener Verlag
- Leontjew, Alexej N. (1982): Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit. Köln: Pahl-Rugenstein
- Lewin, Kurt (1946): Action research and minority problems. Journal of Social Issues 2,
- Lewin, Kurt (1948): Resolving social conflicts. New York: Harper (dt. 1953: Die Lösung sozialer Konflikte. Bad Nauheim: Christian Verlag)
- Lewin, Kurt (1981): Werkausgabe. C.F. Graumann (Hrsg.), Bern: Huber
- Lifton, Robert Jay (1993): The Protean Self. Human Resilience in the Age of Fragmentation. New York: Basic Books

- Lin, Nan (2001): *Social Capital. A Theory of Social Structure and Action*. Cambridge: Cambridge University Press
- Lohauß, P., *Moderne Identität und Gesellschaft: Theorien und Konzepte*.
- Loos, Peter/Schäffer, Burkhard (2001): *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*. Opladen: Leske + Budrich
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2002): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen: Leske + Budrich
- Luckmann, Thomas (1990): Eine verfrühte Beerdigung des Selbst. *Psychologische Rundschau* 41, 203-205
- Luckmann, Thomas (1990): Eine verfrühte Beerdigung des Selbst. *Psychologische Rundschau* 41, 203-205
- Luhmann, Niklas (1994): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Luszcz, Mary A./Ted Nettelbeck (eds)(1989): *Psychological Development. Perspectives Across the Life-Span*. Amsterdam: North-Holland
- Mackert, Jürgen (Hrsg.)(2004): *Die Theorie sozialer Schließung. Tradition, Analysen, Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Mahlstedt, Susanne (1996): *Zweisprachigkeitserziehung in gemischtsprachigen Familien. Eine Analyse der erfolgsbedingenden Merkmale*. Frankfurt am Main: Peter Lang
- Malatesta, (1997)(Hrsg.):
- Maletzke, Gerhard (1996): *Interkulturelle Kommunikation. Zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Mangold, W (1959):
- Martin, Leonard L./Abraham Tesser (eds)(1996): *Striving and Feeling. Interactions among Goals, Affect, and Self-Regulation*. Mahwah, NJ: Erlbaum
- Martin, Leonard L./Tesser, Abraham (1996): *Introduction*. In: *Striving and Feeling. Interactions among Goals, Affect, and Self-Regulation*. Mahwah, NJ: Erlbaum
- Martin, Leonard L./Tesser, Abraham (eds)(1996): *Striving and Feeling. Interactions among Goals, Affect, and Self-Regulation*. Mahwah, NJ: Erlbaum
- Matjan, Gregor (Hrsg.)(1995): *Individualisierung und Politik. Kurswechsel, 1*
- Matthes, Joachim/Pfeifferberger, Arno/Stosberg, Manfred (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg:
- Matuschek, H. (1985): *Ausländerpolitik in Österreich 1962-1985. Der Kampf um und gegen die ausländische Arbeitskraft*. In: *Journal für Sozialforschung* 2, 159-198
- Mayer, Horst O. (2002): *Interview und schriftliche Befragung. Entwicklung, Durchführung und Auswertung*. München/Wien: Oldenbourg
- McCall, G./J.L. Simmons (1974): *Identität und Interaktion. Untersuchungen über zwischenmenschliche Beziehungen im Alltagsleben*. Düsseldorf
- Mead, George Herbert (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hrsg.) (1997): *Psychologie und Rassismus. Reinbek bei Hamburg*: Rowohlt
- Mellor, David (2004): *Responses to Racism: A Taxonomy of Coping Styles Used by Aboriginal Australians*. *American Journal of Orthopsychiatry* 74/1, 56-71
- Memmi, Albert (1987): *Rassismus*. Frankfurt am Main:
- Menapace, Lidia (2001): *Nazione, etnia, cultura, identità - le parole non sono innocenti*. In: *Skolast - Zeitschrift der Südtiroler HochschülerInnenschaft / rivista dell' associazione studenti/esse universitari/e sudtirolesi. Kulturelle Identität & Volkszählung / Identità culturale & censimento*, 97-103
- Mentzos, Stavros (1988): *Interpersonale und institutionalisierte Abwehr*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Michael, Mike (1996): *Constructing Identities. The Social, The Nonhuman and Change*. London: Sage
- Middleton, David/Edwards, Derek (eds) (1990): *Collective Remembering*. London: Sage
- Miles, Robert (1982): *Racism and Migrant Labour*. : Routledge & Kegan Paul

- Miles, Robert (1989): *Racism*. : Routledge (dt. 1991: *Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs*. Hamburg: Argument)
- Miles, Robert (1993): *Racism After „Race Relations“*. : Routledge
- Miller, Patricia (1993): *Theorien der Entwicklungspsychologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag
- Mitchell, Roger E./Cronkite, R.C./Moos, Rudolf H. (1983): Stress, coping and depression among married couples. *Journal of Abnormal Psychology* 92, 433-448
- Modood, Tariq ():
- Mühlfeld, C. et al. (1981): Auswertungsprobleme offener Interviews. In: *Soziale Welt*, Jg. 32, 325-352
- Mummendey, Amélie/Bernd Simon (Hrsg.)(1997): *Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften*. Bern: Huber
- Nunner-Winkler, Gertrud (1985): Identität und Individualität. *Soziale Welt* 36, 466-482
- Oberprantacher, Andreas (2003): Analyse von 127 Kurzinterviews mit Verantwortlichen von Vereinen von und für Migrantinnen und Migranten durch GABEK: Zwischenbericht. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Oberprantacher, Andreas (2004a): Interviews mit Verantwortlichen von Vereinen. Ergebnisbericht und Diskussionsimpuls für die MigrantInnenforen im Rahmen des Projektes MIDAS. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Oberprantacher, Andreas (2004b): Diskriminierungserfahrungen. Ergebnisbericht und Diskussionsimpuls für die MigrantInnenforen im Rahmen des Projektes MIDAS. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Oberprantacher, Andreas/Zelger, Josef (2004): Analyse von 127 Kurzinterviews mit Verantwortlichen von Vereinen von und für Migrantinnen und Migranten durch GABEK. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Oberprantacher, Andreas/Zelger, Josef (2004): Analyse von 23 biographischen Interviews mit in Österreich lebenden Migrantinnen und Migranten durch GABEK. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Orth-Peine, Hannelore (1990): *Identitätsbildung im sozialgeschichtlichen Wandel*. Frankfurt am Main: Campus
- Osterkamp, Ute (1997): Institutioneller Rassismus. Problematik und Perspektiven. In: Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hrsg.): *Psychologie und Rassismus*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 95-110
- Parker, Ian (1997): Discursive Psychology. In: Fox, D./I. Prilleltensky (eds): *Critical Psychology. An Introduction*. London: Sage, 284-298
- Parker, James D.A./Ender, Norman S. (1996): Coping and Defense: A Historical Overview. In: Zeidner, Moshe; Ender, Norman S. (eds): *Handbook of Coping. Theory, Research, Applications*. New York: Wiley, 3-23
- Pasqualoni, Pier-Paolo (2003a): Kultur, Identität und Differenz: Gemischtsprachige Familien in Südtirol. In: Zybatow, Lew N. (Hrsg.), *Europa der Sprachen: Sprachkompetenz - Mehrsprachigkeit - Translation*. Akten des 35. Linguistischen Kolloquiums in Innsbruck 2000. Teil 1: Sprache und Gesellschaft (Linguistik International, Bd. 11). Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang, 273-283
- Pasqualoni, Pier-Paolo (2003b): Leitfaden-Interviews mit EntscheidungsträgerInnen in Vereinen von und für MigrantInnen im Rahmen des Projektes MIDAS. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Pasqualoni, Pier-Paolo (2003c): Leitfaden-Interviews mit im Integrationsbereich engagierten Einzelpersonen im Rahmen des Projektes MIDAS. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Pasqualoni, Pier-Paolo/Ivanova, Mishela (2003): Biographische Interviews mit MigrantInnen: Skript zur InterviewerInnenschulung im Rahmen des Projektes MIDAS. Innsbruck: Unveröffentlichtes Manuskript
- Pasqualoni, Pier-Paolo/Oberprantacher, Andreas (im Erscheinen, 2005): Aktionsforschung als Vernetzungsarbeit: Zum Einsatz von GABEK im Rahmen des Projektes MIDAS – Wirksame Strategien gegen Rassismus und Diskriminierung am Arbeitsmarkt. In: Herdina, Philip/Andreas Oberprantacher/Josef Zelger (Hrsg.), *Integration und Lernen in Organisationen – Integration and Learning in Organizations*. Münster

- Pontecorvo, Clotilde (a cura di)(1993): La condivisione della conoscenza. Firenze: La Nuova Italia
- Popitz, H. (1968): Der Begriff der sozialen Rolle als Element der soziologischen Theorie. Tübingen
- Porcher, L.: Glanz und Elend des Interkulturellen. In: Reich, H./Wittik, F.: Migration, Bildungspolitik, Pädagogik: Aus der Diskussion um die interkulturelle Erziehung in Europa. Essen/Landau 1984, 30-45
- Priester, Karin (2003): Rassismus. Eine Sozialgeschichte. Leipzig: Reclam
- Putnam, Robert D. (1993): Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy. Princeton: Princeton University Press
- Putnam, Robert D. (1993b): The Prosperous Community. Social Capital and Public Life. The American Prospect 4, 13, 11-18 – see also: 1996 Prospect 7, 24, 66-72; 2002 American Prospect 13, 3, 11-18 (www.prospect.org/print)
- Putnam, Robert D. (1995): Bowling Alone. America's Declining Social Capital. Journal of Democracy 6, 65-78
- Putnam, Robert D. (2000): Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community. New York: Simon and Schuster
- Rappaport, Julian (1985): Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit: Ein sozialpolitisches Konzept des „empowerment“ anstelle präventiver Ansätze. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 2, 257-
- Reck, Siegfried (1981): Identität, Rationalität und Verantwortung. Grundbegriffe und Grundzüge einer soziologischen Identitätstheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Reichertz, Jo (1991): Der Hermeneut als Autor. Zur Darstellbarkeit hermeneutischer Fallkonstruktionen. Österreichische Zeitschrift für Soziologie 4/1, 3-16
- Reisigl, Martin/Wodack, Ruth (2000): Discourse and Discrimination: Rhetorics of racism and anti-semitism. : Routledge
- Reisigl, Martin/Wodack, Ruth (eds)(2000): The Semiotics of Racism: Approaches in critical discourse analysis. Wien: Passagen
- Rex, John (1970): Race Relations in Sociological Theory. : Weidenfeld & Nicolson
- Rommelspacher, Birgit (1997a): Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Rommelspacher, Birgit (1997b): Psychologische Erklärungsmuster zum Rassismus. In: Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hrsg.): Psychologie und Rassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 153-172
- Rorty, Richard (1989): Contingency, Irony, and Solidarity. Cambridge: Cambridge University Press (dt. 1992: Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt am Main: Suhrkamp)
- Roth, Hans-Joachim (2002): Kultur und Kommunikation. Systematische und theoriegeschichtliche Umriss Interkultureller Pädagogik. Opladen: Leske + Budrich
- Sader, Manfred (2002): Toleranz und Fremdsein: 16 Stichworte zum Umgang mit Intoleranz und Fremdenfeindlichkeit. Weinheim: Beltz
- Sartori, Vera/Anita Konrad (im Erscheinen, 2005): Projektbeispiel MIDAS–Modul 1: Empowerment von MigrantInnen durch die Förderung von Selbstorganisation und Vernetzung. In: Herdina, Philip/Andreas Oberprantacher/Josef Zelger (Hrsg.), Integration und Lernen in Organisationen – Integration and Learning in Organizations. Münster: LIT (im Erscheinen)
- Schäffter, Ortfried (Hrsg.)(1991): Das Fremde: Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Schiffauer, Werner (2004): Die Islamische Gemeinschaft Milli Görüs - ein Lehrstück zum verwickelten Zusammenhang von Migration, Religion und sozialer Integration. In: Bade, Klaus J./Bommes, Michael/Münz, Rainer (Hrsg.), Migrationsreport 2004: Fakten – Analysen – Perspektiven. Frankfurt am Main/New York: Campus, 67-96
- Schiffmann, Rudolf/Robert A. Wicklund (1988): Eine Kritik der Social Identity Theorie von Tajfel & Turner. Zeitschrift für Sozialpsychologie 19, 159-174
- Schiffmann, Rudolf/Robert A. Wicklund (1989): Minimale Gruppen und Psychologie - eine Replik auf Zick, Wiesmann & Wagner. Zeitschrift für Sozialpsychologie 20, 177-180

- Schumacher, Sebastian (2003): Gesetzessammlung Fremdenrecht. 2. Aufl., Wien: Schumacher Eigenverlag
- Schumacher, Sebastian (2003): Ratgeber Fremdenrecht. Asyl – Ausländerbeschäftigung – Einbürgerung – Einwanderung – Verwaltungsverfahren. Wien: ÖGB-Verlag
- Schumacher, Sebastian (2003): Fremdenrecht: Asyl, Ausländerbeschäftigung, Einbürgerung, Einwanderung, Verwaltungsverfahren - Rechtsstand: 1. Jänner 2003. Wien: ÖGB-Verlag
- Schütze, Fritz (1976): Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie 10, 7-49
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis 13, 283-293
- Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Narrationsfeldstudien I. Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Fachbereich Erziehungs-, Sozial- und Geisteswissenschaften
- Schwingel, Markus (1995): Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius
- Seligman, M.E.P. (2002): Positive Psychology, Positive Prevention, and Positive Therapy. In: Snyder, C.R./Lopez, S.J. (eds): Handbook of Positive Psychology. Oxford: Oxford University Press, 3-10
- Seligman, M.E.P. /Csikzentmihalyi, M. (2000): Positive Psychology. American Psychologist 55, 5-14
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin-Verlag
- Shotter, John (1989): Vygotskys Psychology: Joint Activity in a Developmental Zone. In: New Ideas in Psychology 7, 185-204
- Shotter, John (1993): Conversational Realities. Constructing Life through Language. London: Sage
- Shotter, John/Gergen, Kenneth J. (1988): Texts of Identity. London: Sage
- Shweder, Richard A./LeVine, Robert A. (eds) (1984): Culture Theory. Essays on Mind, Self, and Emotion. Cambridge: Cambridge University Press
- Simmel, Georg (1983): Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl. Frankfurt am Main, Suhrkamp
- Simmel, Georg (1992): Exkurs über den Fremden. In: Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 764-771
- Simon, Bernd/Mummendey, Amélie (1997): Selbst, Identität und Gruppe: Eine sozialpsychologische Analyse des Verhältnisses von Individuum und Gruppe. In: dies. (Hrsg.): Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften. Bern: Huber, 11-38
- Simonson, Julia (2004): Individualisierung und soziale Integration. Zur Entwicklung der Sozialstruktur und ihrer Integrationsleistungen. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag
- Skrobanek, Jan (2004): Soziale Identität und Ausländerfeindlichkeit. Das integrative Moment europäischer Zugehörigkeit. Berliner Journal für Soziologie 3, 357-377
- Smith, Jonathan A./Harré, Rom/Van Langenhove, Luk (eds) (1995a): Rethinking Psychology. London: Sage
- Smith, Jonathan A./Harré, Rom/Van Langenhove, Luk (eds) (1995b): Rethinking Methods in Psychology. London: Sage
- Smorti, Andrea (a cura di)(1997): Il Sé come testo. Costruzione delle storie e sviluppo della persona. Firenze: Giunti
- Snyder, C.R./Lopez, S.J. (eds)(2002): Handbook of Positive Psychology. Oxford: Oxford University Press
- Solomos, John/Back, Les (2001): Racism and Society. 3. Aufl., : Macmillan Palgrave
- Somekh, B. (1995): The Contribution of Action Research to Development in Social Endeavours: A Position Paper on Action Research Methodology. In: British Educational Research Journal 21/3, 339-355
- Spöhring, W. (1995): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 157 ff.
- Starke, Dagmar (2000): Kognitive, emotionale und soziale Aspekte menschlicher Problembewältigung. Ein Beitrag zur aktuellen Stressforschung. Münster: LIT

- Steinert, H. (1972): Die Strategien sozialen Handelns. Zur Soziologie der Persönlichkeit und der Sozialisation. München: Juventa Verlag
- Stern, G. (1970): People in Context. New York
- Stigler, James W./Shweder, Richard A./Herdt, Gilbert (eds) (1990): Cultural Psychology. Essays on Comparative Human Development. Cambridge: Cambridge University Press
- Strauß, A. (1868): Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität. Frankfurt am Main:
- Strauss, A.L./Corbin, J. (1998): Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. 2nd edn. Thousand Oaks: Sage
- Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink Verlag
- Strauss, Herbert A. /Werner Bergmann (Hrsg.): Lerntag über Vorurteilsforschung heute. Berlin
- Stringer, Ernest T. (1999): Action Research. 2.Aufl., Thousand Oaks, California: Sage
- Stross, Annette M. (1991): Ich-Identität. Zwischen Fiktion und Konstruktion. Berlin: Reimer
- Taguieff, Pierre-André (1988): La Force du préjugé. Essai sur le racisme et ses doubles. : Editions La Découverte
- Tajfel, Henri (1978): Differentiation Between Social Groups: Studies in the Social Psychology of Intergroup Relations. European Monographs in Social Psychology 14, London: Academic Press
- Tajfel, Henri/Turner, John C. (1986): The Social Identity Theory of Intergroup Behavior. In: Worchel, Stephen (ed.), Psychology of Intergroup Relations. Chicago: Nelson-Hall, 7-24
- Taylor, Charles (1989): Sources of the Self. The Making of Modern Identity. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press
- Taylor, Charles (1992): Multiculturalism and "The Politics of Recognition". Princeton: Princeton University Press (dt. 1997: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt am Main: Fischer)
- Thomas, Alexander (Hrsg.) (1988): Interkulturelles Lernen im Schüleraustausch. Saarbrücken:
- Thomas, William I. (1965): Person und Sozialverhalten. Neuwied/Berlin: Luchterhand
- Thun, Schulz von (1981): Miteinander reden: Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Tomasi di Lampedusa, Giuseppe (1997): Il Gattopardo. Milano: Feltrinelli
- Toulmin, Stephen (1996): Concluding Methodological Reflections. Élitism and Democracy Among the Sciences. In: Toulmin, Stephen/Gustavsen, Björn (eds): Beyond Theory. Changing Organisations Through Participation. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company, 203-225
- Toulmin, Stephen/Gustavsen, Björn (eds)(1996): Beyond Theory. Changing Organisations Through Participation. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company
- Trautmann-Sponsel, R.D. (1988): Definition und Abgrenzung des Begriffs „Bewältigung“. In: Brüderl, L. (Hrsg.), Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung. München: Juventa, 14-24
- Trimpop, Rüdiger M./Meynhardt, Timo (2002): Interkulturelle Trainings und Einsätze: Psychische Kompetenzen und Wirkungsmessungen. In: Götz, Klaus (Hrsg.), Interkulturelles Lernen / Interkulturelles Training. 4. Aufl., München/Mering: Hampp, 183-211
- Turkle, Sherry (1999): Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Vaillant, P. (1971): Theoretical Hierarchy of Adaptive Ego Mechanisms. Archives of General Psychiatry 25, 107
- Viehböck, Eveline/Bratic, Ljubomir (1994): Die Zweite Generation. Migrantenjugendliche im deutschsprachigen Raum. Innsbruck: Österreichischer Studien-Verlag
- Volf, Patrick/ Rainer Bauböck (2001): Wege zur Integration. Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann. Klagenfurt: Drava
- Vygotskij, L. S. (1992): Geschichte der höheren psychischen Funktionen. Münster: LIT
- Vygotskij, L. S. (1996): Vorlesungen über Psychologie. Marburg: BdWi-Verlag
- Vygotsky, Lev Semenovitch (1978): Mind in society. The Development of Higher Psychological Processes. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press

- Vygotsky, Lew Semjonovich (1962): *Thought and Language*. Cambridge: Cambridge University Press?
- Wahl, Diethelm (1994): Handlungsvalidierung. In: Huber, Günter L./Mandl, Heinz (Hrsg.): *Verbale Daten. Eine Einführung in die Grundlagen und Methoden der Erhebung und Auswertung*. 2. Aufl., Weinheim/Basel: Beltz, PsychologieVerlagsUnion, 259-274
- Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D. (1996): *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. 9. Aufl., Bern: Verlag Hans Huber
- Weber, Max (1922) [1919]: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1922) [1919]: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr
- Weber, Max (1968) [1919]: *Wissenschaft als Beruf*. In: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hrsg. von Johannes Winckelmann. 3. Aufl., Tübingen: Mohr, 582-613
- Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5. Aufl., Tübingen: Mohr
- Weick, Karl E. (1995): *Sensemaking in Organisations*. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage
- Weick, Karl E. (1995): *Sensemaking in Organizations*. Thousand Oaks, Calif.: Sage.
- Weiß, Johannes (Hrsg.) (1989): *Zur Einführung*. In: *Max Weber heute. Erträge und Probleme der Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7-28
- Wenzel, Harald (1995): *Gibt es ein postmodernes Selbst? Neuere Theorien und Diagnosen der Identität in fortgeschrittenen Gesellschaften*. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Bd. 5, Nr. 1, 113-131
- Wertsch, James (1996): *Vygotskij und die gesellschaftliche Bildung des Bewußtseins*. Marburg: BdWi-Verlag
- Whetherell, Margaret/Potter, Jonathan (1992): *Mapping the Language of Racism: Discourse and the legitimation of exploitation*. : Harvester-Wheatsheaf
- Wiedemann, Peter M. (1986): *Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews*. Weinheim: Psychologie Verlagsunion
- Wieviorka, Michel (1995): *The Arena of Racism*. London: Sage
- Wittgenstein, Ludwig (1971)1951: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Worchel, Stephen/J. Francisco Morales/Darío Páez/Jean-Claude Deschamps (1998): *Social Identity. International Perspectives*. London: Sage
- Wurzbacher, Gerhard (Hg.)(1974): *Sozialisation und Personalisation. Beiträge zu Begriff und Theorie der Sozialisation*. 3. Aufl., Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag
- Wygotski, Lew Semjonowitsch (1986): *Denken und Sprechen*. Frankfurt am Main: Fischer
- Yardley, Krysia/Terry Honess (eds)(1987): *Self and Identity: Psychosocial Perspectives*. Chichester: John Wiley & Sons
- Zelger, Josef (2000): *Twelve Steps of GABEK WinRelan*. In: Zelger, Josef (Hrsg.): *GABEK II. Zur qualitativen Forschung. On Qualitative Research*. Innsbruck: Studienverlag, 205-220
- ZeMiT (Hrsg.) (in Vorbereitung): *#*. Innsbruck: Zentrum für MigrantInnen in Tirol
- Zerger, Johannes (1997): *Was ist Rassismus? Eine Einführung*. Göttingen: Lamuv-Verlag
- Zick, Andreas (1997): *Vorurteile und Rassismus. Eine sozialpsychologische Analyse*. Münster: Waxmann
- Zick, Andreas/Ulrich Wiesmann/Ulrich Wagner (1989): *Einige Anmerkungen zu Schiffmann & Wicklunds „Kritik der Social Identity Theorie“*. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 20, 172-176
- Zimbardo, P. (1992): *Psychologie*. 5.Aufl., Berlin: Springer
- Zubaida, Sami (ed.)(1970): *Race and Racialism*. : Tavistock

Anhang

Interviewleitfaden für EntscheidungsträgerInnen in Vereinen von und für MigrantInnen

Vorbemerkung: Der folgende Leitfaden enthält über einen reinen Fragenkatalog hinaus Angaben dazu, worauf die Frage abzielen, was wir damit in Erfahrung bringen wollten und was dementsprechend in der Antwort enthalten sein sollte. Die Fragen, die gestellt wurden, sind **fett** hervorgehoben. *Kursiv* ist der theoretische Hintergrund bzw. Stellenwert der Frage (unser Forschungsinteresse) gekennzeichnet. Wenn zu einer Frage keine befriedigende Antwort gegeben – und auch keine Verweigerung ausgesprochen – wurde, sollte mit anderen Worten nachgehakt werden.

Einstiegsfragen:

1. Wie ist Ihr Verein entstanden?

*Welche Zielsetzungen waren mit der Gründung verbunden?
Hat sich die Ausrichtung bzw. Zielsetzung des Vereins seither verändert?*

2. (Worin sehen Sie...) Was sind Ihre größten Erfolge?

Vernetzungsqualität:

3. Arbeiten Sie mit anderen Vereinen oder Initiativen zusammen?

Allgemeine Anmerkungen (konkrete Angaben in der nachfolgenden Tabelle)

4. Können Sie mir dazu einige Beispiele nennen?

a) MigrantInnenvereine der eigenen Herkunftskultur (bei monokulturellen Vereinen):

| Nennung | Name des Vereins | gemeinsame Aktivitäten/Beispiele |
|---------|------------------|----------------------------------|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

b) MigrantInnenvereine anderer Herkunftskulturen:

| Nennung | Name des Vereins | Aktivitäten, Herkunftsland/-länder |
|---------|------------------|------------------------------------|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

c) Inländische Vereine:

| Nennung | Name des Vereins | gemeinsame Aktivitäten/Beispiele |
|---------|------------------|----------------------------------|
| | | |

| | | |
|--|--|--|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

- Reihenfolge der Nennung in der ersten Spalte (numerisch)
- Name des Vereins in der zweiten Spalte
- Aktivitäten in der dritten Spalte, unter b) auch die entsprechenden Herkunftsländer (sofern sie erwähnt werden)

Falls nur auf a, b oder c eingegangen wird, wurde nachgefragt: z.B. „Haben Sie auch schon mit (c) österreichischen oder: (a/b) MigrantInnen- bzw. (b) (z.B.) nicht türkischen Vereinen zusammen gearbeitet?“

Vernetzungsbereitschaft – Motivation für Vernetzung:

5. Welche Erfahrungen haben Sie bei diesen Kooperationen (c/b/a) gemacht?

Diskriminierungsbewusstsein und Selbsthilfecharakter des Vereins (auch informell):

6. Ist die Benachteiligung von Ausländern und Ausländerinnen in Ihrem Verein ein Thema?/Wird dies in Ihrem Verein diskutiert?

- Ja
- informell:
- es gibt hierfür einen eigenen Rahmen:
- Nein
- Anmerkungen:

Aktivitäten, Maßnahmen, Strategien gegen Diskriminierung:

7. Wurde in Ihrem Verein gegen die Benachteiligung/Diskriminierung von Ausländern und Ausländerinnen etwas unternommen?

- Ja
- informell über einige Vereinsmitglieder:
- offiziell über den Verein:
- Nein
- Anmerkungen:

Strukturelle bzw. institutionelle Diskriminierung:

8. Sind Sie mit den Subventionen zufrieden?

- Ja
- Nein
- Anmerkungen:

Die Alternative Ja/Nein wurde hier ebenso wie bei den anderen Fragen nicht vorgegeben, weitere Angaben wurden in folgende Tabelle eingetragen:

| Subventionen angefragt bei | Erfolg / abgelehnt (mit welcher Begründung?) |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------|
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| Wie finanziert sich der Verein (falls dies im Gespräch erwähnt wurde und aus dem Datenblatt der Vollerhebung nicht hervorging)? | |

Diskriminierungserfahrungen, Reaktionen, Strategien:

9. Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihren Nachbarn gemacht?

- Positiv:
- Negativ:
- Strategien:
- Anmerkungen:

Vernetzungsbereitschaft - Bedingungen und zielführende Maßnahmen für Vernetzungsangebote:

10. Wir streben in unserem Projekt die Zusammenarbeit von Vereinen von Ausländern und Ausländerinnen an. Welchen Rat (als Möglichkeiten für Übersetzung in andere Sprachen: welche Empfehlung/welche Tipps) würden Sie uns dafür aus Ihrem Erfahrungsschatz mit auf dem Weg geben geben?

- Bedingungen:
- Anforderungen an ein Kooperationsangebot:
- Anregungen für unser Projekt (z.B. MigrantInnenforen):
- Anmerkungen:

Geschlechtersensibilität/Vernetzungsbereitschaft - Zusatzfragen beim Gespräch mit einem Mann:

11. In unserem Projekt wollen wir versuchen, mehrere Vereine zu einer gemeinsamen Veranstaltung einzuladen: Gibt es in ihrem Verein auch Frauen, die wir dazu einladen könnten? Können Sie uns eine Kontaktperson nennen?

- Ja
- Nein
- Anmerkungen:

12. Gibt es in ihrem Verein auch eine Frauengruppe?

- Ja
- Nein
- Anmerkungen:

Ausklang:

a) Gibt es Unterlagen zu Ihrem Verein oder seinen Aktivitäten? (einschließlich Kooperationen)

b) Dürfte ich Sie bitten, mir noch einige (fehlenden) Angaben zu Ihrem Verein zu machen?

Nachfrage in Bezug auf den Erhebungsbogen aus der Datenbank

c) Dürfen wir Sie über (den Fortgang) unser(es) Projekt(s) auf dem Laufenden halten/informieren?

Interviewleitfaden für im Integrationsbereich engagierte Einzelpersonen

Vorbemerkung: Der folgende Leitfaden enthält Fragen für Einzelpersonen, die in keinem Verein tätig sind. Als Einstieg wurde ein persönlicher Einstieg gewählt, der auf den biographischen Hintergrund der InterviewpartnerInnen anspielt.

1. Wie sind Sie zum Thema Integration gekommen?
2. Was hat Sie dazu veranlasst, in diesem Bereich aktiv zu werden?
3. Was sind Ihre größten Erfolge?
4. Welche Schwierigkeiten haben sich bei Ihrer Arbeit ergeben?
- 5-a. Arbeiten Sie mit MigrantInnenvereinen oder -Initiativen zusammen?

Wenn keine Kooperation stattfindet/stattfand: Warum hat sich bisher keine Kooperation ergeben? – dann weiter mit Frage 6-a und, bezogen auf ihre eigene Arbeit,

6-c: Haben Sie etwas gegen die Diskriminierung von MigrantInnen unternommen?

7: Was wäre für Sie wichtig, wenn Sie mit MigrantInnenvereinen zusammenarbeiten wollten?

8: Welche Empfehlungen würden Sie uns für eine Kooperation mit MigrantInnenvereinen geben?

5-b. Können Sie mir dazu einige Beispiele nennen?

5-c. Welche Erfahrungen haben Sie bei diesen Kooperationen gemacht?

Wenn dies nicht ohnehin in die Antwort einfließt und auch nicht bereits unter Frage 4 erwähnt wurde: Welche Vor- und Nachteile haben sich aus diesen Kooperationen für Ihre Arbeit/das Projekt ergeben? Wie haben sich diese Kooperationen auf Ihre Arbeit/Ihr Projekt ausgewirkt?

6-a. Welche Erfahrungen haben Sie im Rahmen Ihrer Arbeit mit Diskriminierung gemacht?

6-b. Ist/War die Benachteiligung von Ausländern und Ausländerinnen in den MigrantInnenvereinen, mit denen Sie zusammengearbeitet haben, ein Thema?

6-c. Was wurde im Zuge Ihrer Kooperationen gegen die Benachteiligung/Diskriminierung von MigrantInnen unternommen?

7. Was ist für Sie wichtig, wenn Sie mit MigrantInnenvereinen zusammenarbeiten?

8. Welche Empfehlungen können Sie uns (vor dem Hintergrund Ihrer Erfahrungen) für eine Kooperation mit MigrantInnenvereinen geben?

Gedächtnisprotokoll: Fragen zu den biographischen Interviews

A. Persönliche Eindrücke seit der ersten Kontaktaufnahme zu Papier bringen:

Was hat die Offenheit des Austausches gefördert, was hat sie beeinträchtigt?

Wo gab es im Verlauf des Gesprächs Schwierigkeiten?

Welche Diskriminierungserfahrungen waren für mich die wichtigsten?

Welche Coping-Strategien waren für mich die auffälligsten?

Was ist mir in Bezug auf den Umgang meines/meiner GesprächspartnerIn mit Rassismus in Erinnerung geblieben?

Was ist wichtig, aber nicht (mehr) auf dem Band (z.B. Ergänzungen/Erklärungen/Richtigstellung, nachdem ich das Gerät ausgeschaltet hatte)?

B. Bei welchen Themen sind mir einige von folgenden Reaktionen/Veränderungen aufgefallen:

Änderung des Sprechtempos, Stocken, Pausen

Emotionalität (auch nonverbale Betonung) bei bestimmten Themen oder bei der Schilderung bestimmter Ereignisse

sprachliche Eigenarten in der Sprache, in der das Interview geführt wurde: ...

nonverbale Reaktionen auf bestimmte Fragen: ...

Gedächtnisprotokoll: Fragen zu den Fokusgruppen

Im Anschluss an ihre Fokusgruppen wurde von den ModeratorInnen ein Reflexions- bzw. Gedächtnisprotokoll angefertigt. Ziel war es, ihren persönlichen Eindruck zum Verlauf der Fokusgruppe wiederzugeben und Besonderheiten festzuhalten, die aus dem Text bzw. der Transkription nicht hervorgehen.

A. Persönliche Eindrücke seit der ersten Kontaktaufnahme zu Papier bringen:

- Was hat die Offenheit des Austausches gefördert, was hat sie beeinträchtigt?
- Welchen Eindruck hat die Gruppendiskussion bei mir hinterlassen? Wie war die Atmosphäre, welche Stimmung herrschte in der Gruppe?
- Wo gab es im Verlauf des Gesprächs Schwierigkeiten?
- Welche Diskriminierungserfahrungen haben mich nachdenklich gestimmt?
- Welche Coping-Strategien waren für mich die auffälligsten? Welche wurden positiv bewertet, welche negativ?
- Was ist mir in Bezug auf den Umgang mit Rassismus in Erinnerung geblieben?
- Was ist wichtig, aber nicht (mehr) auf dem Band (z.B. Ergänzungen/Erklärungen/Berichtigungen, nachdem ich das Gerät ausgeschalten hatte)?

B. Bei welchen Themen sind mir einige von folgenden Reaktionen/Veränderungen aufgefallen:

- Änderung des Sprechtempos, Stocken, Pausen, Schweigen, Durcheinanderreden
- Emotionalität (auch nonverbale Betonung) bei bestimmten Themen oder bei der Schilderung bestimmter Ereignisse
- sprachliche Eigenarten in der Sprache, in der das Gruppeninterview geführt wurde: ...
- nonverbale Reaktionen auf bestimmte Fragen: z.B. um Zustimmung heischende Seitenblicke auf eine bestimmte Person, die einen hohen Status in der Gruppe hat...
- ...

Transkriptionsregeln und Übersetzungsrichtlinien

Transkription

| | |
|--------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| ... | Pause (die Anzahl der Punkte gibt in etwa die Sekunden wieder) |
| ((9)) | Längere Pause (hier: 9 Sekunden) |
| ((Lachen bis *)) | Beginn außersprachlicher Aktivitäten (hier: Lachen) |
| * | Ende der außersprachlichen Aktivität |
| <u>immer</u> | Betonung eines Wortes (hier: immer) |
| <u>s c h ö n</u> | Gedehntes Sprechen (hier: schön, in die Länge gezogen) |
| wohlge/äh | Wortabbruch bzw. Selbstkorrektur mitten im Wort |
| § <i>deutsch</i> § | Im Originalton deutschsprachige Ausdrücke bzw. Sätze vor und nach dem Sprachwechsel wurden mit einem Paragraphenzeichen § und <i>kursiv</i> gekennzeichnet (bis wieder auf die Grundsprache gewechselt wurde), falls die Grundsprache, in der das Interview geführt wurde, eine andere als Deutsch war und irgendwann im Verlauf des Interviews (kürzer oder länger) ins Deutsche gewechselt wurde |

Anonymisierung: Angaben, die Rückschlüsse auf Personen erlauben könnten, wurden durch vergleichbare Namen, Orte, Arbeitgeber, etc. ersetzt.

Übersetzung

- sinngemäß
- inhaltlich möglichst nahe an Originalaussagen (Ausdrücken und Formulierungen)

Bei deutlicher Entfernung von der Originalaussage wurde in einfacher Klammer eine wörtliche Übersetzung hinzugefügt.

Zusammensetzung der Fokusgruppen

| Zusammensetzung der Fokusgruppe | Herkunftsländer | Anzahl der TeilnehmerInnen | | Bundesland |
|-------------------------------------------|----------------------------------------|----------------------------|--------|-----------------------------------------------|
| | | Männer | Frauen | |
| multikulturell und gemischtgeschlechtlich | Bulgarien, Nigeria, Österreich, Türkei | 2 | 3 | Tirol, Oberösterreich, Steiermark, Vorarlberg |
| monokulturelle Frauen-Gruppe | Türkei (kurdische Minderheit) | - | 5 | Oberösterreich |
| monokulturell und gemischtgeschlechtlich | Türkei | 3 | 2 | Oberösterreich |
| monokulturelle Männer-Gruppe | Türkei | 7 | - | Vorarlberg |
| multikulturelle Männer-Gruppe | Kenia, Nigeria | 5 | - | Wien |
| multikulturelle Frauen-Gruppe | Bulgarien, Iran, Sri Lanka, USA | - | 6 | Steiermark |
| multikulturell und gemischtgeschlechtlich | Nigeria, Senegal, Südafrika | 3 | 1 | Steiermark |

Grobauswertung der gemischtgeschlechtlichen multikulturellen Fokusgruppe

Gruppenzusammensetzung:

- MitarbeiterInnen in einem österreichweiten Integrationsprojekt
- 3 Frauen und 2 Männer aus insgesamt 4 Herkunftsländern

Sprache: Deutsch

TeilnehmerInnen:

- Teilnehmerin 1: Bulgarien, Alter: ca. 30 Jahre
- Teilnehmer 2: Nigeria, Alter: ca. 35 Jahre
- Teilnehmerin 3: Türkei, Alter: ca. 35 Jahre
- Teilnehmer 4: Türkei, Alter: ca. 30 Jahre
- Teilnehmerin 5: Österreich, Alter: ca. 25 Jahre

Persönliches Resümee zur Diskussion

| | |
|----------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Teiln. 1 | Wenn es um „gegen Diskriminierung“ geht, dann kann man <u>nur</u> bei sich selbst anfangen. |
| Teiln. 2 | Die Vergangenheit ist ohne die Zukunft nicht zu bewältigen, daher müssen wir mit Optimismus die Erfahrungen mit Rassismus und Diskriminierung bekämpfen. |
| Teiln. 3 | Mich frei – auch in meinen Emotionen z.B. Wut - äußern zu können. Tolles Gefühl |
| Teiln. 4 | Es war gut, den Punkt der bewussten bzw. unbewussten Diskriminierung aufzuzeigen (eindeutig!), und nicht wie sonst üblich ein „Alibi“ (Ablenkungspunkt) zu haben (z.B. Sprache). |
| Teiln. 5 | Diskriminierung existiert auf allen gesellschaftlichen Ebenen und muss auf Seiten der Mehrheits- und Minderheitengruppe behandelt werden. |

Flipchart: Themenaufstellung

| Themen | Punktevergabe: |
|------------------------------------------------------|----------------|
| | 0 |
| 1. Arbeit | 8 |
| 2. Unbewusst ausgeführte und erlebte Diskriminierung | 2 |
| 3. Schule – Bildung (Lebenschancen) | |
| 4. Institutionalisierte Rassismus | 5 |

Flipchart: Themenzuordnung auf Kärtchen (Teilnehmerin 1 erste Zeile, Teilnehmer 2 zweite Zeile, usw. - der Reihe nach von oben nach unten)

| | | |
|-------------------------------------|-------------------------------|---------------------------------------------|
| A | B | C |
| A Implizite Diskriminierung 2 | B Arbeit 1 | C Institutionelle Verwaltung 4 |
| A Arbeitssuche 1 | B Behörden... 4 | C Freundeskreis 2 |
| A In Verdachtsmomenten | B In Konkurrenzsituationen | C In Freundschaften (Bekanntschaften) |

| | | |
|------------------------------------------|-----------------------------------------|----------------------------|
| 2 | 2 | 2 |
| A Arbeitsmarkt (Firmen inkl.) 1 | B gesetzlich (inkl. Politik) 4 | C Schule (Bildung) 3 |
| A Arbeitsplatz 1 | B Gesundheitswesen 3/4 | C Ämter 4 |

Tabelle: Auswertungsmatrix für die Einstiegsfrage

| Thema (Nummer) | Reihung nach Wichtigkeit | | | Summe | |
|-------------------------|--------------------------|-----|---|-----------|-----------|
| | A | B | C | Nennungen | gewichtet |
| 1 | 3 | 1 | 0 | 4 | 11 |
| 2 | 2 | 1 | 2 | 5 | 10 |
| 3 | 0 | 0,5 | 1 | 1,5 | 2 |
| 4 | 0 | 2,5 | 2 | 4,5 | 7 |
| Summe zur Kontrolle: | 5 | 5 | 5 | 15 | 30 |

Grobauswertung der gemischtgeschlechtlichen monokulturellen Fokusgruppe

FOKUSGR.2

-FOKUSGRUPPE II in OÖ

Gemischtgeschlechtlich, 2 Frauen – 3 Männer, türkisch gesprochen, am 18.01.2004, von 14-18 Uhr (gem. Abendessen), begleitet von Selin Prakash

Antworten auf die Einstiegsfrage, Flipchart I

| | A | B | C |
|----------------|------------------------------------|-----------|-----------------------------------------|
| TN 1, weiblich | Bekleidung | Sprache | Fortgehen, Diskos |
| TN2, männlich | Als Ausländer bewertet werden | Arbeit | Schwierigkeiten bei versch. Aktivitäten |
| TN 3, weiblich | Arzt, Spital | Nachbarn | Arbeitsleben |
| TN 4, männlich | Arbeit | Einkaufen | Bildung |
| TN 5, männlich | Staatliche Institutionen (Polizei) | Beruf | Als Ausländer bewertet werden |

Gemeinsam mit der Gruppe wurden folgende Begriffe festgelegt:

- 1- Arbeit
- 2- Als Ausländer bewertet werden (beim Einkaufen, beim Arzt, in der Nachbarschaft, beim Fortgehen...)
- 3- Bildung, Sprache
- 4- Bekleidung
- 5- Staatliche Institutionen

P.S Mein Angebot, „Bekleidung“ unter Rubrik 2 zu stellen, wurde abgewiesen, da die TN persönlich nicht davon betroffen sind, aber beobachten wie z.B. Kopftuch-tragende Frauen belästigt werden. Weitere Details siehe Transkription...

| | A | B | C |
|----------------|--------------------------------------|-------------|-------------------------------------------|
| TN 1, weiblich | Bekleidung 4 | Sprache 3 | Fortgehen, Diskos 2 |
| TN2, männlich | Als Ausländer bewertet werden 2 | Arbeit 1 | Schwierigkeiten bei versch. Aktivitäten 2 |
| TN 3, weiblich | Arzt, Spital 2 | Nachbarn 2 | Arbeitsleben 1 |
| TN 4, männlich | Arbeit 1 | Einkaufen 2 | Bildung 3 |
| TN 5, männlich | Staatliche Institutionen (Polizei) 5 | Beruf 1 | Als Ausländer bewertet werden 2 |

Flipchart II: Auflistung der Themenbereiche und Punktevergabe:

| | |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------|----------|
| 1- Arbeit | 4 Punkte |
| 2- Als Ausländer bewertet werden (beim Einkaufen, Arzt, in der Nachbarschaft, beim Fortgehen...) | 5 Punkte |
| 3- Bildung, Sprache | 4 Punkte |
| 4- Bekleidung | 0 Punkte |
| 5- Staatliche Institutionen (Polizei) | 1 Punkte |

Auswertungsmatrix für die Einstiegsfrage:

| Themen | A | B | C | Nennung | Gewicht |
|----------------------------------|---|---|---|---------|---------|
| 1-Arbeit | 1 | 2 | 1 | 4 | 8 |
| 2-Als Ausländer bewertet | 2 | 2 | 3 | 7 | 13 |
| 3-Bildung Sprache | 0 | 1 | 1 | 2 | 3 |
| 4- Bekleidun | 1 | 0 | 0 | 1 | 3 |
| 5- Staat. Institutionen (Police) | 1 | 0 | 0 | 1 | 3 |

| | | | | | |
|-----------|---|---|---|----|----|
| Kontrolle | 5 | 5 | 5 | 15 | 30 |
| | | | | | |

Persönliches Resümee zur Diskussion

| | |
|----------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| TEILNEHMERIN 1 | Da ich selber nicht viel Rassismus erlebe, hat es mich gewundert, zu hören, daß so viele Menschen so viel Diskriminierung erleben. Das Wichtigste für mich ist, ein Mensch zu sein, d.h. keine Einteilung nach Rasse oder Religion zu machen. Danke! |
| TN 2 | Was mich sehr glücklich machte, war Ihre Sensibilität gegenüber Verletzungen der Menschenwürde und Ihr Bemühen um die Wahrheitsfindung |
| TEILNEHMERIN 3 | Was mich freut, ist, daß Sie so ein Programm machen. Wir glauben an unsere Präsenz. Ich danke Ihnen. (Unterschrift) |
| TN 4 | Als ich die beschriebenen Fälle live erlebte, konnte ich wegen mangelnder Deutschkenntnisse meine Reaktionen nicht zeigen. Jetzt hingegen hab ich mich äußern und dadurch befreien können. Mein Leben ist der Menschenwürde gewidmet. (Name) |
| TN 5 | Wir haben frei unsere Meinung äußern können. Es hat sich herausgestellt, daß wir anderen Menschen nicht mit Vorurteilen begegnen, sondern gesellschaftlichen Frieden anstreben. Es war eine besondere Schönheit, diese Veranstaltung zu machen. Danke |

Grobauswertung der multikulturellen Frauengruppe

Gruppenzusammensetzung:

- o Vereinskolleginnen in einem interkulturellen Frauenverein in Graz
- o 6 Frauen aus 4 Herkunftsländern

Sprache: Deutsch

Teilnehmerinnen:

- o 1: Sri Lanka, ca. 40 Jahre
- o 2: USA , ca. 35-40 Jahre
- o 3: Sri Lanka, ca. 45 Jahre
- o 4: Bulgarien, ca. 40 Jahre
- o 5: Iran, ca. 25-30 Jahre
- o 6: Sri Lanka, ca. 40-45 Jahre

Persönliches Resümee zur Diskussion

| Teilnehmerin | Satz |
|--------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1 | Zebra und wir könnten Gemeinsam gegen Diskriminierung viele dinge anfangen! |
| 1 | Bildungsarbeit sollte noch gemacht werden. |
| 1 | mit einander von einander Lernen! Akzeptieren Lernen |
| 1 | Gendermainsträmung Migrantinnen Frauen Männer |
| 2 | Leider kein Satz, da sie gehen musste. |
| 3 | Discrimination (soll) muss ich nicht acceptieren: aufzeigen, zu rede stellen |
| 4 | Gesetzliche Regulierung d. Diskriminierung Antidiskriminierungsgesetz |
| 4 | Diskriminierung gibt es! |
| 4 | Langsam wird sich alles regulieren können. |
| 5 | Ich freue mich dass, Du und Deine Verein versucht, die Sorgen von MigrantInnen zu verheschtehen und zu helfen. |
| 6 | Für Ausländer eine Büro für Alle Schwierigkeiten sprechen darf und helfen kann. |

Flipchart: Themenauflistung

| Themen | Punktevergabe |
|-----------------------|---------------|
| 1. Behörden | 4 |
| 2. Bildungswesen | 3 |
| 3. Gesundheitswesen | 0 |
| 4. öffentliches Leben | 5 |
| 5. Kultur | 0 |
| 6. Arbeitsmarkt | 6 |

Flipchart: Themenzuordnung auf Kärtchen

| TN | A | B | C |
|----|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1 | <ul style="list-style-type: none"> • Aufenthalt (Visum) • Arbeitsmarkt • Frauen (Arbeit Verbot) • Studierende • Fremde + Fremde Familie • Asyl – Afrikana | <ul style="list-style-type: none"> • Mit Ös. Verheiratet • Jugendliche 2. Generation • Mit Ö S. Bürgerschaft • Deutsch sprach Kenntnisse • 3. Generation- in Ös. Schulabgeschlossen sind. • Schule Fremde Kinder Muttersprache | <ul style="list-style-type: none"> • 80ger Arbeits-migrantInnen • mehr als 10 Jahre hier leben • gut Ausgebildete • im Politik Ausländerbeteiligung (Wahlrecht) • Ö glauben wir |

| | | | |
|-----|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| | | Religionen | wissen alles... <ul style="list-style-type: none"> Gute Deutschkenntnisse Aus USA kommt ☺ Ha.. Werte Länder woher man kommt → Kleider machen Leute 4 |
| 1/6 | | 4/2 | |
| 2 | <ul style="list-style-type: none"> Ausländische Frauenprojekte. Förderung Arbeitsplatz Wohnungssuche 1/6 | <ul style="list-style-type: none"> An der Schule- Integration 2 | <ul style="list-style-type: none"> Sozialbereich (Versicherung) 4 |
| 3 | <ul style="list-style-type: none"> Lokalen Visum Angelegenheiten 1/4 | <ul style="list-style-type: none"> Arbeitsplatz Schule Manche Geschäfte 6/2/4 | <ul style="list-style-type: none"> Freundeskreis 4 |
| 4 | <ul style="list-style-type: none"> Arbeitsmarkt Schule Polizei Kiga (Kindergarten erg. Monika F.) Wohnungssuche 1/2/6 | <ul style="list-style-type: none"> Krankenhaus Pflegedienst Einkaufen 3/4 | <ul style="list-style-type: none"> Auf der Uni Kulturveranstaltungen Konzerte Ausstellungen Etc. 2/5 |
| 5 | <ul style="list-style-type: none"> Gastronomie Öffentlichkeit Straße, Park 4 | <ul style="list-style-type: none"> Arbeitsplatz Behörden 1/6 | <ul style="list-style-type: none"> Bei Einkaufen Schule 2/4 |
| 6 | <ul style="list-style-type: none"> Nachbarn Straßenbahn 4 | <ul style="list-style-type: none"> Schulern u. Kindergarten Geschefete 2/4 | <ul style="list-style-type: none"> Krankenhaus 3 |

Tabelle: Auswertungsmatrix für die Einstiegsfrage

| Thema Nr. | Reihung nach Wichtigkeit | | | Summe | |
|-----------|--------------------------|------|-----|---------|-----------|
| | A | B | C | Nennung | Gewichtet |
| 1 | 1,88 | 0,5 | 0 | 2,38 | 6,64 |
| 2 | 0,33 | 2,33 | 1 | 3,66 | 6,65 |
| 3 | 0 | 0,5 | 1 | 1,5 | 2 |
| 4 | 2,5 | 1,88 | 3,5 | 7,88 | 14,76 |
| 5 | 0 | 0 | 0,5 | 0,5 | 0,5 |

| | | | | | |
|--------------|------|------|----|------|------|
| 6 | 1,33 | 0,88 | 0 | 2,21 | 5,75 |
| Summe | ~6 | ~6 | ~6 | ~18 | ~36 |

Grobauswertung der monokulturellen Frauengruppe

Treffen am 16.1.2004, von 17 Uhr bis 21 Uhr

Gruppenzusammensetzung:

- Frauenverein, Oberösterreich

- 5 Frauen

Sprache: Türkisch

Teilnehmerinnen:

- 1: ca. 40 Jahre, ehemals gewerkschaftlich tätig, sehr redegewandt
- 2: ca. 25, schüchtern, leise
- 3: ca. 25, hier aufgewachsen, spricht schnell und undeutlich
- 4: ca. 40, sehr zurückhaltend, spricht so wenig wie möglich
- 5: ca. 30, robust, locker, laut, humorvoll

Persönliches Resümee zur Diskussion

| | |
|----------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Teilnehmerin 1 | Es macht Mut zu wissen, daß es Menschen gibt, die sich für die Belange der MigrantInnen kümmern. Es gibt einem so ein Gefühl wie Vertrauen... Gefühle, die wir in das Innere verschoben hatten, konnten wir, wenn auch nur für eine kurze Zeit, miteinander teilen... Danke.. |
| Teilnehmerin 2 | Konnte mich ausdrücken und nach Lösungen Ausschau halten |
| Teilnehmerin 3 | War gut zu hören, was MigrantInnen selbst zu berichten haben, zumindest gibt es einige wenige Menschen, die für uns etwas tun wollen. Wir alle haben uns entspannen können. Viel Erfolg! |
| Teilnehmerin 4 | Menschen in unserer Situation brauchen Unterstützung |
| Teilnehmerin 5 | Ich hab mich ausdrücken können. Hier habe ich sonst niemanden, dem ich mich anvertrauen könnte, weder Einzelne noch Institutionen, die helfen würden. Es war toll. Danke. |

| | A | B | C |
|----------------|-------------------------|-----------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------|
| Teilnehmerin 1 | Berufsleben | Soziale Beziehungen | Vor „Gleichen Rechten“ stehen sowohl rechtliche als auch versteckte Hindernisse |
| Teilnehmerin 2 | Arbeitsleben | Alltagsleben | Schule |
| Teilnehmerin 3 | Arbeitsumfeld | Bildung und soziale Institutionen | Bildung |
| Teilnehmerin 4 | Institutionen | Staatliche Institutionen | Sich selbst ausdrücken können |
| Teilnehmerin 5 | Keine Institution hilft | Schule/ Bildung Soziales Leben | Weil wir MigrantInnen sind, erleben wir diese Ungerechtigkeiten. |

Von mir und der Gruppe gefundene Begriffe:

- 1.Arbeitsleben
- 2.Institutionen
- 3. Soziale Beziehungen, Alltag
- 4.Schule/Bildung

| | A | B | C |
|----------------|---------------------------|-------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------|
| Teilnehmerin 1 | Berufsleben 1 | Soziale Beziehungen 3 | Vor „Gleichen Rechten“ stehen sowohl rechtliche als auch versteckte Hindernisse 2/3 |
| Teilnehmerin 2 | Arbeitsleben 1 | Alltagsleben 3 | Schule 4 |
| Teilnehmerin 3 | Arbeitsumfeld 1 | Bildung und soziale Institutionen 2/3 | Bildung 4 |
| Teilnehmerin 4 | Institutionen | Staatliche Institutionen | Sich selbst ausdrücken |

| | | | |
|----------------|-------------------------------------|-------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------|
| | <u>2</u> | <u>2</u> | können <u>3</u> |
| Teilnehmerin 5 | Keine Institution hilft <u>2</u> | Schule/ Bildung Soziales Leben <u>3/4</u> | Weil wir MigrantInnen sind, erleben wir diese Ungerechtigkeiten. <u>3</u> |

Flipchart 2: Auflistung der Themenbereiche und Punktevergabe

| | |
|--------------------------------------|----------|
| 1- Arbeitsleben | 5 Punkte |
| 2- Institutionen | 5 Punkte |
| 3- Soziale Beziehungen, Alltagsleben | 4 Punkte |
| 4- Schule, Bildung | 1 Punkt |

Thema 1 und 2 erhielten gleich viele Punkte. Dies wurde von der Gruppe nicht als Konkurrenz zwischen diesen 2 Themen gedeutet, sondern daß sie einander bedingen, miteinander zusammenhängen, daß man das eine ohne das andere eh nicht diskutieren kann.

So entschieden wir uns für 1/2, also Arbeitsleben und Institutionen.

Auswertungsmatrix für die Einstiegsfrage

| THEMA Nr. | Reihung nach Wichtigkeit | | | Summe | |
|-----------------|--------------------------|-----|-----|-----------|-----------|
| | A | B | C | Nennungen | gewichtet |
| 1 | 3 | 0 | 0 | 3 | 9 |
| 2 | 2 | 1,5 | 0,5 | 4 | 9,5 |
| 3 | 0 | 3 | 2,5 | 5,5 | 8,5 |
| 4 | 0 | 0,5 | 2 | 2,5 | 3 |
| Summe Kontrolle | 5 | 5 | 5 | 15 | 30 |

Grobauswertung der monokulturellen Männergruppe

Gruppenzusammensetzung:

- Türkische und türkischstämmige männliche Mitglieder eines migrantischen Partizipationsvereines (90 % der Mitglieder sind Männer).
- Teilnehmer; 8 Männer (inkl. Obmann)

Sprache:

Teilnehmer:

- 1: Kasim, 38 Jahre, arbeitslos, bulgarischer Türke
- 2: Ali, 24 Jahre, techn. Zeichner
- 3: Ibo, 41 Jahre, Metallarbeiter, Heirat nach Österreich
- 4: Fahri, 34 Jahre, Lagerleiter
- 5: Celal, 43 Jahre, freier Reporter, Heirat nach Österreich
- 6: Adnan, 35 Jahre, Einkaufsleiter, Obmann
- 7: Arso, 38 Jahre, Hilfsarbeiter
- 8: Mustafa, 47 Jahre, arbeitslos (erhält Anruf und geht noch vor den Kärtchen)

Persönliches Resümee zur Diskussion

| | |
|--------------|-------------------------------------------------------------------|
| Teilnehmer 1 | „Raus aus der alten Schale“ (auf Türkisch) |
| Teilnehmer 2 | Bildung, Bildung und damit gleiche Chancen |
| Teilnehmer 3 | „Wir brauchen einen Hirten, der uns richtig führt“ (auf Türkisch) |
| Teilnehmer 4 | Wir müssen uns stärken und anpassen, ohne Verluste |
| Teilnehmer 5 | „Die eigene innere Einstellung ist falsch“ (auf Türkisch) |
| Teilnehmer 6 | Lobby durch Gemeinschaft, dadurch Stärke in allen Bereichen |
| Teilnehmer 7 | Mehr Geld bedeutet mehr Mittel bedeutet mehr Möglichkeiten |
| Teilnehmer 8 | |

Flipchart: Themenaufstellung

| Themen | Punktevergabe: |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------|
| 1. Arbeitsplatz/Arbeit 2. öffentliche Ämter/Gesetze 3. Schule und Bildung 4. Wohnung 5. Religion | 8 |
| | 7 |
| | 3 |
| | 2 |
| | 1 |

Flipchart: Themenzuordnung auf Kärtchen (Teilnehmer/in 1 erste Zeile, Teilnehmer/in 2 zweite Zeile, usw. - der Reihe nach von oben nach unten)

| | | |
|------------------------|------------------------------|------------------|
| A | B | C |
| A Arbeitsplatz 1 | B Öffentliche Plätze 2 | C Schule 3 |

| | | |
|---------------------------------------------|-------------------------------|--------------------------------|
| A Arbeitsplatz 1 | B Schulwesen 3 | C Öffentliche Rechte 2 |
| A Arbeitsplatz 1 | B Öffentliche Gebäude 2 | C Glaubenssache 5 |
| A Arbeitsplatz 1 | B Wohnung 4 | C Behörden/Schulen 3 |
| A Arbeitsplatz 1 | B Öffentliche Ämter 2 | C Vermietete Wohnungen 4 |
| A Arbeitsplatz 1 | B Ausbildung/Schule 3 | C Alltag/Umgang 2 |
| A Seelisch/draussen auf der Strasse 2 | B Arbeitsplatz 1 | C Gesetze /Gerichte 2 |

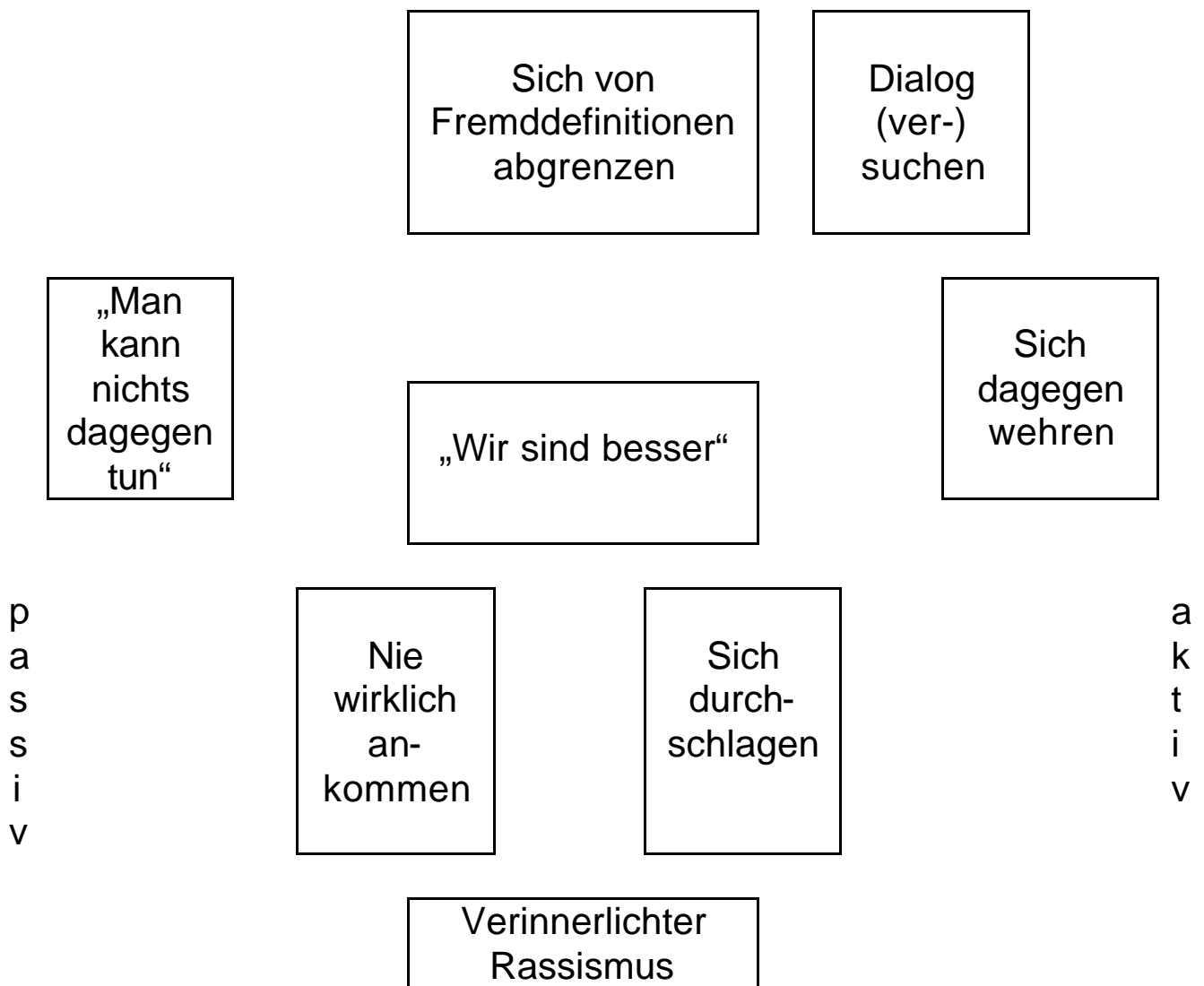
Tabelle: Auswertungsmatrix für die Einstiegsfrage

| Thema (Nummer) | Reihung nach Wichtigkeit | | | Summe | |
|-------------------|--------------------------|---|---|-----------|-----------|
| | A | B | C | Nennungen | gewichtet |
| 1 | 6 | 1 | 0 | 7 | 20 |
| 2 | 1 | 3 | 3 | 7 | 12 |
| 3 | 0 | 2 | 2 | 4 | 6 |
| 4 | 0 | 1 | 1 | 2 | 3 |
| 5 | 0 | 0 | 1 | 1 | 1 |
| Summe: | 7 | 7 | 7 | 21 | 42 |

Wie gehen MigrantInnen mit Diskriminierung um? Ergebnisbericht und Diskussionsvorlage für die MigrantInnenforen im Rahmen des Projektes MIDAS

Mishela Ivanova und Pier-Paolo Pasqualoni

2004



„... wenn man mal in dieser Situation ist... wie kannst du dich da wehren?“

- **Man ist nur sprachlos, geschockt, hilflos**

➤ **Oft weil man Deutsch nicht (gut) sprechen kann oder aus Angst:**

... Könnte ich die Sprache gut genug, würde ich so viel sagen und das in einer Art und Weise sagen, dass ihr ganz große Augen machen würdet ...

*... Eigentlich... also... eigentlich gibt es eine Angst... also eine Angst, dass man uns etwas antun könnte, wenn wir uns auflehnen...
Schau - wenn sie untereinander streiten, oder miteinander streiten, haben sie nicht die gleichen Ängste wie wir, bei uns ist es so... wir haben eine Angst... Angst davor, ausgewiesen zu werden ...*

➤ **Es kommt zu Rückzug, Depression, Isolation:**

... Die Zugehörigkeiten hat sie hinter sich gelassen und nun ist sie in einer Leere, diese Leere treibt sie in eine Depression. Es kommt zu Rückzug, Isolation.... Sie kann das Leben nicht mehr genießen, die Lust ist auf und davon ...

➤ **Man ist gefangen in einem Dilemma:**

... Dann kann es auch passieren, dass meine Handlungen genau dem entsprechen was Sie glauben, dass ich bin: kindisch, ständig lachen, oder sehr aggressiv, oder wütend oder unkultiviert... solange diese Hemmungen da sind handle ich ihrer Meinung nach so und dann vertrete ich genau das, was sie sagen und dann kann ich mich manchmal nicht einschätzen. Soll ich fröhlich sein, soll ich wütend sein oder wie soll ich reagieren, denn da fühle ich mich wie in einer Zwickmühle aus der ich nicht mehr herauskommen kann ...

➤ **Man kann es niemandem recht machen**

... du bist vielleicht auch manchmal gut dran wenn du wirklich als ein armer Immigrant dastehst, der... nichts machen kann, hat keinen Arm, hat kaputte Hose, kaputte Schuhe... aber in dem Moment wo du kommst und du sagst ich bin so und so und so... und so, das ist auch ein Problem ...

➤ **Selbstzweifel**

... Man denkt sich dann, warum hab ich all das in Kauf genommen, für was, etwa für ein Auto oder ein Haus? Warum hab ich all das in Kauf genommen? Wofür zahle ich diesen Preis? Diese Fragen kommen auf ...

| |
|---------------------------------------------------|
| Nie wirklich ankommen versus sich anpassen |
|---------------------------------------------------|

... Schau, wir haben keine Ziele. Die ersten, die vor 40 Jahren hergekommen sind wollten für einen Traktor sparen und dann zurückkehren. Jetzt sind sie 40 Jahre hier und haben 40 Traktoren verdient und leben aber so, als würden sie gleich zurückkehren. Er hat keine Wohnung, baut unten, hier ist er nicht eingelebt. Er nimmt immer den härtesten Job, wegen dem Geld.

Wir müssen uns überlegen, was wir wollen, wollen wir hier leben, dann müssen wir umdenken und uns anpassen. Die Frage ist, sind wir jetzt Vorarlberger oder nicht. Nehmen wir die ersten Türken; er baut eine Villa mit 3 Stockwerken in der Türkei, jedes

Jahr renoviert er dort das Haus, aber er lebt dort einen Monat, hier lebt er 11 Monate in einer Bruchbude, die Fenster nur geflickt. Er will immer zurück, hier hat er nicht einmal ein gescheites Bad.

Die zweite Generation ist da anders, sie ist klüger, sie haben hier Wohnungen gekauft, sie leben gut, sie geben viel aus, sie haben den gleichen Standard wie die Einheimischen.

Man muss erst ja zu etwas sagen, dann geht alles besser...

Verinnerlichter Rassismus

➤ **Verleugnen:**

- ... da sehe ich so viele Migrantinnen kommen zu mir und dann ich sehe ihre Ausbildungen und die Arbeit die sie machen, sie putzen und das tut mir so weh, wenn ich sehe einen Afrikaner der hat 2 akademische Grade aber jetzt ist er in einer Wäscherei.

- Ja, die können kein Deutsch oder?

- Nein, er spricht sehr gut, aber das ist wegen seiner Hautfarbe ...

➤ **sich selbst klein halten:**

... Die Diskriminierung hat schon solche Ausmaße angenommen, dass auch wir uns selbst als solche wahrnehmen. Also, wenn wir etwas machen oder sagen wollen, überlegen wir uns erst einmal, ob wir das als MigrantInnen überhaupt tun oder sagen sollten, könnten, usw. Durch diese auch unsichtbare Diskriminierung büßen wir unsere Freiheiten ein, Freiheit, etwas genauso zu sagen, wie wir es meinen, oder genauso zu tun, wie wir es als normale, freie Menschen tun würden. Also, ich meine, wir sehen mittlerweile auch in uns selbst eine fremde „Gestalt“ (im Original deutsch) und nicht mehr den eigentlichen Menschen ...

➤ **sich gegenseitig klein halten:**

... Ja, wir haben unsere Kandidatur bekannt gegeben und viele Türken haben gesagt, wieso wir das tun, es gäbe doch Österreicher, die das tun ...

... Da stirbt einer und kommt in die Hölle. Der Teufel macht eine Führung mit ihm. Es sind viele große Töpfe, mit kochendem Öl drinnen, in jedem Topf sind Menschen aus einem Land, am Rand jeden Topfes sind kleine Teufelchen mit spitzen Speeren. Da wollen die Brennenden raus aus dem Topf und die Teufelchen stoßen sie mit den Speeren wieder hinein. Sie laufen so alle Töpfe ab: die der Engländer, Deutschen, Italiener, usw. Dann kommen sie an einen Riesentopf, der auch kocht und voller Menschen ist, aber er hat keine Wächter, die die Sündigen wieder hineinschupsen. Da fragt der Hölleneneuling: „Wieso sind an diesem Topf keine Wächter?“ Da antwortet der Teufel, „das ist der Topf der Türken, die brauchen keine Wächter, weil immer wenn einer raus will, ziehen ihn die anderen Türken wieder runter und sagen, „Wenn wir nicht rauskommen, dann sollst du auch nicht können!“ ...

Dialog (ver-)suchen

... Jeder hat einen anderen Charakter, reagiert anders auf Situationen, aber die Bedingungen drängen dich in eine bestimmte Richtung. Ich persönlich suche – so weit es geht – den Weg des Dialogs und des gesunden Kompromisses. So weit es halt geht ...

... Also ich hätte so gerne Kontakt zu ÖsterreicherInnen, selbst mit meinen geringen Deutschkenntnissen. Aber es ist so eine gewisse Unahnnahbarkeit. Ich bemühe mich, sei es auf der Straße bei gewissen Anlässen oder am Arbeitsplatz, wenn die Bekannten der alten Damen zu Besuch sind, oder mit den ArbeitskollegInnen, also ich bemühe

mich. Was ich ernte, sind höchstens einsilbige Antworten, eine Art der Ablehnung. Es ist ein kurzes Ja oder ein kurzes Nein, und Ende des Gesprächs, das war's dann. Du willst dich ja unterhalten, du willst sie verstehen, du willst ihnen erzählen, wie du bist, was in dir vorgeht, also ahh... also du wirst gleich als Ausländerin eingestuft, so als ob du so beschaffen wärest, dass man dich nicht berühren sollte, als ob du unberührbar wärest ...

Integration und Dialog setzen gegenseitigen Respekt, Toleranz und einen Schritt von beiden Seiten voraus.

„Wir sind besser“

Besser aussteigen durch...

- **Vergleiche mit anderen („untergeordneten“) Gruppen**

z.B. mit MigrantInnen anderer Herkunftsländer. Unterschiede zwischen ÖsterreicherInnen und MigrantInnen werden dadurch vernachlässigt.

- **Abwerten der österreichischen und Betonung der eigenen Kultur:**

... Sie behaupten zwar, sozial denkende und sozial handelnde Menschen zu sein. Aber das ist nur eine Behauptung, in der Realität spielt sich das Gegenteil ab. Sie sind sehr verschlossen. Es gibt hier auch Menschen, die offen sind, sich allmählich öffnen, aber grundsätzlich werden wir mit der verschlossenen Haltung konfrontiert. Meiner Meinung nach hat die Diskriminierung, die wir erleben, mit all diesen Vorurteilen, mit der verschlossenen Haltung zu tun ...

... Aber das ist kein Witz, unlängst ist eine alte Frau auf der Straße runter gefallen, alle haben nur geschaut, ein Kind sagte zu seiner Mutter: „Schau Mama, schau!“ Kannst du dir das in unseren Ländern vorstellen? Eine Frau fällt und alle schauen... Gibt es denn so was? Hunderte würden hinlaufen und versuchen, zu helfen ...

Sich durchschlagen

- **Beziehungen (auch zu ÖsterreicherInnen) einsetzen**

... Dann hat er seinen Professor mitgenommen und auf einmal geht alles ...

- **Sprache lernen**

Deutsch als Hilfsmittel, um sich in Österreich zurechtzufinden,
als Werkzeug, um sich zu artikulieren,
als Waffe, um sich zu wehren:

... Die Sprache ist meines Erachtens sehr wichtig, wenn du die Sprache beherrscht, kannst du dich positionieren und deiner Haltung verbal Ausdruck verleihen ...

... Wenn wir uns stärken wollen, ist die Sprache immens wichtig. Sprache gibt einem Kraft, sie stärkt dich. Wenn es keine Kurse gibt, wenn es keine passenden Kurse gibt, dann besorg das Buch, setz dich hin, studiere, kämpfe darum, der Kampf zahlt sich aus, der Preis, den du in Kauf nimmst, zahlt sich aus. Ich weiß, es klingt so leicht, es ist so leicht gesagt, ich weiß, aber dennoch, wenn du dich stärken willst, wenn du dich in diesem Land stärken willst, dann musst du diesen Preis in Kauf nehmen. Natürlich, auch wenn du die Sprache beherrscht, wirst du diskriminiert werden, auch dann, aber du wirst dich wehren können, du wirst dich artikulieren können. Das ist meines Erachtens eine immense Notwendigkeit. So sehe ich das, so denke ich ...

➤ **Gesetze umgehen**

z.B. illegale Beschäftigung („Schwarzarbeit“)

➤ **den eigenen Status unterstreichen**

... dann hab ich Magister geschrieben - dann, als ich das nächste Mal gegangen bin, ich habe einen Sessel bekommen, ich bin anders behandelt worden. Dann hab ich gedacht, o.k., das ist nicht schlecht. Na dann hab ich angefangen, das immer zu sagen ...

Sich von Fremddefinitionen abgrenzen – zu sich stehen

... Nein, ich betrachte mich nicht als eine fremde Person, die in einem fremden Land lebt. Das ist nicht meine Erlebnisweise. Dass sie mir nahelegen, dass ich eine fremde Person in einem fremden Land sei, erkläre ich mit ihrem niedrigen Bewusstseinsniveau. Was heißt eigentlich fremd? Wer ist wem gegenüber fremd?

... Wir sind humane Wesen, wir sind Menschen und dazu stehen wir auch. Dieses Bewusstsein haben wir schon ...

... Also, wenn das nicht mein Problem ist, wenn das nicht das Problem der Migranten, Migrantinnen ist warum sollen sich die Migranten darüber den Kopf zerbrechen? Es ist das Problem der Mehrheit die sollen sich den Kopf zerbrechen... wir können dann schauen, wie wir die Ungleichheit, Ungerechtigkeiten aufheben können. Und ich bin als Migrant... nicht zuständig für seine Vorurteile ...

Sich dagegen wehren

... wenn ich vielleicht so wäre, wenn ich mich so oder so verhalten hätte, hätte ich mich vielleicht der Rassismus nicht getroffen. Das ist diese Illusion, dass du als Einzelperson Kontrolle über einen gesellschaftlichen Mechanismus haben könntest und diese Illusion ist geschürt. Man sagt ja, wenn du besser Deutsch kannst bist du nicht von Rassismus betroffen, wenn du dich besser anziehst, dann bist du davon nicht betroffen... Man füttert uns mit diesen Illusionen ...

➤ **ALS EINZELNE**

➤ **durch konkrete Handlungen, verbal, Hartnäckigkeit**

➤ **mit Humor, Ironie, Freundlich-Bleiben**

... Und viele sagen, ja – sagen sie auf der Straße, wenn ich auf der Bushaltestelle warte und die Kinder von der Schule kommen und mich sehen, sagen sie oft „ching chang chung“, sagen sie auch oft. Und das ist mir so auf die Nerven gegangen.

Ja! Und wenn sie immer so... hänseln..., da würdest du am liebsten - da flipp ich immer aus. Und nachher bin ich mal drauf gekommen. Nächstes Mal, wenn sie das sagen, dann werd ich sicher mal irgendwann mal zurück- weißt, blöd anreden. Und einmal hat wieder mal ein Schüler zu mir gesagt „ching chang chung“, dann bin ich her gegangen und dann hab ich gesagt: „Weißt du was das heißt?“

Nachher sagen sie: „Na, weiß ich nicht. Sag du – was heißt das?“

Sag ich: „Ich liebe dich - heißt das.“

Nachher: „Echt – oder? Ich liebe dich?“

Sag ich: „Ja!“...

Nachher haben sie nichts mehr gesagt ...

➤ **GEMEINSAM**

➤ **Kulturaustausch**

... Ich glaube, eine Möglichkeit zur Verständigung ist auch die Musik, weil wir alle haben irgendeine Kultur und deswegen gibt es Diskriminierung, na das ist wo man dagegen etwas machen kann, meine ich ...

➤ **Forderungen nach sozialen Veränderungen**

... Aber ich denke, das ist auch Öffentlichkeitsarbeit. Ich glaube, nicht immer ein Gesetz ändert die Welt. Es muss ein Gesetz geben, aber in der Umsetzung sollte auch eine Anerkennung (angestrebt/erreicht werden) ...

➤ **Direkte Konfrontation mit der dominanten Gruppe**

... Aber wir klammern uns an unsere Ängste, wir verschieben, zögern unsere Reaktionen hinaus, also immer mehr mit dem Argument: „ja, wenn ich erst einmal die Sprache kann, dann würde ich dies, dann würde ich jenes tun oder sagen“. Das ist aber nicht effektiv,

denn je mehr wir unserem Gegenüber unsere Passivität, unsere Wehrlosigkeit bieten, umso mehr wird das Gegenüber motiviert, so wie bisher weiterzumachen ...

➤ **Widerstand**

... Weißt du was, wenn MigrantInnen ein paar Tage lang oder nur ein paar Stunden lang die Arbeit niederlegen würden, in ganz Österreich, wenn sie dann sehen, wie das Leben praktisch zum Stillstand kommt, weil wir uns weigern, da weiterzumachen, das wäre ein guter Weg. Aber wo, entschuldige! Wir sind lahmarschig, wir sitzen und sitzen ...

... Ja, das hängt mit der Angst zusammen, einiges zu verlieren. Was wiegt mehr? Die Würde deiner Persönlichkeit, deine Menschenwürde, oder die Dinge, die du zu verlieren fürchtest? Und dann, wenn du im Rampenlicht stehst, ziehst du irgendwie vor, zu schweigen, das Ganze in dein Inneres zu verschieben, zu verlegen... Wenn du dich dafür entscheiden kannst, dass deine Würde, deine Menschenwürde wichtiger ist als alles andere - und ich meine, das sollte auch so sein - dann bist du bereit den Preis dafür zu zahlen. Du solltest überzeugt sein, dass du Recht hast. Wenn du hingegen von einem Vorurteil ausgehst, dass man dich deshalb, weil du Ausländerin bist schlecht behandelt, kannst du nicht überprüfen, ob das tatsächlich damit zusammenhängt oder vielleicht doch mit deinem Fehlverhalten. Erst nach der Überprüfung kannst du sicher sein, kannst du überzeugt sein und überzeugt auftreten. Nicht eher. Und in diesem Fall solltest du dann aktiv Partei ergreifen für deine Rechte, und den Preis in Kauf nehmen, den Verlust von Dingen, die meiner Meinung nach nur eine sekundäre Bedeutung haben. Allerdings ist es für jeden etwas anderes. Bei manchen kann es die Sorge um das Wohlergehen der Kinder sein, bei manchen die Angst um den Job, bei manchen die Angst vor Ausweisung. Natürlich all das kann ich nachvollziehen, vor allem bei Menschen, die viele Verantwortungen z.B. gegenüber ihren Kindern haben, ja, schon, aber das nimmt kein Ende, denn wenn wir so weitermachen, werden unsere Kinder, um deren Wohlergehen wir bemüht sind, auch das Gleiche erleben ...